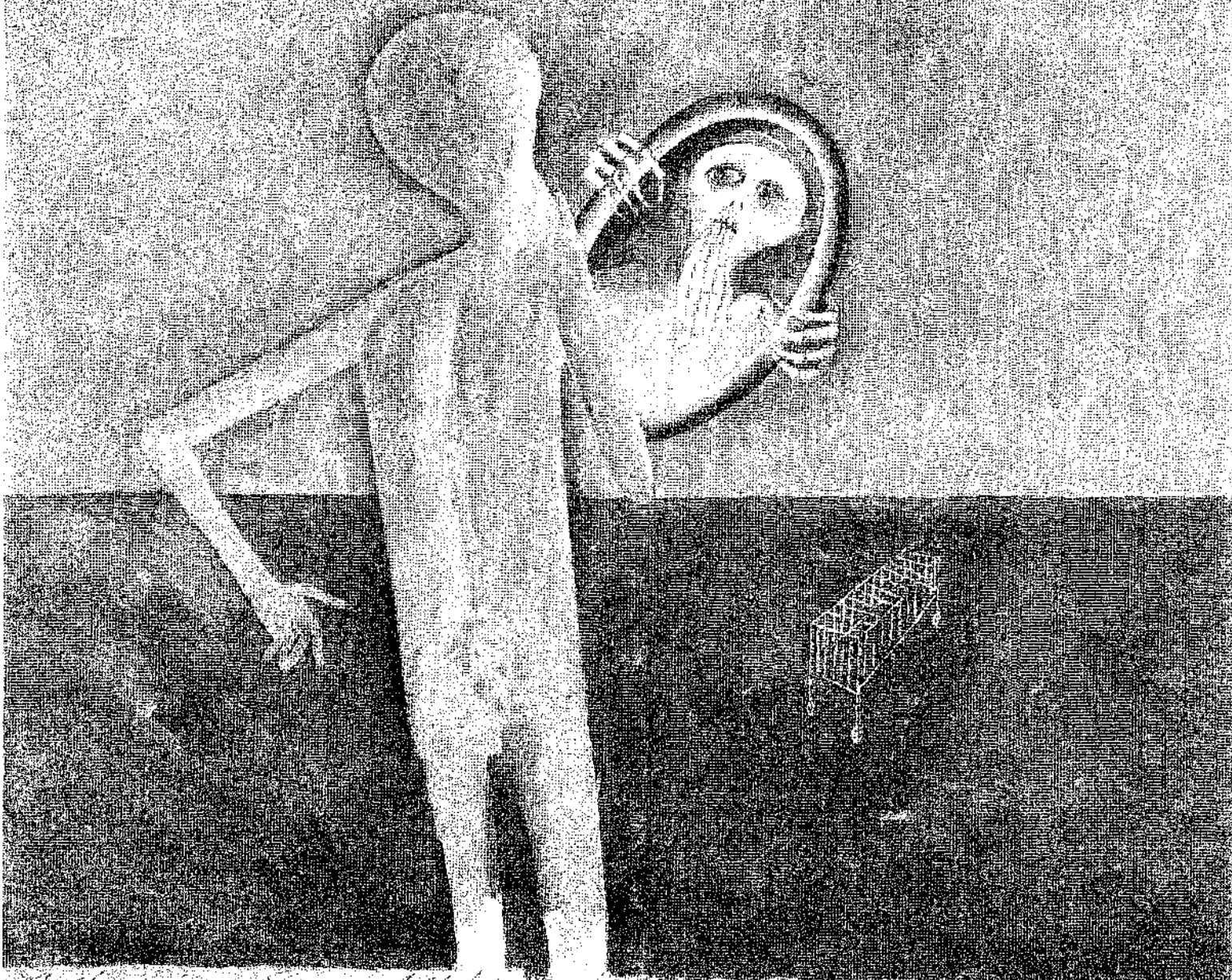


skolast



Alkohol - Psykiatri - Drogen - Alkohol - Psykiatri -
Alkohol - Psykiatri - Drogen - Alkohol - Psykiatri -
Drogen - Alkohol - Psykiatri - Drogen - Alkohol - Psykiatri -
Drogen - Alkohol - Psykiatri - Drogen - Alkohol - Psykiatri -
Alkohol - Psykiatri - Drogen - Alkohol - Psykiatri -

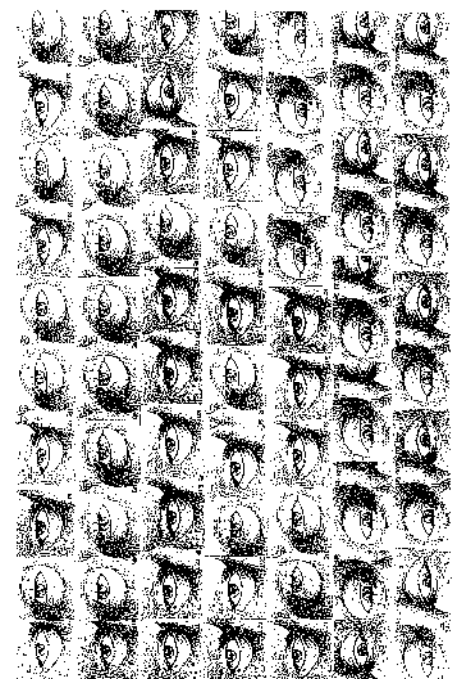
skolast



Titelbild + hintere Umschlagseite: KURT HOFER, Schlanders.

FOTONACHWEIS:

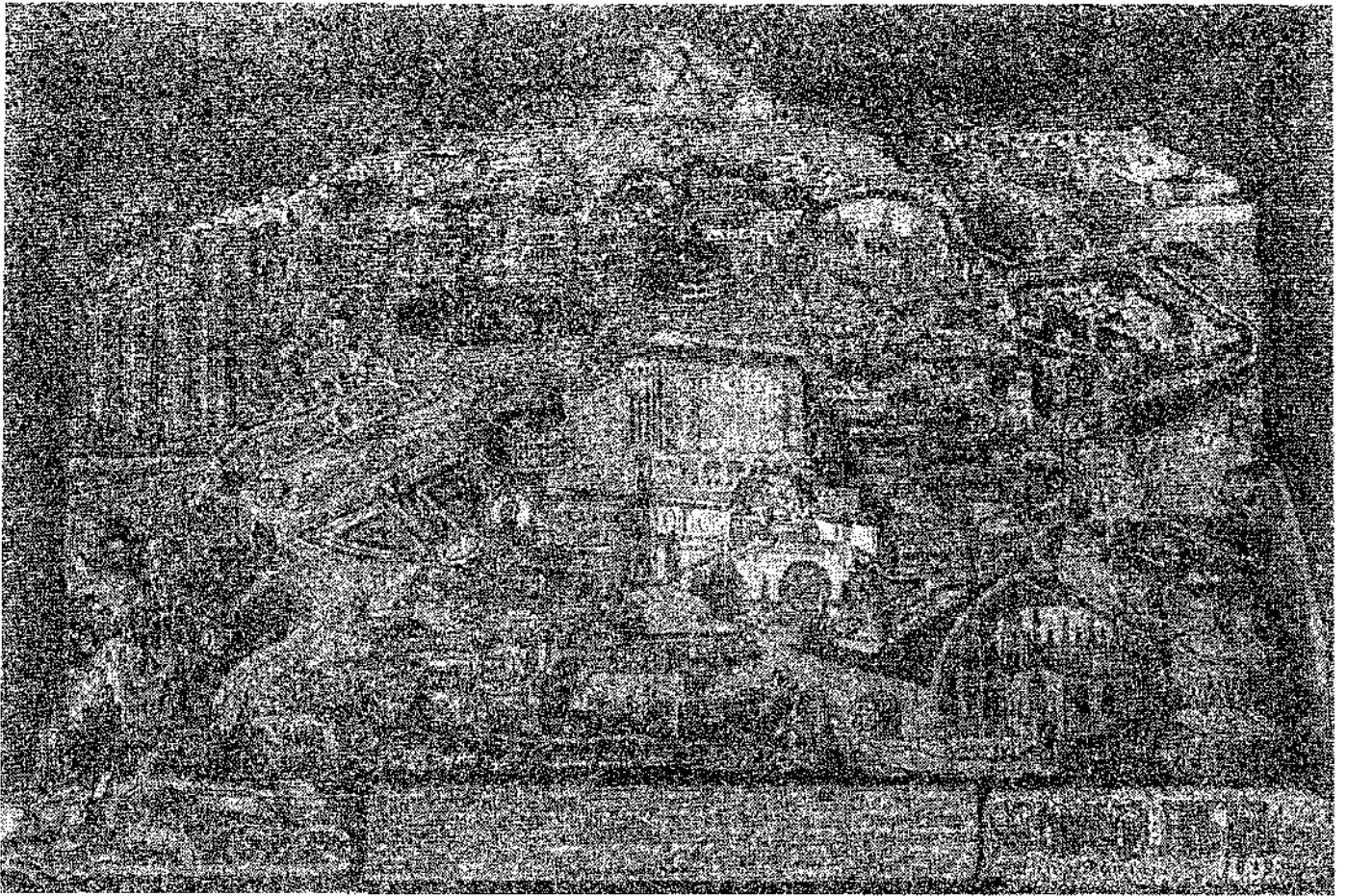
skolast-Seite 4 aus: Bern Bexte, Häuser-Kalender, Delphi Verlag; Dem Hans Prinzhorn, »Bildnerei der Geisteskranken«-wurden Illustrationen entnommen für die Seiten: 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 28, 29, 37; aus: »Alexanders poetische Texte« ein dtv-Büchl: S. 22; Leo Navratil, »Gespräche mit Schizophrenen«: skolast-Seiten: 24, 25, 26; aus »Marxismus und Meditation« (jawoll, auch solche Bücher gabs damals): S. 38; Toulouse-Lautrec, und das Paris um 1900: S. 39, 41; Zille, Photographien Berlin 1890 — 1910: S. 42; »Die Bettler«, ein Kupferstich von Hieronymus Bosch, aufgefunden in: A. Kopecny, Fahrende und Vaganten, Wagenbach, ist verstreut zu finden auf den »Stipendien«-Seiten A — H; auf den selben Seiten sind noch vertreten: F. Truffaut, Hanser-Filmbuch, sowie: Joliffe, il miglior amico dell'uomo; weiter geht's mit: UHU — das Magazin der 20er Jahre aus dem Ullstein-Hause: S. 44, 45; für die Seiten 46, 47, 48 ist das Presseamt des Österreichischen Bundespräsidiums verantwortlich; »La cucina tradizionale veneta«, ein sehr empfehlenswertes Newton & Compton Brevier, für den, der sich täglich nährt, duftet auf den Seiten: 49, 50, 51; der Kellermeister David Casagrande aus BUTTRIO, Friuli, stellte freundlicherweise die Fotos der Seite 53 zur Verfügung, entnommen aus der Festschrift: »XXesima sagra del cinghiale tartufato«; die Illustrationen zu Waldners »Bauernroman« stammen aus: Bergschicker, Deutsche Chronik«, Elefantentpress; und aus diversen leider vergriffenen Zeitschriften, welche seinerzeit in keinem Haushalt fehlen durften, etwa: »Das deutsche Mädel«, »Unser Mädel«, oder gar »Sommersonnwend«; das Foto auf S. 54 stammt wahrscheinlich von einem Fan von 'Magnifico'; skolast-Seite 57 schließlich und endlich: ausm Gaismair-Kalender 1986.



Wir danken dem Assessorat für Gesundheitswesen, Arbeits- und Berufsausbildung, Landesrat Dr. Otto Saurer für die finanzielle Unterstützung bei der Herausgabe dieser Sondernummer.

INHALTSVERZEICHNIS:

	Seite
Prinzhorn-Sammlung	4
Vorstellung	5
Programm zur Studientagung der SH — »Psychiatrie — Drogen, Alkohol«	6
Einleitende Bemerkungen, von Heiner Zoderer	7
Referat von LR Otto Saurer	8
Diskussion zum Referat	13
L'alcoldipendenza in Alto Adige, di Cesare Guerreschi	18
Drogen in Südtirol, von Roberto Schöllberger	22
Psychiatrie in Südtirol, von Elio Dellantonio	24
Una riforma storica e attuabile. Esempio: Trieste, di Lorenzo Toresini	27
Diskussion zum Referat	28
Kurzbiografie der Referenten	31
Presseberichte zur Studientagung	32
Il cerchio / Der Kreis, Selbstdarstellung.	
Adressen von privaten und öffentlichen Institutionen	34
La strada / Der Weg; Sozial-medizinische Betreuungsstelle, Darstellungen	35
SKOLAST-Gespräch mit einem Mitglied der AL-ANON	36
BEILAGE IM SKOLASTEN (1)	Seiten I — XX
»Die Südtiroler Bauernromane von 1920 — 1945« Dissertationsauszug, von Hansjörg Waldner	
BEILAGE IM SKOLASTEN (2)	Seiten A — H
Das Landesstipendium. Vorschläge zu einer Reform von Christoph Kaserer und Adolf Gutweniger	
AA auf einen Blick	38
Ich bin Else	39
Ich heiße Franz	40
Gespräch mit Christian Folie, Caritas	41
Überlegungen zur Hochschulreform, von Elisabeth Höglinger	43
Interview mit dem österreichischen Bundespräsidenten Dr. Rudolf Kirchschläger	46
Kropfen und Gesundheit	49
Eine Essensrubrik mit: Ó ragù; bacalá del capussin; risi e bisì; Edoardo de Filippo; Melonen; + Wein des Monats	
Rezensionen:	
K: Stuhlpfarrer, Umsiedlung Südtirol (O. Kuppelwieser) — Staffler/Hartungen, Geschichte Südtirols (G. Denicolò) — Gedenken/Umdenken, Tirol nach 1984 (G. Engl) — Larcher/Gstettner, Schule in Kärnten (G. Pallaver) — Brunner, Volksbüchereien in Südtirol (G. Engl) — Georg Paulmichl, Verkürzte Landschaft (L. Paulmichl) — H. Haid, Lesebuch (G. Grüner)	
Promotionen	61



Josef Grebing, »ROMA. Stadt Gottes«.
Prinzhorn-Sammlung Heidelberg.

Von 1919–1921 sammelte, ordnete und inventarisierte der Heidelberger Psychiater Hans Prinzhorn ungefähr 5000 Bilder, Skulpturen und Texte, die in den Jahren zwischen 1890 und 1920 von Patienten psychiatrischer Anstalten vor allem Deutschlands und der Schweiz geschaffen worden waren. Die mittlerweile berühmte Prinzhorn-Sammlung ist im Besitz der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg und wird heute von Dr. Inge Jádi betreut.

Meine Lieben!

Ihr habt jetzt *s o* lange auf das Erscheinen dieser *s k o l a s t*-nummer gewartet, daß Ihr Euch nun von niemandem, aber auch schon von gar niemandem von der Lektüre desselben abhalten lassen sollt.

(Erst recht nicht von mir, der ich hier die ganze Seite 5 besetze.)

Ich übergebe an meinen Kollegen von Seite 7, da er viel besser einleiten kann.

(Bei der Montage dieses *s k o l a s t e n* fiel uns auf, daß eine Seite Text fehlte, also übernahm ich die Verantwortung und schrieb dieses EDITORIAL — ein Wort, das ich durch diese Worte umgebracht zu haben hoffe.)

Unser Zeichen: *rmp/ao*

Die gestörte Lesestunde



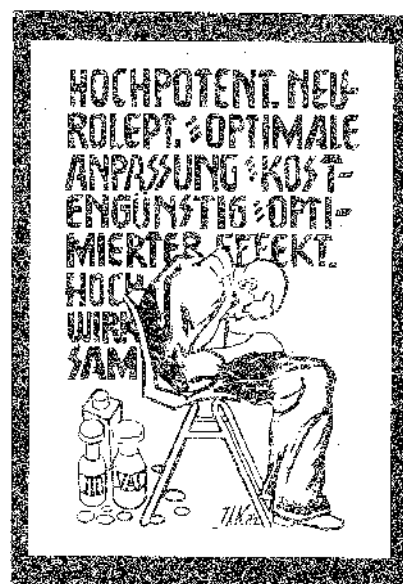
Der Störer tritt von hinten heran.



Seine Würgeumklammerung wird durch Fingerstiche unter die Nase unterbrochen.

skolast, hrsg. u. verwaltung: südtiroler hochschülerschaft, 39100 bozen, waltherhaus, tel. 24614, redaktion: w. maier. verantwortlich im sinne des pressegesetzes: walter fill. satz und layout: graphic line, 39100 bozen, dantestraße 20a, tel. 32888, druck: coop. editrice nuova grafica CIERRE, verona, via botteloni 19. 4 — 6 hefte im jahr. preis: l. 3.000, abonnement: italien l. 10.000, österreich ös 120, br din 18. konto sh: postsparkasse nr. 10915395 — südt. landessparkasse, bozen ag. l nr. 114000 (bitte sh als begünstigte und skolast als einzahlungsgrund angeben). die artikel geben die meinung der autoren wieder. eintragung landesgericht bz r.st. i/56, erlaß vom 18. 6. 1956.

STUDIENTAGUNG
DER SÜDTIROLER HOCHSCHÜLERSCHAFT 1985



DIE SOZIAL-MEDIZINISCHE BETREUUNG IN SÜDTIROL
mit den Schwerpunkten: PSYCHIATRIE, ALKOHOL, DROGEN

Zeit: Freitag, 22. Februar bis Sonntag, 24. Februar 1985

Ort: Tourismuszentrum Neustift bei Brixen

ABLAUF

Freitag: Abendessen

19.30 Uhr: Referat von Landesrat Dr. Otto Saurer »Soziale und gesundheitliche Überlegungen zu Fragen der Psychiatrie, des Alkoholismus und der Drogenabhängigkeit in Südtirol« (mit anschließender Diskussion)

Samstag: 9.30 Uhr: Kurzstatements mit Diskussion

Dr. Dellantonio: Psychiatrie in Südtirol

Dr. Guerreschi: Alkoholismus in Südtirol

Dr. Schöllberger: Drogenabhängigkeit in Südtirol

Mittagessen

14.30 Uhr: Arbeiten in den Arbeitsgruppen

Arbeitsgruppe Psychiatrie:

Dr. Dellantonio (Reg. Krankenhaus Bozen), Stolzlechner Peter (Krankenpfleger, Bozen), Sabina Gschäitner (Wohnheim Sterzing), Annemarie Haas (Zentrum für psy. Gesundheit, Brixen)

Koordinator für die SH: Maier Wolfgang

Arbeitsgruppe Drogen:

Dr. Schöllberger Roberto (CMAS - BOZEN), Josef Triminel (Drogenstation Mödling / Wien), Manfred Reichert (K.I.T. - Innsbruck / Kontakt - Information - Therapie), Sozialberatung für Alkohol- und Drogengefährdete - Innsbruck, Dipl. Psych. Lisa Wagner (Passau), Watkinson Daniel (Konstanz)

Koordinator für die SH: Pedrotti Markus

Arbeitsgruppe Alkohol:

Christian Folie (Caritasberatungsstelle für Alkohol Kranke, Vinschgau), Anne Wiegand (idem), Edith Ganterer (idem), Dipl. Psych. Franz Dittmar (Passau), Gisela Obert (Ulm), Dr. Guerreschi (centro recupero alcoolisti, Bozen), Profanter Helene (CMAS, Brixen)

Koordinator für die SH: Zoderer Heinrich

Sonntag: 9.30 Uhr: Referat von Dr. Lorenzo Toresini (Psychiater in Triest) »Die Psychiatrie in Italien nach Basaglia, Tendenzen zu einer Gegenreformation des Psychiatriegesetzes Nr. 180. Die Ambulante Betreuung«.

Mittagessen und Abschluß

Einleitende Bemerkungen

Einleitende Bemerkungen

Einleitende Bemerkungen

Es gibt in Südtirol nach Schätzung des centro recupero alcoolisti heute 13.000 – 15.000 Alkoholiker. Nach einer Feststellung des Südtiroler Landtages vom 11. Juni 1980 gibt es 5.000 Alkoholiker und 250 Heroinsüchtige. Über 5% der Südtiroler Familien sind davon betroffen. Nach einer umfangreichen Studie, die der Deutsche Bundestag vor 10 Jahren herausgegeben hat, hat jeder 3. Bundesbürger einmal in seinem Leben irgendeine psychische Krankheit durchgemacht oder leidet noch daran. Nach dieser Studie sind rund 2% der Bevölkerung dringend psychiatrisch bzw. psychotherapeutisch behandlungsbedürftig.

Wir wissen nicht wie dieser Prozentsatz in Südtirol aussieht. Wir sind aber überzeugt, daß das Thema wichtig genug ist, eine Studientagung darüber abzuhalten. »Die Bergsüßschlachten des 20. Jahrhunderts befinden sich an der Drogenfront«. So hat es der Altsenator und Präsident von la strada/der Weg Dr. Friedl Volgger gemeint. Und so meinen auch wir es. Der Schwerpunkt der Tagung lautet: Psychiatrie, Alkohol und Drogen. Dabei wissen wir, daß auch der Alkohol eine Droge ist. Wir sind sogar davon überzeugt, daß der Alkohol die Droge Nummer eins bei uns in Südtirol ist. Wir haben trotzdem diese Trennung vorgenommen, weil es in der Öffentlichkeit diese Unterscheidung gibt. Wir sind davon überzeugt, daß dem Alkohol in Zukunft viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden muß und hoffen, daß in beiden Arbeitskreisen auch über diese unterschiedliche Bewertung beider Drogen diskutiert wird.

Obwohl die Psychiatrie einer der wenigen Bereiche gewesen wäre, in welchem die Provinz durch das Psychiatriegesetz aus dem Jahre 1904 eigene Initiativen hätte ergreifen können, ist bis heute so gut wie gar nichts geschehen.

In den letzten 10 Jahren hat sich in Italien und daher auch in Südtirol im sanitären Bereich einiges geändert: Am 13. Mai 1978 ist das Psychiatriereformgesetz (Gesetz Nr. 180) verabschiedet worden, am 23. Dezember 1978 das Gesetz über die Sanitätsreform (Nr. 833). Durch das Staatsgesetz vom 22. 12. 1975, Nr. 685, ist der Besitz von Rauschmitteln für den persönlichen Gebrauch straffrei geworden und den Regionen sind wichtige Aufgaben bei der Verhütung der Drogenabhängigkeit, der Behandlung und der Entwöhnung von Süchtigen übertragen worden. Dies hat zum Landesgesetz vom 7. 12. 1978 geführt. Aufgrund dieser Gesetze sind die sozial-medizinischen Betreuungsstellen eingerichtet worden: 1976 in Bozen, 1978 in Meran und 1979 in Brixen. Seit 1984 gibt es einen Landesgesundheitsplan. Auch eine Reihe von privaten Vereinen haben sich in den letzten Jahren gebildet.

1978: la strada – der Weg, der vorwiegend mit Drogenabhängigen arbeitet

1982: centro recupero alcoolisti (CRA)

1982: Caritas-Betreuungsstelle für Alkohol Kranke im Vinschgau.

Außerdem gibt es seit einigen Jahren: il cerchio – der Kreis. Seit 1977 gibt es ein Wohnheim in Sterzing, in welchem einige wenige Personen mit psychischen Störungen wohnen. Es gibt ein Wohnheim in Bruneck. In Brixen und in Bozen soll ein weiteres Wohnheim errichtet werden. Nicht vergessen werden darf eine Gruppe, die seit 12 Jahren im Stillen arbeitet, dort aber eine ungemein wichtige Funktion ausübt: die Anonymen Alkoholiker. Man könnte zum Ergebnis kommen, daß sich einiges getan hat. Dies ist nicht unbedingt so. Auf gesetzlicher Ebene hat sich viel getan. Italien hat das modernste und revolutionärste Psychiatriegesetz Europas. In der Alltagspraxis hat sich wenig geändert, bei uns fast gar nichts.

Nach den wenigen und zum Teil oberflächlichen Kontakten, die wir mit den verschiedenen Stellen gehabt haben, können wir sagen, daß es fast ausschließlich Einzelpersonen gewesen sind, die sich um diese brisanten Bereiche gekümmert haben. Von offizieller Seite sind zwar wunderschöne und fast revolutionäre Ziele festgelegt worden, aber bei den Taten war es meist ganz anders. Der Landesgesundheitsplan enthält ein schönes Programm für die nächsten 1.000 Jahre. In den nächsten 3 Jahren, für die er geplant ist, wird sich wahrscheinlich nichts verändern.

Personen mit psychischen Problemen werden nach Pergine oder nach Innsbruck abgeschoben, oder gar nach Valduna in Voralberg. Als Grund dafür wird immer der akute Personalmangel, bedingt durch ein Aufnahmestopp von Staats wegen, genannt. Für alles, was in Südtirol nicht funktioniert, ist Rom Schuld. Es gibt heute, so unser Eindruck, eine Auseinandersetzung zwischen den öffentlichen und privaten Institutionen.

Es gibt fast nur eine medizinische und noch keine sozial-medizinische oder psychotherapeutische Betreuung. Menschen mit psychischen Problemen werden vielfach noch einzig mit Medikamenten behandelt und dadurch lediglich ruhig gestellt. Es gibt kein Wohnheim in der westlichen Landeshälfte.

Psychotherapie und gemeindenaher Versorgung sind in Südtirol noch immer Fremdwörter.

Wir wissen, daß wir selbstverständlich diese Probleme nicht lösen können.

Aber vielleicht kann diese Studientagung beitragen, diese Probleme erstmals in einem größeren Rahmen und unter Beteiligung der politischen Verantwortlichen zu diskutieren. Mit einem gewissen Stolz können wir sagen, daß es uns, wie man uns gesagt hat, erstmals gelungen ist, so viele Leute von verschiedenen privaten und öffentlichen Organisationen aus Südtirol, aber auch aus Nordtirol und dem übrigen deutschsprachigen Raum, zusammenzubringen. Dies ist sehr wichtig und es wäre unser Wunsch, wenn sich nach dieser Tagung ein eigener Verein gründen würde, der die Gespräche weitertragen würde. Es ist allen bekannt, daß es bisher in Südtirol nur den Verein für psychische Hygiene gibt. Daß mit den Auffassungen dieses Vereins und besonders seines Präsidenten, des Herrn Dr. Bruno Frick, nicht alle einverstanden sind, ist auch schon vielen bewußt. Nur ist es bisher versäumt worden, eine eigene Initiative zu ergreifen.

Es freut uns, daß so viele Interessierte an der Tagung teilnehmen. Besonders freut es uns, daß auch der Landesrat Dr. Otto Saurer ein Referat hält. Ihm danken wir auch für die finanzielle Unterstützung der Tagung und der Tagungsbroschüre.

Heinrich Zedner

Psychiatrie, Alkoholismus und Drogenabhängigkeit

von Landesrat Dr. Otto Saurer

Psychiatrie, Drogen, Alkoholismus – drei Bereiche, die als Außenbezirke unserer Gesellschaft betrachtet werden; die Betroffenen selbst werden oft als hilflose und störende Glieder der Gesellschaft betrachtet. Die Angst vor seelischen Krankheiten steckt tief im Bewußtsein der Bevölkerung. Es herrscht das Vorurteil, ein psychisch Kranker sei in allen Bereichen des Lebens gestört und nicht mehr imstande, sein Dasein selbst zu regeln, sein Handeln zu kontrollieren.

Es ist auch zu hören, daß weite Teile der Bevölkerung verständnislos, oft auch aggressiv reagieren, wenn von drogen-süchtigen Jugendlichen die Rede ist. Tiefenpsychologisch gesehen wird damit versucht, die eigene, dunkel empfundene Schuld an dem Geschick der Jugend zu verdrängen und zu verneinen. Der Durchschnittsbürger hat seine Vorstellungen, sein oft unzureichendes Wissen und sein Empfinden negativ besetzt, wenn er mit ihnen in Berührung kommt oder über sie spricht. Da er glaubt, vor einem ähnlichen Lebensschicksal gefeit zu sein, fällt es ihm schwer, Verständnis, Nächstenliebe und fürsorgende Anteilnahme zu entwickeln.

Allzuleicht geben wir uns dem sicherlich beruhigenden Glauben hin, die psychiatrischen Abteilungen – um einen Bereich herauszunehmen – werde nur jener eingewiesen, der nicht mehr in der Lage sei, sich in unserer komplizierten anonymen Gesellschaft zurechtzufinden.

Bewußt haben wir eine unverrückbare Trennlinie zwischen unserer vermeintlichen Normalität und dem gezogen, was wir allgemein für abnorm, deviant und irre halten. Es steht jedoch außer Frage, daß fast jeder Mensch im Laufe seiner subjektiven Geschichte einmal vorübergehend seelisch erkrankt und sogar auf längere Frist – vielleicht unerkannt – seelisch krank bleibt. Diese Anmerkungen sollen verdeutlichen, welchen Zugang wir zu diesen Bereichen haben, oder auch daß wir andererseits nur bedingt Zugang zu diesem Problembereich finden.

Daraus kann gefolgert werden, daß sich unsere Gesellschaft von einer moralischen Verbindlichkeit freisprechen will.

Die Problematik ist sehr komplex und erfordert ein differenziertes Vorgehen. Der heutige Mensch beharrt als Forderung mehr denn je auf der Normalität seines Gegenüber, weil die Risikobereitschaft, das Abenteuer und mithin Flexibilität und Toleranz von ihm abgefallen sind.

Sich auf den Nächsten mit all den damit verbundenen Gefahren, aber auch Chancen einzulassen, ist längst dem Areal der Professionalität überantwortet worden.

Umso größere Bedeutung kommt dieser Studientagung bei, die versucht, drei Bereiche in ein größeres gesellschaftliches Bewußtsein zu rücken. Die Bereiche Psychiatrie, Drogen und Alkoholismus umfassen Probleme, bei deren Entstehen eine Vielzahl an Faktoren zusammenwirken. Zwar sind im Einzelfall verschieden gelagerte Schwerpunkte feststellbar, doch die Probleme lassen sich niemals auf eine einzige Ursache zurückführen.

Die Bedingungskomplexe sind gesellschaftlicher, kultureller, familiärer und individuell-persönlicher sowie auch genetischer Natur; die Liste von möglichen Bedingungen ist lang; beispielhaft seien einige herausgegriffen, die besonders in der heutigen Situation ins Auge fallen:

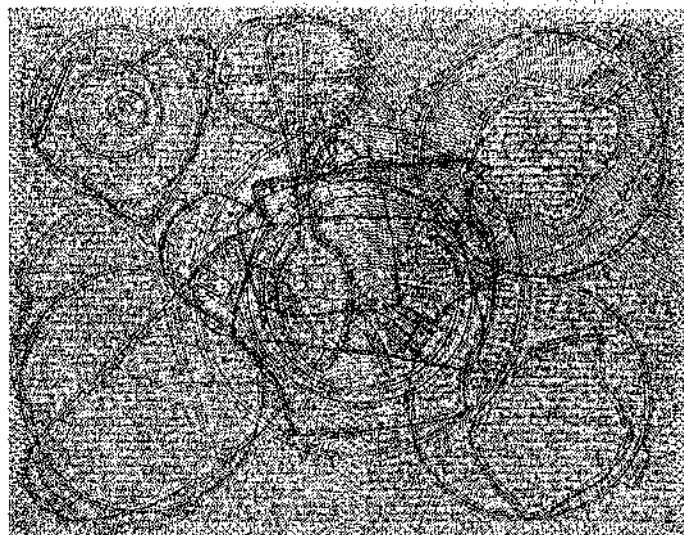
Heute ist es auch die Unpersönlichkeit vieler Sozialsysteme, welche bereits Kinder und Jugendliche an Beziehungsstörungen erkranken läßt. Gerade junge Menschen benötigen für die Sozialisation Anhaltspunkte, Bezugspersonen, als Menschen von Fleisch und Blut benennen und erfahren zu können.

Zu psychischen bzw. psychosomatischen Störungen führen folgende Bedingungskonstellationen:

- Fehlen bzw. der Verlust von gewachsenen, tragenden Gemeinschaftsstrukturen
- die Vereinsamung und Isolation vieler Menschen und Bevölkerungsgruppen
- Verlust geistiger Orientierungspunkte und Werte
- Überforderung durch negativ erlebten Alltag
- Konsumzwänge und Konsumgewohnheiten, weitgehende Abhängigkeit von äußeren Dingen und daraus folgende Verminderung der inneren Belastbarkeit
- allgemeine Tendenz zu Frustrationstoleranz und damit verbunden zu einer Flucht aus der Alltagsrealität
- Arbeitslosigkeit
- Erziehungsprobleme und Generationenkonflikte
- Unfähigkeit zur Konfliktbewältigung und zu mitmenschlichen Beziehungen
- persönliche Schicksalsschläge und belastende Lebensgeschichten
- persönliche ungünstige Veranlagungen und Dispositionen.

Ein genaueres Hinschauen macht die **relativ große Gemeinsamkeit dieser drei Bereiche** deutlich (Psychiatrie, Drogen, Alkoholismus).

Dabei fallen nicht nur die sozialen Voraussetzungen auf, die den Betroffenen ins sogenannte Abseits drängen; es fällt auf, daß psychische Störung und Sucht eine je verschiedene Antwort



auf den Alltag des Betroffenen sind. So könnte man etwa beim seelisch kranken Menschen von einer Suche nach Anhaltspunkten sprechen, die ihm die weitere Lebensführung ermöglichen. Eine weitere Gemeinsamkeit läßt sich in der Komplexität der Erscheinung und des Krankheitsbildes feststellen.

Die gesamte Persönlichkeit ist betroffen von:

- Störungen und Defizite im geistigen, seelischen und körperlichen Bereich.
- Störungen und Ausfälle in allen sozialen Bezügen und Herausfall aus dem Gemeinschaftsleben,
- lange, unauffällige Krankheitsprozesse,
- bei Auftreten der Krankheitssymptome und Auffälligkeiten sind oft schon irreversible Fehlentwicklungen im Gange.

Dabei ist kritisch anzumerken, daß gerade die psychiatrischen Erkrankungen, sowie bestimmte Verhaltens- und Bewußtseinszustände jener sozio-kulturellen Bedingungen und verschiedenen Traditionen unterschiedlich definiert werden können und entweder als »noch gesund« oder »schon krank« deklariert werden.

Im Bereich der Drogen ist eine Verharmlosung der legalen Drogen einerseits und eine Dämonisierung des illegalen Drogenbereiches festzustellen. Dies führt u. a. dazu, daß in einem Drogenstüchtligen eine an der Gesellschaft gescheiterte Existenz gesehen wird.

Wir haben es versäumt, den Menschen als ein Wesen zu sehen, in dem sozial angepaßtes Verhalten ebenso wie andere Körperfunktionen biologisch beeinflußt werden, aber auch auf seine Körperfunktionen einwirken. So gesehen ist der Körper nicht Anlaß, sondern Medium der in der »Außenwelt« begonnenen Krankheit.

Diese heutige Erkenntnis, daß viele körperliche Erkrankungen durch ein lang andauerndes seelisches Mißbehagen verursacht werden, rückt in der Psychiatrie besonders ins Blickfeld.

Bedeutsam scheint mir auch die Erkenntnis, daß seelisch gestörte Kinder und Jugendliche mehr und mehr eine Innenwelt entwickeln, in der unser gesellschaftliches Dasein nur mehr rudimentär vertreten oder gänzlich den Phantasien und Illusionen des Kranken gewichen ist.

Nur zu häufig wird der kranke Mensch nicht wirklich als Kranker wahrgenommen und verstanden. Viel häufiger wird die seelische Störung eines Kindes und eines Erwachsenen als Trotz, Faulheit oder gar als Bosheit bezeichnet. Der auf diese Weise mißverständene, gequälte Mensch wird noch mehr in die seelische Krisis getrieben, an der er nicht selten scheitert.

Ein besonders tragisches Erscheinungsbild tritt im Zusammenhang mit straffällig Gewordenen zutage.

Das Kainsmal des einmal straffällig Gewordenen wächst gleichsam aus den Aktenvermerken, Zeugnissen und Lebensläufen heraus; es ist im Munde von Kollegen und Vorgesetzten, die eigenen Verwandten nehmen es auf.

So projizieren wir unseren Haß, unsere Angst, unser Rachegefühl auf den Täter, der unter unseren Händen - schuldlos oder nicht - zum Opfer wird. Den einmal Geprügelten schlagen wir doppelt; den Süchtigen zum Beispiel, der im Gefängnis über sein Leben nachdenken soll. Zudem bedeutet Süchtig-sein nicht allein, maßlos zu trinken oder Heroin zu konsumieren. Das Gesicht unserer Gesellschaft trägt vielfach die Züge des Süchtigen: denken wir bloß an den breit verbreiteten Tablettenmißbrauch.

Die Tatsache, daß die Sucht, die Abhängigkeiten den Menschen in all seinen individuellen und sozialen Dimensionen verändern, abbauen und zerstören und daher eine Behandlung und Wiederherstellung meist schwierig und oft unmöglich ist, zwingt uns, der Prävention besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Diese erfolgt nicht nur im Angebot von psycho-sozialer Beratung und Betreuung, also im Vorfeld von manifesten und fortgeschrittenen Krankheitssyndromen, d. h. als sekundäre Prävention, sondern muß in allen Lebensbereichen, wo Erziehung und Lebensgestaltung stattfinden, ansetzen als primäre Prävention. Dies sind, um einige herauszugreifen, sozialpolitische Maßnahmen im Bereich Familie, Erziehung, Wohnung, Freizeit, sowie eine verstärkte Gesundheitserziehung, sowohl in Familie, Schule, Jugendarbeit und Erwachsenenbildung.

Die Psychiatrie in Südtirol stellte sich nicht wesentlich anders dar als im übrigen Staatsgebiet.

Ich gebe zu, daß die Geschichte der Psychiatrie in den letzten

50 Jahren in Südtirol und auch jenseits unserer Landesgrenzen eine Geschichte des Nicht-Zur-Kennnis-Nehmens, des Abschiebens, des Verdrängens war. Südtirol hatte aber seit 1955 ambulante psychiatrische Dienste. Das Landesgesetz 1976 war das erste Psychiatriegesetz in Italien, das eine Landesverwaltung verabschiedet hat. Damit und endgültig mit dem Psychiatriereformgesetz vom 13. Mai 1978 Nr. 180 wurde ein sichtbares Zeichen des Umdenkens gesetzt. Es stand die Erkenntnis Pate - die ich teile -, daß die Einweisung in ein hermetisches System der klinischen Psychiatrie mehr zerstört als heilt, mehr deformiert als herstellt.

Eine Erfahrung, die mit der Auflösung der Psychiatrie-Krankenhäuser in Zusammenhang steht, mag dies verdeutlichen. Als nämlich diese Krankenhäuser aufgelöst wurden, bangte die Bevölkerung zunächst um ihre Sicherheit und Ordnung. Sie ging davon aus, daß die einstigen Insassen der Nervenkliniken Unruhe und Gewalt ins Volk hineinbringen und sich letzten Endes zwangsläufig selbst ins gesellschaftliche Abseits stellen würden.

Eher das Gegenteil war der Fall. Als die Etikettierung von ihnen abfiel, tauchten die meisten Betroffenen - so sie in den Genuß einer ambulanten Behandlung kamen, in der »normalen« Bevölkerung unter, ohne je als krank erkannt und verschrien zu werden. Wenn die Kontakte zu den ehemaligen Betreuern aufrechterhalten blieben, ließ sich nachweisen, daß nur wenige ehemalige Patienten nach der Entlassung erneut stationäre Behandlung benötigten. Südtirol hatte immer den niedrigsten Anteil von stationär behandelten psychiatrisch Kranken. Man muß jedoch auch zur Kenntnis nehmen, daß zumindest ab dem Jahre 1969 das Land bemüht war, die Verbesserung der Versorgung für psychisch Kranke sicherzustellen. Die Umsetzung der Pläne verzögerte sich ob der Unsicherheiten aufgrund der aufkommenden Reformdiskussion.

Auf das Reformgesetz selbst, das die psychiatrischen Krankenhäuser auflöste und zu Formen der offenen psychiatrischen Betreuung verpflichtete, reagierte man in Südtirol unterschiedlich.

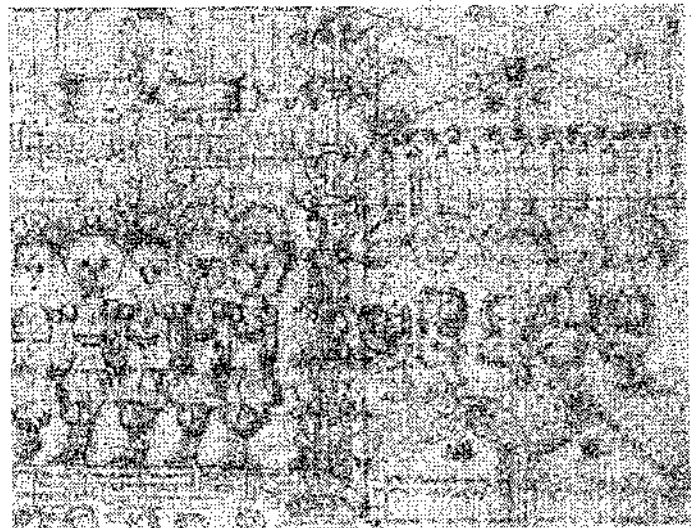
Vom kulturellen Gesichtspunkt betrachtet, war es nicht besonders umstritten; Südtirol hatte ja objektivweise keine Tradition, die das Land an das Konzept der psychiatrischen Krankenhäuser gebunden hätte.

Vom organisatorischen Gesichtspunkt betrachtet, war hingegen eine Verunsicherung festzustellen.

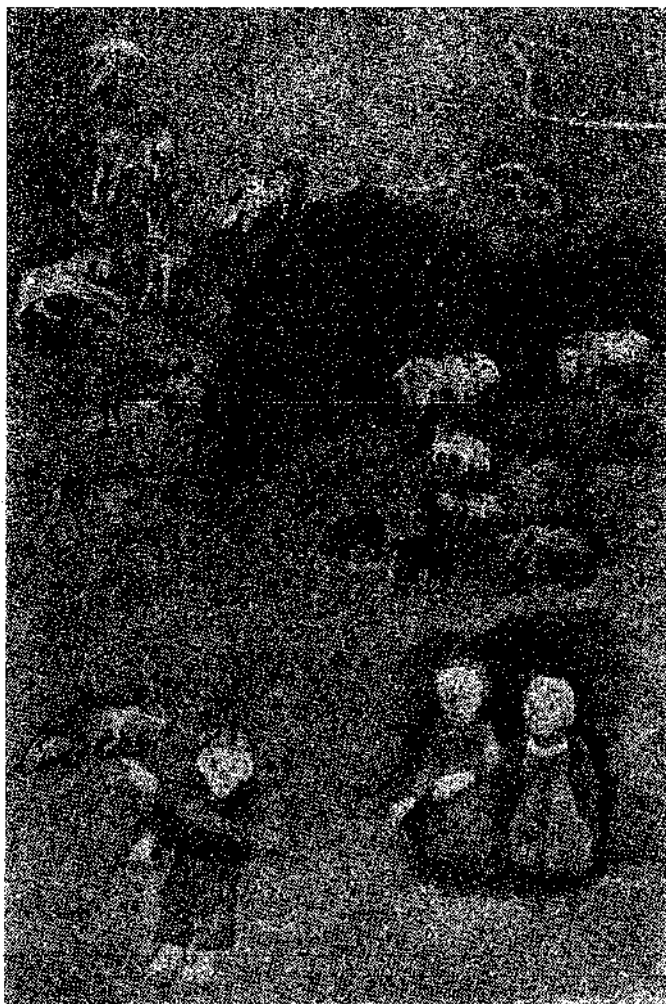
Bedingt war dieses Problem durch zwei Sachverhalte: Einmal vom Fehlen einer Anstalt und zum anderen von der Vorgangsweise, die die Termine für die Schaffung eines neuen Systems kurzfristig und dringend festlegten.

Das Fehlen einer Anstalt hatte zwangsläufig ein Fehlen an Ärzten und Krankenbetreuern zur Folge; auch die nötige Erfahrung in der psychiatrischen Betreuung fehlte.

So ist es nicht zufällig, daß heute jene Provinzen einen neuen, mit dem Reformgesetz im Einklang stehenden Dienst besitzen, die bereits vorher auf der Grundlage der früheren Gesetzeslage Anstalten führen.



„Madonna Soldaten“ (Bleistift)



Südtiroler Pfad

Fall 12) Abl. 39. „Südtiroler Pfad“ (Blatt 11) 11 x 18

So entstand eine nahezu paradoxe Situation. Jene Teile der Bevölkerung, die über keine Anstalt verfügten – auch weil vielleicht die Sensibilisierung fehlte – wurden nämlich in dieser Reformphase »bestraft«. Es ist eine Tatsache, daß wir im Jahr 1978 enorme Probleme hatten. Wir hatten nämlich die Verpflichtung, sofort ein neues, autonomes System aufzubauen, ohne auf die Hilfe der Nachbarländer rechnen zu können.

Man begann beinahe fieberhaft mit der Aufbauarbeit, mit aber sehr wenig zur Verfügung stehenden Ärzten und medizinischem Hilfspersonal, das erst ausgebildet werden mußte.

Die Arbeit war umso schwieriger als das Reformgesetz nicht auf andere Gesetze abgestimmt war und ebenso wenig auf die Südtiroler Realität. Jene, die am neuen Betreuungssystem arbeiteten, wurden mit einer Reihe von Gesetzen konfrontiert, die mit der Dringlichkeit zur Verwirklichung der Strukturen und Dienste kaum vereinbar waren.

Man denke bloß an die Bestimmungen, die dem Reformgesetz kurz darauf folgten, womit die Ausbildung der Krankenbetreuer von 1 auf 3 Jahre ausgedehnt wurde.

Trotzdem konnte dank des Einsatzes einer kleinen Gruppe von engagierten Ärzten, Betreuerinnen und Sozialassistenten in kurzer Zeit eine Struktur im Kleinen geschaffen werden, nämlich:

- die Krankenhaus-Abteilung mit 15 Betten im Regionalkrankenhaus Bozen,
- 6 Ambulatorien in den Bezirken, die weiter ausgebaut wurden,
- 3 Wohnheime (Bozen, Sterzing, Brixen – Brunico derzeit im Aufbau).

Zudem wurde Stadthof als Rehabilitationszentrum weitergeführt. Den Psychiatern gelang es auch, die allgemeinen Krankenhäuser zu vermehrter Kooperation heranzuziehen. Insgesamt standen ungefähr 70 Personen für diese Tätigkeitsfelder zur Verfügung.

Der psychiatrische Dienst nahm jedoch nicht die erforderliche Entwicklung.

Wenn man auch glaubte, die Anfangsschwierigkeiten mit etwas Geduld zu überbrücken, so zeigte sich alsbald, daß das psychiatrische System ein sehr komplexes, delikates ist, das nur über Jahre der Erfahrung und erlebter Arbeit aufgebaut werden kann.

Außerdem ist die immer noch zu beobachtende Diskriminierung dieser Einrichtungen und ihrer Benützer bei der Integration in das System der allgemeinen Gesundheitsvor- und -fürsorge zu beobachten.

Außer Diskussion steht aber nunmehr, daß psychisch Kranke und psychisch Behinderte das gleiche Recht auf Hilfe wie körperlich Kranke und körperlich Behinderte haben. Dieser Grundsatz erfordert ihre tatsächliche und rechtliche Gleichstellung bei der Hilfeleistung und ihre volle Einbeziehung in die allgemein medizinischen und sozialen Versorgungsangebote.

Der Landesgesundheitsplan bekennt sich zu den Leitlinien einer modernen Psychiatrie. Ein Angelpunkt des neuen Konzepts ist, daß ambulante, stationäre und ergänzende Dienste und Einrichtungen auch für psychisch Kranke so nahe wie möglich im sozialen Bezugsfeld der Kranken angeboten werden. Nach unserer Meinung hat die Psychiatrie als Fachleistung ihren natürlichen Sitz auf der Ebene der Poliambulatorien.

Die Arbeitsgruppe des Sprengels führt, außer der »Erst- und Grundversorgung«, jede Unterstützungstätigkeit im Rahmen des psychiatrischen Dienstes durch, die sich als notwendig und nützlich erweist.

Jede Sanitätseinheit muß darüber hinaus einen »psychiatrischen Dienst für Diagnose und Therapie« errichten, der vom Art. 6 des Gesetzes Nr. 180/78 für die Betreuung im Krankenhaus vorgesehen wird.

Ambulante und stationäre Versorgung müssen durch ein sinnvoll gestuftes und in Funktion und Kapazität abgestimmtes System ergänzender Dienste und Einrichtungen präventiver, therapeutisch-begleitender und rehabilitativer Art vervollständigt werden.

Es sind Prioritäten für die Durchführung des Programms klar erkennbar.

Sie betreffen sowohl die Errichtung der Dienste für »Diagnose und Therapie«, die Wohnheime und die Ambulatorien. Zweifellos werden gemeinsame Anstrengungen dahingehend unternommen werden, die Anzahl des Personals zu erhöhen.

Hier geht es vor allem darum, Südtiroler Fachkräfte aus dem Ausland zurückzuholen.

Weiters muß die Facharztausbildung in Mangelberufen – und der Beruf eines Psychiaters muß dazu gerechnet werden – stärker als bisher gemäß Vorgabe des Landesgesundheitsplanes gefördert werden. Eine entsprechende Gesetzesvorlage ist erarbeitet, die notwendigen Ansätze sind in der Bilanz und die Gespräche sind sowohl in Innsbruck und Verona geführt worden.

Es braucht wenigstens 25 Ärzte und daher eine Sensibilisierung der Jungärzte für eine entsprechende Spezialisierung. Dasselbe gilt für die Krankenpfleger.

Die Anzahl des dafür erforderlichen Personals kann auf 150 geschätzt werden.

Grundlegende Voraussetzung für all diese Maßnahmen ist eine größere und breitere Kenntnis und Einsicht in die psychiatrische Betreuung.

So sollte die Bevölkerung – von Familienangehörigen bis hin zu Arbeitskollegen, Freunden und Schülern – darüber informiert werden, was eine seelische Erkrankung ist, welche Ursachen sie haben kann, und wie sie auf die Betroffenen wirkt. Eine breite Bevölkerungsschicht steht immer noch der neuen Praxis, der neuen Konzeption unschlüssig gegenüber; eine Desorientierung in Anbetracht dieses Wandels ist auch noch in den Medien und unter Intellektuellen feststellbar. Es handelt sich offensichtlich um Mißverständnisse, Vorurteile und Zweifel.

Es muß zweifellos zugestanden werden, daß diese notwendige Entwicklung den Großteil unserer Gesellschaft unvorbereitet getroffen hat.

Das Reformgesetz selbst hat offensichtlich – als Reaktion auf die vorhergehende mißliche Situation – die reale Situation zuwenig berücksichtigt.

Ich bin jedoch überzeugt, daß mit den Instrumenten, die wir in

Südtirol in der Hand haben, mit entsprechendem Verantwortungsbewußtsein und dem nötigen politischen Willen auch den realen Erfordernissen gerecht werden können. Ganz abgesehen davon, daß bereits ein Abänderungsentwurf des Reformgesetzes vorliegt, der notwendige Korrekturen beinhaltet.

Besonderes Augenmerk wird man der Behandlung von schwer chronisch Kranken schenken müssen, wobei wir uns die Lösung des Problems nicht leicht machen dürfen. Der Ruf nach Erleichterung und Verlängerung der Krankenhausbehandlung, nach Möglichkeit der Langzeitunterbringung, der Erweiterung der psychiatrischen Abteilung in den Krankenhäusern, nach einer zielgerichteten und integrierenden Nachbehandlung mag seine Berechtigung haben. Es müssen jedoch Lösungsformen gefunden werden, die das Positive der Vergangenheit aufgreifen und im Sinne der neuesten Erkenntnisse das derzeitige System weiterentwickeln.

In diese Richtung weist bereits eine Reihe von Landesbestimmungen, die es unter Berücksichtigung der angeführten Schwerpunkte umzusetzen gilt. Als konkrete Maßnahme kann die Schaffung des Rehabilitationszentrums im Stadthof angesehen werden. Stadthof ist kürzlich durch die Überführung zur Sanitätseinheit Mitte-Süd in das Sanitätssystem eingegliedert worden und wird die Rolle eines Rehabilitationszentrums übernehmen.

Die Errichtung und Führung von Wohngemeinschaften, die von einer Genossenschaft ergriffene Initiative, auch psychisch Kranke in die Arbeitswelt einzugliedern, sind Schritte, die – wie mir scheint – zielführend in die Zukunft weisen.

Dazu gehört auch die Einsicht, daß Heilpädagogen, Therapeuten sowie Erzieher, Lehrer und Ärzte mit der gesamten Bevölkerung an der Lösung dieser Probleme arbeiten.

Drogen

Zum Thema »Sucht und Drogen« seien im folgenden lediglich einige Problembereiche beispielhaft herausgegriffen. Der Drogen- und Alkoholkonsum hat in letzter Zeit beträchtlich zugenommen; doch wurde erst in den letzten Jahren diese Problematik allmählich von der gesamten Öffentlichkeit wahrgenommen.

Es ist nämlich eine Tatsache, daß damit nicht nur ein Teil der Bevölkerung, etwa die in diesem spezifischen Bereich Tätigen, sondern die gesamte Gesellschaft in ihren verschiedenen Aspekten und Tätigkeiten betroffen sind.

So hat sich der Kampf gegen Drogen und Alkohol auf alle Schichten der Bevölkerung verlagert, in der Überzeugung, daß die Sucht nicht nur ein Problem der Sanität ist, sondern daß sich damit alle Kräfte der Gesellschaft auseinandersetzen müssen. Laufend meldet die Presse, daß das Angebot an Suchtmitteln durch sehr gut organisierte »Lobbies« zunimmt und daß heutzutage mit einer Verminderung dieses Angebots kaum zu rechnen ist: die wirtschaftlichen Interessen, die dahinterstecken sind zu groß. Was die Nachfrage an diese Substanzen betrifft, gibt es unterschiedliche Schwerpunkte: einerseits wird von einem Trend zur Verminderung der Nachfrage an Drogen gesprochen, andererseits stellt man eine Zunahme des Alkoholkonsums bei den schwächeren Schichten der Gesellschaft (Hausfrauen, Arbeitslose usw.) fest. Fest steht jedenfalls, daß die Verbreitung von Droge und Alkohol die Sozialordnung tief beeinträchtigen und die Verantwortung verschiedener Bereiche und Personen nach sich ziehen, von der Familie bis zur Schule, von der Arbeitswelt bis zu den Sanitätsdiensten, von den Sozialdiensten bis zur Gerichtsbarkeit.

Eine Zusammenarbeit aller ist notwendig, einerseits um die Bedingungen für ein gutes soziales Zusammenleben zu schaffen, andererseits um den Jugendlichen Werte zu vermitteln, die es ermöglichen, eine sinnvolle Lebenswahl zu treffen, ohne in den Tunnel der Droge und Devianz zu geraten.

Nicht zuletzt würde diese Zusammenarbeit die Tätigkeit der verbrecherischen Organisationen eindämmen, welche in diesem Bereich ein zerstörerisches Engagement entwickeln.

Für die Lösung der Suchtproblematik muß der Prävention absolute Priorität eingeräumt werden.



Fall 122. Abb. 46. Frau mit Perücke (Buntstich) 21x33

Die Prävention umfaßt, mit einem Satz, all jene Initiativen, die es ermöglichen, ein soziales und psychologisches Wohlbefinden der Bevölkerung zu erreichen und negativen Ursachen entgegenzuwirken, so wie dies auch die Weltgesundheitsorganisation definiert hat.

Für die Verwirklichung dieses Vorhabens müssen sich alle zuständigen Instanzen verantwortlich fühlen: Familie, Schule, Jugendvereinigungen, öffentliche Körperschaften usw.

Die Prävention setzt einen kontinuierlichen Einsatz dieser Instanzen und Personen voraus, unter Aufbietung aller Kräfte gegen die soziale Ausgliederung in all ihren Erscheinungen. Nur so kann den Problemen begegnet werden.

Die Arbeitsplatzfrage ist ein wichtiges Element der Prävention. Interventionen zu fördern, Jugendlichen Arbeitsmöglichkeiten zu bieten, eine Orientierung und Vorbereitung auf die Arbeit zu garantieren, sind Anliegen, die herausfordern.

Das Land hat im Rahmen der Prävention in letzter Zeit einige wichtige Initiativen ergriffen:

- 1) Die Kurse für die Ausbildung von Beratungslehrern an den Schulen mit der Aufgabe, vorbeugend und beratend tätig zu werden und somit gegen die Suchtgefahr zu wirken.
- 2) Die Finanzierung von Privatvereinigungen, welche in diesem Bereich tätig sind. Dazu ist zu bemerken, daß seit Jahren eine Informationstätigkeit bei einer breiteren Bevölkerungsschicht durchgeführt wird und zwar mit einem gewissen Erfolg. Diese Tätigkeit bezieht sich auf spezifische Präventionsformen, wie Referate, Filmabende, Sensibilisierung für Probleme der Jugendlichen.
- 3) Seitens des Landes werden darüberhinaus Initiativen gefördert, welche eine allgemeine Information zu diesen Problemen zum Ziel haben (Broschüren usw.).

In Südtirol arbeiten zwei Vereine verstärkt im Bereich der Drogenrehabilitation: Während das Therapieprogramm von



»LA STRADA-DER WEG« bereits praktiziert wird, hat »DER KREIS-IL CERCHIO« Konzepte und Pläne vorgelegt. Ohne im Detail auf das Programm von »LA STRADA-DER WEG« einzugehen – sie werden gewiß morgen in den Arbeitsgruppen dazu Gelegenheit haben – fällt eines ins Auge: im Mittelpunkt steht der Mensch, der eine Entwicklung mitmachen muß.

Im Bereich des Drogenmißbrauchs besteht zur Zeit ein gut funktionierendes Betreuungssystem (ärztliche Betreuung durch Krankenhäuser, einige Vertrauensärzte, medizinisch-soziale Beratungsstellen, Therapiegemeinschaften im In- und Ausland). Große Probleme sind im Bereich der beruflichen Eingliederung bzw. Wiedereingliederung zu verzeichnen, wobei bereits bedeutende Möglichkeiten geschaffen worden sind (die sogenannte »borse di studio lavoro«).

Im Bereich des Alkoholmißbrauchs und der Sozialdevianz waren die Beratungsstellen nur beschränkt tätig, weil die Alkoholiker und die Sozialdevianten zu inhomogenen Gruppen darstellen, die nicht an einer gemeinsamen Beratungsstelle behandelt werden können. Trotz des Personalmangels bieten die Zentren für psychische Gesundheit gezielte Programme an. Diese Zentren in Bozen, Brixen, Bruneck, Meran und Schlanders gewährleisten ein spezifisches therapeutisches Programm. Weiters muß das CRA als Therapiestelle erwähnt werden.

Medizinische und soziale Beratungsstellen bestehen in Bozen (seit 1976), in Meran (seit 1977) und Brixen (seit 1978), in Bruneck (im Aufbau) und haben gemäß Art. 7 des L. G. 7. 12. 1978 Nr. 69 folgende Aufgaben:

- a) sie fördern Vorbeugungsmaßnahmen und führen solche durch;
- b) sie veranstalten Lehrgänge, Tagungen, Diskussionsrunden, Zusammenkünfte und ergreifen jede weitere Initiative, die sie als zweckdienlich betrachten;
- c) sie sind für die ärztliche, psychologische, pädagogische, soziale und rechtskundliche Betreuung und Beratung zuständig;
- d) sie bestimmen die jeweils geeignetste Entwöhnungstherapie und ergreifen jede weitere geeignete Maßnahme zur Rehabilitation und Wiedereingliederung;
- e) in Fällen, in denen es notwendig ist, weisen sie die Betreuten in Krankenhäuser oder in Gesundheitsdienststellen ein (für Untersuchungen oder für den Aufenthalt);
- f) sie stehen allen Gesundheitspflegern und Sozialarbeitern sowie den Erziehern als Berater zur Verfügung;
- g) sie erstellen zweckdienliche Richtlinien für die Wiedereinpassung von Personen mit sozialem Fehlverhalten, von Drogenabhängigen und Alkoholikern;
- h) sie fördern und pflegen die erforderlichen Verbindungen mit anderen Einrichtungen des Sozial- und Gesundheits- und Schulwesens sowie mit der Familie, der Bevölkerung und dem Arbeitsleben.

In diesem Zusammenhang muß jedoch angemerkt werden, daß durch das Ausmaß und die Komplexität dieser Phänomene (ca. 10.000 Alkoholiker, 15.000 schwer Alkohol-Gefährdete, ca. 1.200 Drogensüchtige) eine flächendeckende Betreuung schwierig ist. Mit der Koordinierung der Dienste und Einrichtungen ist fortzuführen.

Im Bereich des Alkoholismus sind auf Landesgebiet 2 wichtige Privatvereinigungen tätig, welche in letzter Zeit wertvolle Arbeit leisten: CARITAS und CRA (Centro Recupero Alcolisti).

Die erste Vereinigung befaßt sich fast ausschließlich mit Klienten aus dem Vinschgau. Zu diesem Zweck wurden im Vinschgau Treffpunkte errichtet, in denen sich ehemalige Alkoholiker oder sich in der Therapie befindliche Alkoholiker zwecks gegenseitiger Hilfeleistung, Psychotherapie und »trockenem Beisammensein« treffen.

Das Angebot der Vereinigung wird positiv aufgenommen und wird sicher eine weitere positive Entwicklung auch in anderen Gebieten Südtirols nach sich ziehen.

Die Vereinigung CRA hat vor Jahren mit einer wissenschaftlichen Tätigkeit begonnen, welche sich mit der in Therapie befindlichen Alkoholikern befaßt.

Wissenschaftlich wird das Problem »Alkoholismus« in Südtirol auch von der Universitätsklinik (Psychiatrie) in Innsbruck erforscht. Es ist erfreulich festzustellen, daß durch die Tätigkeit der Zentren für psychische Gesundheit und des CRA die Anzahl der im Bozner Krankenhaus untergebrachten Alkoholiker bedeutend gesunken ist.

Ich möchte meine Betrachtungen zu Ende führen, indem ich den Bogen schließe. Im Zusammenhang mit der psychiatrischen Betreuung habe ich darauf hingewiesen, daß Dienste und Einrichtungen so nahe wie möglich im sozialen Bezugsfeld der Kranken angeboten werden sollen. Im Bereich der Drogen und des Alkoholismus gelten dieselben Kriterien, wobei ich besonders die Notwendigkeit unterstreiche, daß die zuständigen Dienste zusammenrücken und ein Geflecht von stützenden Maßnahmen anbieten müssen, mit dem Ziel, nicht erst am kranken Menschen zu arbeiten, sondern den gesunden Menschen zu fördern.

Diskussion nach dem Referat von Landesrat Dr. Otto Saurer

Haas Annemarie: Sozialassistentin im Wohnheim Sterzing.
Von 1972 bis heute hat die Psychiatrie fünfmal Assessoren gewechselt. Es ist mir unverständlich, nach welchen besonderen Grundsätzen dabei vorgegangen wurde und wie dabei ordentliche Strukturen wachsen sollten.

Lr. Saurer: Bei der Regierungsbildung habe ich mich sehr darum bemüht, die Psychiatrie wieder dem allgemeinen Gesundheitswesen einzugliedern, wo sie meiner Ansicht nach auch hingehört.

Ich habe mich beispielsweise bis jetzt dem Antrag widersetzt innerhalb des Assessorats in der Abteilung 8 ein Amt für Psychiatrie mit eigenen Strukturen aufzubauen und es auch dem Landesrat Ferretti klar gesagt. Genauso habe ich mich gegen den Antrag der Kommunisten gestellt, der ein Koordinierungsgremium unabhängig vom Gesundheitswesen vorsah, um eigene Strukturen für die Psychiatrie zu schaffen. Sicher lag die Absicht dahinter, hier etwas weiterzubringen; das sehe ich ein. Dennoch glaube ich, daß wir innerhalb der Abteilung 8 mit gemeinsamer politischer Verantwortung die Voraussetzungen schaffen müssen, um der Psychiatrie die Strukturen zu verleihen, damit die nötige Hilfe geleistet werden kann. Politische Entscheidungen in diesem Bereich werden ja im Landesausschuß kollegial getroffen und dort werde ich auch meine Meinung vertreten und mich meiner Verantwortung nicht entziehen. Die politische Verantwortung ist aber auf zwei aufgeteilt und deshalb muß man zwischen Verwaltungsstrukturen und politischer Verantwortung unterscheiden. Wichtig ist, daß jetzt beide Seiten darangehen, den Landesgesundheitsplan zu realisieren; wenn das geschieht, wären wir schon ein entscheidendes Stück weiter.

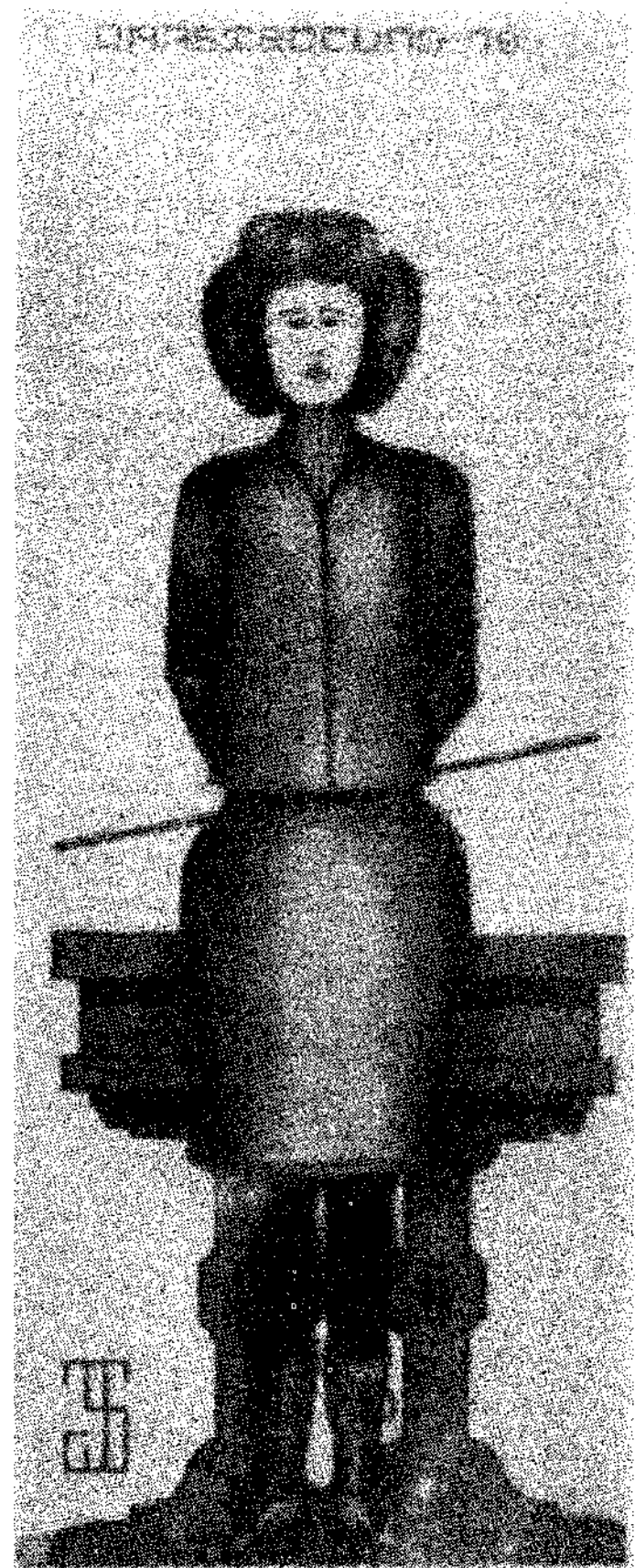
Aber im Grunde genommen haben sie mit ihrer Kritik insofern Recht, daß der Vorteil der Demokratie, der dauernd stattfindende Wechsel, zum Nachteil werden kann, wenn bestimmte Assessoren immer wechseln; besonders jene Bereiche werden gern gewechselt, die nicht sehr populär sind.

Dittmar aus Passau: Ich bin jetzt seit ca. 15 Jahren in der Psychiatrie und der Therapie für Alkohol Kranke tätig und ich habe selten einen Politiker gehört, der so differenziert und fachlich qualifiziert über diese Thematik gesprochen hat, wie sie, Herr Landesrat. Ich möchte ihnen wünschen, daß sie diese angesprochenen Zielsetzungen auch durchsetzen können.

Lr. Saurer: Wir sind in der glücklichen Situation, auf die guten Ratschläge von Prof. Hinterhuber zurückgreifen zu können. Wir müssen gemeinsam versuchen, den hier aufgezählten Katalog schrittweise zu verwirklichen. Das größte Problem ist die mangelnde Tradition in diesem Bereich und der damit zusammenhängende Mangel an Fachkräften. Das Land muß dazu die finanziellen und sonstigen Voraussetzungen schaffen, aber die Fachkräfte werden nur über lange Zeiträume heranreifen.

Profanter Helene, Medizinisch-soziale Betreuungsstelle Brixen:

Sie haben sich mit der Materie sehr ausführlich auseinandergesetzt; trotzdem möchte ich einige konkrete Probleme aufwerfen. Das erste Problem ist die Beziehung zwischen öffentlichen Körperschaften und privaten Organisationen. Besonders aktuell wurde das Thema in Südtirol, als die Einrichtung von Therapiegemeinschaften für Drogenabhängige breiten Platz in der Presse einnahm. Es war richtig, die Therapiegemeinschaften zu propagieren und die Bevölkerung darüber zu informieren, andererseits wurde aber die Existenz von Betreuungsstellen dauernd verschwiegen. In der Betreuungsstelle – ich arbeite dort seit fast 7 Jahren – ist es unmöglich Öffentlichkeitsarbeit zu leisten; diese Aufgabe müßte eigentlich die Sanitätseinheit übernehmen. Das Problem liegt eigentlich in der Koordinierung zwischen Land und Sanitätseinheit, denn die medizinische Betreuung soll auf die Sanitätseinheit übergehen, die soziale Betreuung soll aber beim Land bleiben. Im Landesgesundheitsplan sind unsere Stellen ganz verschwiegen worden und ich glaube das kommt daher, daß der Landesgesundheitsplan sich auf die medizinische Betreuung konzentriert und unsere Stelle



eben eine sozialmedizinische Stelle ist. Meines Erachtens wäre es unbedingt notwendig in Südtirol das Soziale und das Medizinische zu verbinden.

Zweitens möchte ich darauf hinweisen, daß man in der Behandlung von Drogenabhängigen nicht in die Richtung gehen sollte, die vorher die Psychiatrie hatte; also weg von stationärer und hin zu ambulanter Betreuung. Drogenabhängige sollten im Ort behandelt und dort wieder eingegliedert werden; dazu müßten Arbeitsgenossenschaften und eventuell auch Wohnmög-

lichkeiten geschaffen werden, die aber nicht gleich den Charakter einer Therapigemeinschaft haben sollten.

Lr. Saurer: Manche Regionen Italiens haben nicht einen Gesundheitsplan, sondern einen Gesundheits- und Sozialplan gleichzeitig, sodaß man weiß, wie sich die Integrierung der beiden Bereiche strukturell auswirkt. Das ist bei uns in Südtirol nicht der Fall. Wir haben in unserem Koalitionsprogramm nur die Verpflichtung, innerhalb dieses Jahres auch einen Sozialplan zu erstellen, um die beiden Bereiche aufeinander etwas abzustimmen, solange wird es sicher noch größere Schwierigkeiten geben und wahrscheinlich auch noch danach. Aber zumindest wird versucht, die beiden Bereiche zusammenzuführen.

Was die Behandlung der Drogenabhängigen angeht, hat bisher die Devise gegolten, daß die Mittel für die Therapie aus dem Gesundheitsfond genommen werden, nicht aber die Mittel für die Aufnahme und für die Eingliederung in die Therapie. Im Grunde ist es eine Frage der finanziellen Mittel, denn der Gesundheitsfond ist ja schon an der Obergrenze des Möglichen angelangt. Deshalb sollte der Gesundheitsfond, mit anderen Worten die Sanitätseinheit, nur die Therapie bezahlen, alles andere sollten die Regionen selbst finanzieren. Jetzt hat sich aber in Rom die Meinung durchgesetzt, daß alles durch den Gesundheitsfond zu finanzieren ist. Infolgedessen wäre das Problem theoretisch gelöst, wie wir das auch finanziell und verwaltungstechnisch hinkriegen, weiß ich noch nicht genau.

Zum Problem Betreuungsstellen-Sanitätseinheit-Land. Ich bin der Meinung, die Betreuungsstelle ist eine Struktur der Sanitätseinheit. Zwischen der Sanitätseinheit und dem Land bestehen zur Zeit ausgesprochen schlechte Beziehungen, die wahrscheinlich in absehbarer Zeit nicht besser werden. Gerade die Betreuungsstellen beweisen, wie wenig Sensibilität der Verwalter draußen diesem Bereich gegenüber hat; in diesem Fall müßte das Land eben versuchen einzuwirken. Wir haben in Südtirol ein Gesundheitssystem, das in seiner Gesamtheit nach Richtlinien arbeitet, die die politischen Vertreter zu verantworten

haben; die Sanitätseinheiten hingegen sind Verwaltungsstrukturen und sollten ihren Aufgaben entsprechend nachkommen.

Zur Beziehung zwischen öffentlichen Körperschaften und privaten Vereinen. Ich habe bereits gesagt, daß es nicht Aufgabe des Landes ist, Therapiezentren zu führen; wir wären viel zu unbeweglich. Um mit dem Gesamtproblem zurechtzukommen, müßte eine ganz andere menschliche Verfügbarkeit dasein. Die öffentliche Körperschaft hat die wichtige Aufgabe eine gewisse Kontrolle, ein Mindestmaß an Zusammenarbeit, vor allem einen bestimmten Entscheidungsspielraum gerade was Betreuungsstellen und Therapigemeinschaften anbelangt, herzustellen. Die Entscheidung, ob jemand in diese oder jene Therapigemeinschaft eingewiesen werden soll, kann nicht allein dem Privaten überantwortet werden; die öffentliche Betreuungsstelle hat ein entscheidendes Wort mitzureden, weil 1. die nötige Fachkompetenz vorhanden ist und 2. das Ganze auch finanziell zu tragen ist. Natürlich muß die Rollenzuteilung noch weitgehend gefunden werden, da die Strukturen noch sehr jung sind. Ich meinerseits bemühe mich sehr stark, diese Spannungen zwischen öffentlichen Stellen und privaten Strukturen abzubauen. Vielleicht werden wir uns doch noch politisch überlegen müssen, noch in dieser Legislatur etwas anderes in die Wege zu leiten, damit die Bereiche wieder zusammengeführt werden. Es sind schon einige Änderungsvorschläge von Seiten Ferrettis da, aber das bedingt dann immer einen politischen Kuhhandel mit anderen Dingen.

Der Mißmut, den sie zum Ausdruck gebracht haben, kann einigermaßen berechtigt sein, andererseits ist doch ein Konzept – der Landesgesundheitsplan – vorhanden, das zumindest einige Dinge offen läßt, und mit einer bestimmten Konsequenz kann auch das eine oder andere erstellt werden. Auch bemühen sich jetzt die Sanitätseinheiten draußen einige Strukturen zu schaffen. Was die Ausbildung psychiatrischer Pfleger anbelangt haben wir noch große Probleme, entsprechende Leute zu finden, denn sie benötigen eine intensivere Ausbildung als die Berufskrankenschwäger, liegen aber besoldungsrechtlich auf der gleichen Ebene. Außerdem hat diese Arbeit in Südtirol ein solches Image, das es uns schwierig macht, jetzt in kürzester Zeit aufzuholen. Dennoch sollten sie versuchen, die Gesamtsituation optimistischer zu beurteilen.

Dellantonio, psychiatrischer Dienst Bozen Stadt: Wir sind in einer besonders paradoxen Situation, denn eigentlich kann ich den Assessor Dr. Saurer nichts Direktes fragen, weil er nicht der zuständige Assessor für Psychiatrie ist. (Sondern: LR Remo Ferretti, der zu dieser Tagung eingeladen war, aber... – Anmkg. der Redaktion!) Die Arbeit in der Psychiatrie in Südtirol ist vor allem deshalb sehr problematisch, weil ein Gesamtkonzept fehlt. Es wurde vorhin angedeutet, daß die sozialen Aspekte nicht zu trennen seien von den medizinischen und psychiatrischen; das größte Problem für uns sind aber gerade jene Fälle, wo beide Komponenten sehr brisant vereinigt sind. Ich beziehe mich vor allem auf geriatrische Fälle. In der Fürsorge gibt es sehr große Lücken; die Altersheime dürfen laut Gesetz nur autonome, selbständige Patienten aufnehmen, dennoch werden auch viele nicht autonome Leute, darunter auch psychiatrische Patienten aufgenommen.

Ein anderes Problem betrifft das Fachpersonal. Ich kenne einige Südtiroler Psychiater, die im Ausland, aber auch südlich von Salurn arbeiten, und keiner von ihnen wäre bereit, in Südtirol zu arbeiten. Die meisten sagen, sie wollen sich nicht verheizen, d. h. die Situation in Südtirol bietet wirklich keinen Anreiz für sie. Dasselbe gilt für das Krankenpflegerische Personal; sofern es anderswo Stellen gibt, ziehen sie es vor, dort zu arbeiten. In den letzten 6 Jahren haben wir keinen einzigen Arzt mehr dazugewonnen und vom Pflegepersonal vielleicht 10. Im Unterschied zum Trentino und zu Nordtirol beträgt die Zahl der Arbeitstätigen in der Psychiatrie in Südtirol 5% bis maximal 10%. Die einzige Hoffnung, die ich in dieser Hinsicht sehe, ist die, daß anderswo die Arbeitsmöglichkeiten für Ärzte und Pfleger ausgehen und daß sich somit doch das nötige Personal in Südtirol einfindet.

Doz. Hinterhuber, Psychiater, Innsbruck: Ich teile die pessimistische Ansicht von Dellantonio auch aufgrund meiner fünfzehnjährigen, engen Verbundenheit mit der psychiatrischen Versor-



Keller, Wirtshaus, Salon Stall“ (Bleistift und Aquarell)

gung in Südtirol. Für die Zukunft bin ich aber optimistisch, weil unser Landesrat gesagt hat, das Problem sei finanziell gelöst. Das Problem ist aber vielschichtiger als es in deinem Referat, lieber Otto, Ausdruck erhalten hat und hier möchte ich gleich eine leichte Korrektur anbringen. Wir haben eine Tradition in Südtirol, es waren Initiativen da, die international gesehen Beachtung hätten finden können; noch vor dem englischen Mental Health Programm hat 1955 Prof. Emilio Dossi, der Direktor des Krankenhauses Pergine, in Bozen eine gemeindenahe, ambulante Behandlung aufgebaut. Leider, und hier muß ich deinem Vorgänger einen Vorwurf machen, hat der politische Wille diese Initiative nicht gefördert.

Erinnern möchte ich noch, daß Südtirol 1976 das erste italienische Psychiatriegesetz verabschiedet hat, also wären wir 1978 gar nicht so unvorbereitet gewesen. Wir haben bereits 1976 nicht mehr als 0,3 auf Tausend stationäre Patienten in unserem Bereich gehabt, also haben wir bereits vor Basaglia versucht, ähnliche Strukturen zu errichten. Aber, ich muß es wieder betonen, ohne Unterstützung der Landesregierung.

In der Psychiatrie sind personelle und strukturelle Probleme engstens verflochten. Ohne Strukturen werden wir kaum die möglichen Mitarbeiter ansprechen können und ohne Personal werden wir nicht zu diesen Strukturen kommen – ein Circulus vitiosus. Wir brauchen 25 Ärzte und 25 ist noch ein niedriger Prozentsatz; demgegenüber steht die Tatsache, daß in 30 Jahren nur 5 Südtiroler Mediziner das Fach Psychiatrie und Neurologie abgeschlossen haben. Herr Zoderer, sie sagten, es gäbe nur Schätzungen; gerade Südtirol verfügt über eine ganz dezidierte Erhebung über epidemiologische Studien wie kaum ein anderes Land. Wir müssen davon ausgehen, daß zur Betreuung außerhalb der stationären Strukturen auf 25.000 Einwohner 1 Psychiater notwendig ist. Wir wissen wiederum, daß Sozialarbeiter in kleinen Räumen von maximal 5.000 Einwohnern arbeiten müssen. Wir wissen auch von Weltgesundheitsuntersuchungen, daß psychiatrische Wohnheime neben den Einrichtungen für akut Kranke auf 40.000 bis 50.000 Einwohner zu errichten sind. D.h. daß wir 10 Wohnheime benötigen würden. Es gibt aufgrund der Initiative des »Mitarbeitenden Zentrums für psychiatrische Gesundheit« in der Sanitätseinheit Nord bereits deren 2, in der Sanitätseinheit Ost ist 1 im Aufbau.

Anliegen dieses Symposiums muß es sein, ideale und reelle Mauern niederzureißen, die Bevölkerung zu sensibilisieren und vielleicht auch bei uns selbst einen Gedankenwandel zu erreichen, um in der psychiatrischen Versorgung jene Hilfe anzubieten, die das Schicksal vieler Menschen verbessern kann. Wir wissen, daß 22% der Durchschnittsbevölkerung ab dem 15. Lebensjahr an definierten psychischen Erkrankungen leidet, wenn wir Oligophrenie ausklammern sind es immer noch 16%. 6% der Bevölkerung stehen wegen psychiatrischer, psychosomatischer und neurotischer Störungen in Behandlung; 25% der Patienten eines Gemeindearztes haben psychiatrische oder psychosomatische Symptome. Die Zeit, die dieser Gemeindearzt diesen Patienten widmet, beträgt die Hälfte seines Arbeitspensums.

Wenn wir auch heute hier diese Probleme nicht lösen können, so bin ich doch froh, daß wir dem Herrn Landesrat Anregungen und Wünsche vortragen können. Was meine Person betrifft, nehme ich gerne deine Bitte an und bemühe mich nach Kräften, mich für die Ausbildung von Südtiroler Mitarbeitern einzusetzen. Zur Zeit haben wir in der Innsbrucker Universitätsklinik für Psychiatrie 3 bzw. 4 Ärzte in Ausbildung, weitere 3 haben sich angemeldet und ich hoffe, daß ich sie möglichst bald in ein Ausbildungsprogramm aufnehmen kann, vorausgesetzt, daß auch hier dieses dein Wort, lieber Otto, »finanziell gelöst«, zutrifft.

Schwarz, Praktikant im Krankenhaus Bozen: Ich möchte etwas zur Situation der Jungärzte in Südtirol sagen; sie müssen mit geringem Lohn in prekären Verhältnissen arbeiten und der Lohnanteil, der vom Land ausbezahlt werden sollte, wird momentan nicht gezahlt, weil eben Kompetenzzuständigkeiten nicht hinlauen.

Ur. Saurer: Ich weiß nicht wer hier was nicht auszahlt, jedenfalls ist eine diesbezügliche Klage noch nicht auf meinem Schreibtisch gelandet. Ich werde mir den Fall anschauen. Im übrigen bin ich

der Meinung, daß die Jungärzte, die dieses Praktikum machen, eine Art Dienstverhältnis sui generis haben sollten, mit der entsprechenden Versicherung. Ich habe auch versucht, diese Sache in das Gesetz über die Sprengelärztausbildung, die über 3 Jahre zu gehen hat, einzubringen. Das Gesetz wurde von der Regierung zurückgewiesen, denn es kann nur ein Praktikum ohne dienstrechtlichen Bezug zur Körperschaft sein, mit allen Folgen, die damit verbunden sind, (z.B. versicherungsmäßig) selbst wenn es über 3 Jahre dauert. Zunächst muß ich schauen, wie die Regierung die Rückweisung des Gesetzes begründet, dann wird man den weiteren Schritt tun. Auf jeden Fall muß man versuchen, dieses Praktikum in einer bestimmten Weise zu regeln; es muß eine Art Dienstverhältnis mit Sozialversicherung und entsprechender Entlohnung geschaffen werden. Für den konkreten Fall muß ich mich interessieren, warum nicht ausbezahlt wird. Ich habe manchmal den Eindruck, daß die Sanitätseinheiten, um bestimmte Dinge zu erreichen, den Schwarzen Peter dem Land zuspicken und sagen, daß das Land die Dinge nicht ordentlich macht, oder daß das Geld nicht kommt usw.

Schöllberger, Sozialmedizinische Betreuungsstelle Bozen: Wir reden hier von Menschen, die sich zeitweise oder ihr ganzes Leben lang schwer tun, im normalen sozialen Netz integriert zu bleiben, Leute die oft anders erscheinen – ob sie wirklich anders sind, ist eine andere Frage. Um eine Gesundheitspolitik zu betreiben – hier möchte ich sie in erster Linie als Politiker ansprechen –, die nicht die Verschiedenheiten unterstreicht, sondern als Zielsetzung ein Zusammenleben vorantreibt. Ich glaube, daß es wichtig ist, wie auch Senator Volgger betont hat, die Verschiedenheiten der Volksgruppen so zusammenzubringen, daß wir ein Beispiel für die Welt sein könnten. Diese »Südtiroler Möglichkeit« ist auch für die präventive Behandlung wichtig.

Ur. Saurer: Das stimmt schon, nur merkt man auf Schritt und Tritt, daß Verschiedenheiten effektiv vorhanden sind; Verschie-

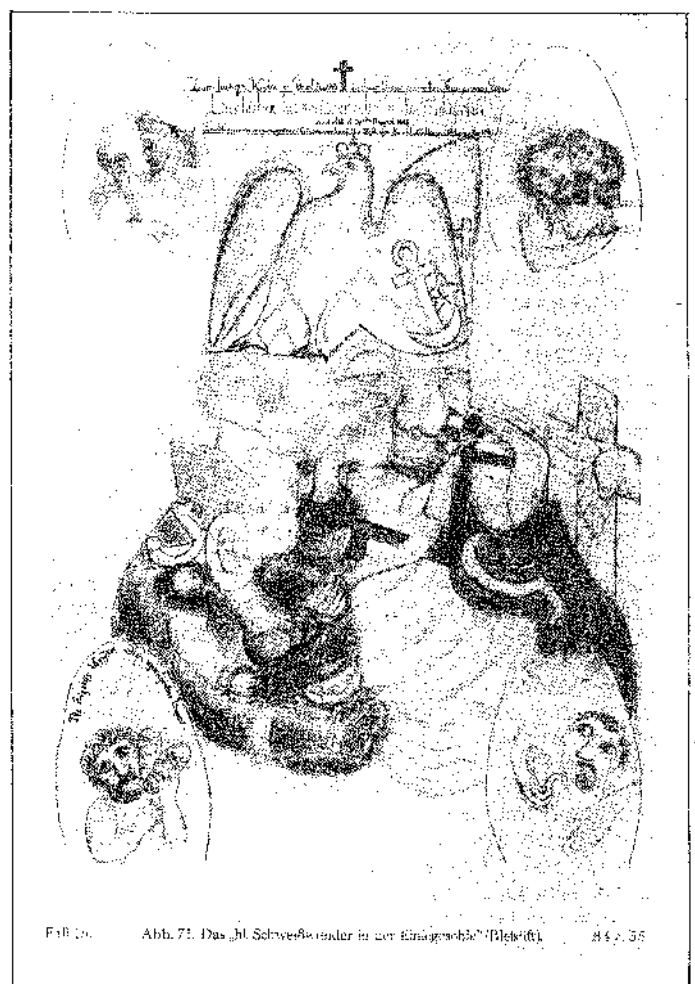


Abb. 71. Das „St. Schwefelkloster in der Einigkeit“ (Elektrik) 44, 35

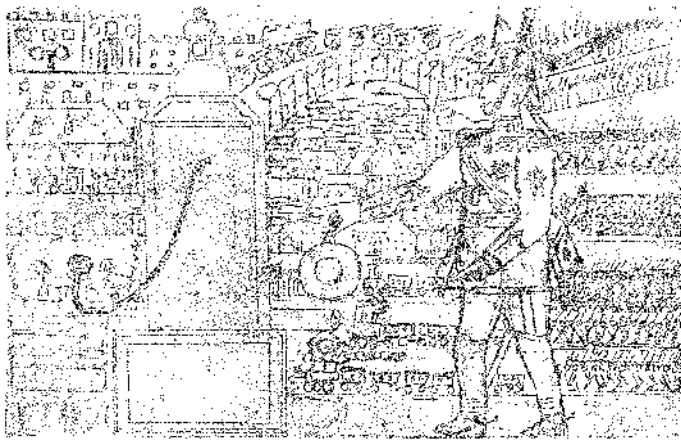


Abb. 29. Soldat und Arnoc (Elcistof).

denheiten der Konzepte, aber auch der Einschätzung der Situation. Wir sind zur Zeit dabei eine Studie über das Behindertenphänomen in Südtirol in Auftrag zu geben. Ich muß Ihnen sagen, daß es sehr schwer ist, auch beim besten Willen beide Volksgruppen für so eine Studie unter einen Hut zu bringen, auch weil der wissenschaftliche Apparat zum Großteil von Außen kommt. Diese Orientierung nach den deutschen und italienischen Zentren wird es auch in Zukunft geben, einfach weil wir nicht eine Provinz von 4 Mill. sind, wo sich bestimmte Strukturen bis zu einem bestimmten Niveau entwickeln können. Diese Orientierung nach außen schlägt sich auch in verschiedenen Konzepten nieder. Nur eine Sache ist, das zur Kenntnis zu nehmen, eine andere Sache ist, diese Dinge aus einem politischen Interesse so auszuwerten, daß Dinge, die gemeinsam zu machen sind, nicht gemeinsam gemacht werden. Es gibt auf italienischer als auch auf deutscher Seite sehr viele Leute, die aus den Spannungen zwischen den Volksgruppen politisch zu leben versuchen. Wenn es gelingt, diese Leute in die Wüste zu schicken, dann bin ich mit Ihnen sicher einer Meinung. Aber ich würde wirklich darauf drängen, das ganze Problem bei uns mit der nötigen Differenziertheit zu sehen. Es ist nicht leicht.

Pohl, Brixen: Ich möchte eine Frage aufgreifen, die meines Erachtens in der Diskussion in der Luft liegt und die sie, Herr Landesrat, auch immer wieder haben anklingen lassen, nämlich die Frage der Sensibilisierung der Bevölkerung gegenüber »Andersseienden Menschen«. Welche Möglichkeiten sehen sie politisch, wenn die Mittel vorhanden sind, das zu erreichen?

Lr. Saurer: Ich glaube, daß wir dabei sind, den Einstieg zu machen, indem wir zumindest die Strukturen schaffen und zwar dezentral, damit die Bevölkerung sieht, daß das ja alles nicht so ist. Ich bin in Verbindung mit dem Wohnbauinstitut, um im Rahmen des sozialen Wohnbaus in recht elastischer Weise Wohnungen zur Verfügung stellen zu können; wenn sie nicht mehr gebraucht werden, dann können sie zurückgegeben werden. Mir scheint es ein guter Einstieg zu sein, die Strukturen zu schaffen und richtig zu nutzen. Ich habe eine Sensibilität in Sachen Psychiatrie bei den Verwaltern zumindest gefühlt; man wäre bereit, etwas zu tun, und das kann ja nicht von ungefähr kommen, irgendetwas wird sich inzwischen schon getan haben. Es muß uns jetzt aber gelingen, konkret zu beweisen, daß etwas Vernünftiges entsteht, wobei ich nochmals betonen muß, daß das große Hemmnis die Fachkräfte sind. Hier sind wir bestimmten Regeln und Normen ausgesetzt und an gesamtstaatliche Konzepte gebunden, grad in der Konventionierung der Anstellung. Die Fachkräfte mit allem Drum und Dran, die Ausbildung, die Möglichkeiten der Anstellung und alles was damit zusammenhängt, das sind die großen Schwierigkeiten. Dann muß auch im Rahmen der Gesundheitserziehung etwas getan werden und es müßte ein bißchen mehr mit Konzept gearbeitet werden. Es ist uns gelungen, den Pädagogen und Psychologen Dr. Zingerle für die Weiter- und Ausbildung des Personals zu gewinnen. Er hat auch den Bereich Gesundheitserziehung übernommen. Dann muß man schauen, was sich in diesem Bereich über die Medien machen läßt. Außerdem können die privaten Vereinigungen jetzt einen Großteil der Sensibilisierung machen. Das sind die 3 Sachen, die mir gerade einfallen, aber so müßte es im Prinzip schon gehen.

A. Strobl: Ich möchte nur einige Gedanken ausdrücken, die, nachdem es um Sozialmedizin geht, diese beiden Begriffe irgendwie verknüpfen. Der Landesrat hat ja selbst gesagt, daß es wichtig ist, in möglichst allen Bereichen zu versuchen, aktiv zu sein. Ich glaube, daß Probleme wie Alkohol, Drogen aber auch Probleme der geistigen Gesundheit meist viel zu technisch und funktional gesehen werden. Ich möchte von der Realität meines Heimatdorfes Lana ausgehen: 8.000 Einwohner, Wohnhäuser, Pensionen und an die 100 Gasthäuser ca. Es ist irgendwo makaber, anzuschauen, wie eine Gemeinschaftlichkeit im Dorf nur im Gasthaus entsteht. Es gibt zwar ein Kulturhaus, aber da kommt man nicht hinein. Eines der Grundbedürfnisse der Menschen ist mehr oder weniger nur durch den Gang ins Gasthaus zu befriedigen, und Gasthaus ist in Südtirol eng zu sehen mit Wein, Bier und Schnaps. Es gäbe nun auch andere Möglichkeiten in allen Bereichen aktiv zu sein; ich nehme nur einen Bereich her, in dem auch der Landesrat selber stark aktiv ist, Wohnbau. Es gäbe die Möglichkeit im Rahmen des sozialen Wohnbaus Einrichtungen zu schaffen, die eine andere Form von Gemeinschaftlichkeit fördern, z.B. Gemeinschaftsräume, oder irgendwelche Strukturen, wo Hausfrauen, die sonst allein in der Wohnung sind oder sich nur mit dem Kind beschäftigen können, irgendwie in Kontakt kommen können; es gäbe dann die Möglichkeit die Freizeit anders zu verbringen als vor dem Fernseher.

Lr. Saurer: Zur Situation im Dorf; vielleicht ist ein Schritt durch das Jugendförderungsgesetz gemacht worden, indem zusätzlich zur Verbandsjugend auch die nicht gebundene Jugend einen bestimmten Aktions- und Spielraum bekommen soll. Es wäre aber auch von Vorteil, wenn mancher sogenannte Aufgeklärte sich bereit fände in die bestehenden Vereine, von denen es in den Dörfern ja eine ganze Menge gibt und die auch sinnvoll und notwendig sind, hineinzugehen und doch einen bestimmten Beitrag zum Gemeinschaftsleben dieser Jugendvereine zu leisten. Außerdem glaube ich, daß sich heute in Südtirol auch alternative Jugendgruppen sehen und hören lassen können. Natürlich gibt es große Spannungen, wenn neue Ideen, alternative Konzepte, auch gesellschaftspolitischer Natur, entwickelt werden. Daß da weder eine politische Partei, auch meine Partei nicht, noch Gruppierungen, die aus einem gewissen Idealismus heraus Werte und Orientierungen verteidigt, von vorne herein

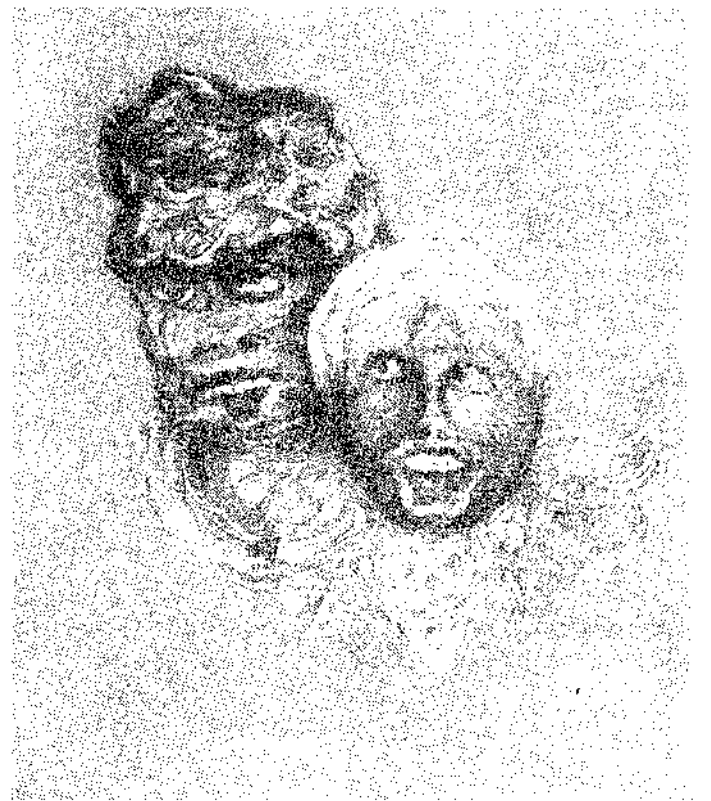


Abb. 13.

Abb. 57. Zwei Köpfe (Krutzler).

das Feld räumen, das wird sich nicht ändern. Dennoch glaube ich, daß man von Jugendlichen fordern kann, auch die Kraft zum Durchhalten aufzubringen, wenn neue Ideen entwickelt werden. Aber vielleicht treibt man zu sehr Jugendliche in die Isolation, auch in die geistige Emigration; vielleicht ist daran auch unsere politische Realität schuld. Was die politische Dialektik der deutschen Volksgruppe anbelangt, hat sie sich nicht in der Weise entwickelt, wie unter normalen Verhältnissen; jetzt beginnt sich diese Dialektik auch innerhalb der SVP zu entwickeln. Dann gibt es ja auch andere Parteien, wenn sie auch numerisch schwach sind. Eine bestimmte politische Dialektik ist sicher vorhanden, aber die allgemeine Situation ist nun mal so, daß sich alternative Jugendgruppen relativ schwer tun, das sehe ich schon ein.

Über Urbanistik müßte man einen ganzen Abend reden. Ich bin der Meinung, daß die urbanistische Situation insgesamt in Südtirol sich dank eines doch relativ zeitgerechten Eingreifens im Vergleich zu anderen Räumen nicht schlecht entwickelt hat - in Bozen kann man vielleicht größere Bedenken anmelden. Auch die Qualität der Wohnungen ist im Vergleich zu anderen Räumen relativ hoch.

Die Konzeption der Gemeinschaftsräume ist richtig; nur bedingt das eine bestimmte kulturelle Einstellung, denn wir haben in Bozen in der zweiten Erweiterungszone solche Gemeinschaftsräume und Gemeinschaftsplätze geschaffen und die dort eingezogenen Mieter forderten einhellig, mit starker Hand durchzugreifen, überall zuzuschließen. Es ist nicht eine Sache desjenigen, der baut, desjenigen, der verwaltet, sondern die Einstellung derjenigen, die hincinkommen, und es ist sicher Sache des kulturellen Niveaus dieser Leute.

Im Übrigen kann das Institut, wenn das Semiruralprojekt fertig ist, zumindest den Beweis antreten, daß doch einige Qualität dort realisiert worden ist. Aber über Urbanistik, würde ich raten, solltet ihr einmal eine Tagung machen.

Dellantonio: Ich wollte ganz kurz 2 Aspekte berichtigen. Ich kenne 15 Kollegen, von denen einige noch nicht die Fachausbildung abgeschlossen haben, die aus den Gründen, die ich vorher angedeutet habe, nicht sehr begeistert sind, nach Südtirol hereinzukommen. Es tut mir leid, daß Dozent Himmerhuber nicht mehr da ist, weil ich eigentlich einen anderen Aspekt berichtigen

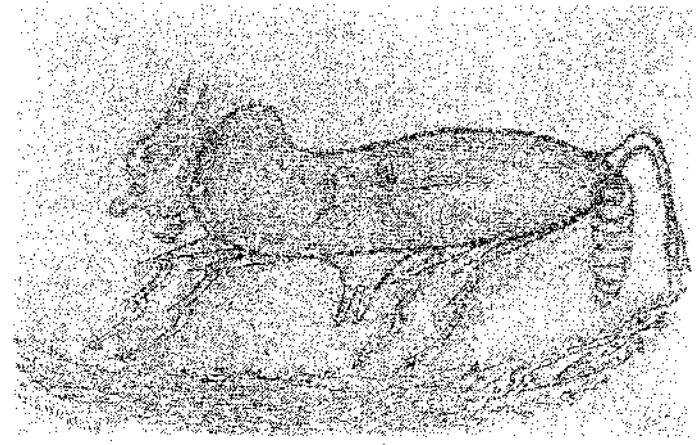
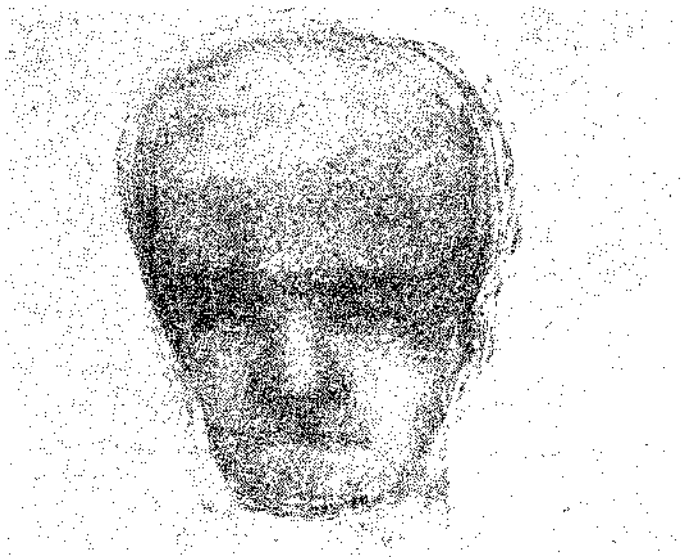


Abb. 59 „Cassino“ (Himmerhuber)

wollte, und zwar den, der Unvereinbarkeit zweier verschiedener Konzepte in der psychiatrischen Betreuung. Diese 2 Konzepte sind an und für sich in der Südtiroler Praxis unvereinbar, weil wir weder die Möglichkeiten, das Personal und die Strukturen haben eine territoriale Psychiatrie zu betreiben, noch die Strukturen, das Personal und die Betten haben, eine krankenhauszentrierte psychiatrische Struktur zu haben. Deshalb bezeichnen meine Kollegen aus Italien meine Arbeit und die Arbeit in Südtirol als eine biologisch orientierte Psychiatrie, wie man das unter Psychiatern formuliert; die Kollegen im Ausland bezeichnen mich als einen sozial ausgerichteten Psychiater. Aus dem kann man ersehen, daß aufgrund der strukturellen Problematik, die sich in Südtirol ergibt, weder das eine noch das andere Konzept verwirklicht werden kann. Unter diesen Voraussetzungen hat sich im Fachbereich in den letzten 6 Jahren nichts positiv verändert. Morgen werde ich genauer auf diese Dinge eingehen.

Wir haben 15 Betten für die akuten psychiatrischen Patienten in ganz Südtirol. Von 15 Betten mit 5.500 möglichen Aufnahmetagen im Jahr - wenn die Betten das ganze Jahr besetzt wären - haben wir 550 Tage für nur je 2 Patienten in Anspruch nehmen müssen, d.h. 10% der Betten und der Abteilung ist besetzt durch 2 Patienten, für die nirgendwo anders ein Platz zu finden ist, denen gegenüber wir ohnmächtig sind, die wir nicht heilen können und wofür keine Plätze in den Altersheimen sind, weil sich jeder davor wehrt. D.h. wir können nicht mehr als 15 Patienten aufnehmen, weil wir nicht mehr als 15 Betten haben, was eindeutig zu wenig ist. Also müssen wir Patienten vorzeitig entlassen. Die Bevölkerung sieht uns als Psychiater sehr ungern, wir müssen mit Patienten arbeiten, die aus dem Vinschgau kommen und aus dem Ahrntal, also aus 200 km Entfernung, zwangseingewiesen werden; das territoriale Konzept kann also gar nicht verwirklicht werden. Damit wir die Patienten entlassen können, brauchen wir Information, müssen wir Kontakt mit den Angehörigen herstellen. Aufgrund von persönlichen Problemen gelingt es uns in den Dienststellen vielleicht nach einer Woche den Kontakt herzustellen. Die Angehörigen kommen gar nicht, wenn wir sie rufen, aus Angst, daß wir sie entlassen. Wir haben vorige Woche volle 4 Stunden gebraucht, um eine 70jährige Patientin, die im Krankenhaus von Innichen für Unruhe sorgte, weil sie dement und abgebaut war, wieder nach Innichen zu entlassen. Ich mußte in der Sanitätseinheit einige Verantwortliche anrufen, zuerst in Bozen, dann in Innichen, wofür ich 4 Stunden gebraucht habe, um eine Patientin zu entlassen, die eigentlich nach Bozen mit dem Vorwand gebracht wurde, eine TAC-Untersuchung zu machen, weil das Krankenhaus Innichen sie nicht mehr dort behalten wollte. Unter solchen Voraussetzungen können wir gar nicht psychiatrisch tätig sein. Uns sind die Hände gebunden, und zwar seit 6 Jahren.



[Handwritten notes and signatures, including the name 'Dellantonio' and the date '1975']

Relazione sul fenomeno dell'alcooldipendenza

Cesare Guerreschi

INTRODUZIONE

Innanzitutto porgo il mio saluto e il mio ringraziamento ai responsabili della Südtiroler Hochschülerschaft e alle autorità presenti in sala che con la loro graditissima presenza sottolineano l'importanza degli argomenti qui trattati e l'interesse degli enti pubblici nel campo della devianza sociale.

Ho accolto molto volentieri l'invito fattomi dagli organizzatori, poichè ritengo essenziale, sia lo scambio di conoscenze e di esperienze fra gli operatori sociali impegnati in diversi campi, che la presentazione ad un pubblico più esteso, degli aspetti problematici di tali interventi.

In una prima relazione verrà aperta una generica prospettiva sul fenomeno dell'alcol-dipendenza, sulla sua notevole diffusione, sulle considerazioni socio-psicologiche in grado di motivarla.

La parte clinica e l'analisi dettagliata dell'attività del Centro Recupero Alcolisti verrà trattata nella seconda relazione che esporrò nei gruppi di lavoro.

Nel contesto delle tossicodipendenze l'alcolismo rappresenta un fenomeno drammatico che deve ancora essere approfondito, sia a livello nazionale che internazionale.

Per aprire una prospettiva, la più ampia possibile, su questo problema riteniamo importante collocare la situazione dell'Italia in relazione agli altri Stati europei. (vedi tabella 1)

Dall'osservazione della tabella 1 possiamo notare che l'Italia occupa il terzo posto per consumo di alcolici pro-capite rispetto agli altri paesi della C.E.E. (Francia, Lussemburgo, Germania, Belgio, Danimarca, Irlanda, Regno Unito e Olanda); più specificatamente siamo al quinto posto per consumo di liquori (dopo Lussemburgo, Germania, Francia, Olanda), all'ultimo

posto per consumo di birra (sottolineiamo che presumibilmente, all'interno delle regioni italiane l'Alto Adige occupa il primo posto per l'assunzione di birra) mentre siamo al secondo posto (dopo la Francia) per consumo di vino.

Nonostante questi dati si riferiscono al consumo di alcolici durante l'anno 1976, riteniamo che siano comunque esemplificativi per la situazione attuale.

Dopo aver aperto questa generica prospettiva sul consumo di alcolici nei paesi europei riteniamo importante porci questa domanda: "Esiste uno stesso tipo di alcolismo nei vari paesi europei?"

Attualmente vi è una certa tendenza, ad uniformare le differenti caratteristiche nazionali di consumo di alcool come conseguenza delle aumentate capacità produttive delle industrie da alcool nei vari paesi, e dell'accresciuto flusso pubblicitario e dei modelli di consumo che esso trasmette tuttavia permangono differenze nazionali, e diversi profili del problema alcolismo.

Perciò è ancora attuale la distinzione geografico-culturale, proposta da Lereboullet (1964) in 4 tipi di alcolismo:

a) L'alcolismo dei paesi anglosassoni, a base psicologica o addirittura psichiatrica. L'alcool viene consumato per lenire le ansie ed i dolori psicofisici in condizioni di vulnerabilità psicologica.

b) L'alcolismo dei paesi nordici, col carattere delle bevute periodiche, sino all'ebbrezza (alcolismo esplosivo).

c) L'alcolismo dei paesi produttori di vino (Italia, Francia, Spagna, Portogallo) fondato sulla consuetudine sociale al bere. Il consumo è ripartito lungo l'arco della giornata. La pressione sociale al bere è elevata.

d) Altri alcolismi, ad esempio quello tedesco e belga, a base di birra.

Come conferma del tipo di alcolismo presente nei paesi viticoli, possiamo prendere in considerazione i valori percentuali della spesa per il vino in relazione alla spesa per l'alimentazione della famiglia italiana (vedi tabella 2): si tratta di percentuali piuttosto elevate se teniamo presente che il vino è un bene voluttuario e con scarso valore alimentare.

Un'ulteriore informazione che ci proviene da questa tabella è che in termini percentuali la spesa per il vino è fortemente diminuita; mentre nel 1926 essa rappresentava il 15% della spesa per l'alimentazione, nel 1978 essa era scesa al 5,2%.

Tabella N. 1

Consumi di alcolici nel 1976 nei paesi della C.E.E. (litri pro capite)

Paesi	totali			
	in alcool puro	liquori	birra	vino
Francia	16,5	2,50	48,66	101,3
Lussemburgo	13,4	4,10	130,00	45,3
Italia	12,7	2,00	13,90	99,7
Germania	12,5	2,83	150,90	23,6
Belgio	10,2	1,95	145,00	15,7
Danimarca	9,2	1,90	118,70	12,5
Irlanda	8,7	1,98	118,68	2,5
Regno Unito	8,4	1,66	118,90	5,6
Olanda	8,3	2,49	83,80	11,3

Tratto da: CLARA STELLA - Istituto di Industrie Agrarie - Università di Firenze, in *Alcool Aspetti Economici Sociali Medici Psicologici* - Regione Toscana (Giunta Regionale 1980).

Solo apparentemente questi dati sono indici di miglioramento, in quanto vanno integrati ed interpretati in relazione all'aumentato consumo di prodotti alcolici diversi dal vino, quali i superalcolici: siamo i maggiori consumatori di whisky in Europa dopo gli scozzesi.

Da recenti statistiche, risulta che in Italia, esistono ben 4 milioni di bevitori eccessivi, dei quali 1.500.000 alcolodipendenti cioè etilisti cronici. Molti autori sottolineano il preoccupante aumento di persone alcolodipendenti fra i giovani e le donne. (Mentre 10 anni fa il rapporto fra alcolodipendenza femminile e maschile era di 1 : 7, recenti dati riportano un rapporto di 1 : 3).

Alcolismo femminile

Ogni donna ha acquisito, sia nel campo sociale che del lavoro diritti che prima le erano preclusi, ma questo cambiamento è avvenuto in certi casi in un lasso di tempo troppo breve perché fosse possibile prepararsi ad affrontare in modo adeguato impegni nuovi e complessi. Questa situazione di "neuralizzazione di differenze tra i ruoli" costituisce una motivazione dell'alcolodipendenza femminile, interpretata come un fenomeno dovuto all'evoluzione del costume, laddove quella maschile affonda le sue radici in consuetudini e tradizioni di varia natura. Spesso il malessere femminile si lega alla vita quotidiana di casalinga, dove il "dovere" di moglie e di madre entra in contrasto con desideri di autonomia e bisogni soggettivi. Così le donne bevono quando sono tese e nervose, per rilassarsi e dimenticare, per sopportare la solitudine dentro casa, per superare i sensi di inferiorità e di inadeguatezza ed infine perché non riescono ad avere un rapporto soddisfacente con la struttura familiare e sociale. L'alcool usato come strumento di mediazione verso un ruolo che si rifiuta compiendo nello stesso tempo un'azione che ribadisce l'insubordinazione (le donne bevono sole, in casa e di nascosto). Rispetto al problema dell'assunzione di alcool costante e prolungata delle donne, va sottolineato il pericolo di gravidanza rischio, in quanto il feto assimila attraverso la placenta l'alcool presente nel sangue della madre con conseguente sindrome d'astinenza alcolica al momento della nascita o, fatto ancora più grave con sindrome da alcolismo fetale. (vedi tabella 3).

Tabella N. 2

Valori assoluti e percentuali della spesa per il vino sulla spesa per l'alimentazione della famiglia italiana (milioni di lire correnti)

ANNI	Consumi privati a prezzi correnti		Valori percentuali
	Vino	Alimentari e bevande	Vino Alimentari e bevande
1926	12.124	77.749	15,6
1930	10.866	57.942	18,7
1935	5.306	42.296	12,5
1940	9.864	80.135	12,3
1950	358.803	3.431.000	10,4
1955	644.096	4.735.000	13,6
1960	668.455	6.231.000	10,7
1965	830.110	10.213.000	8,1
1970	1.007.000	14.816.000	6,8
1975	1.704.000	26.219.000	6,5
1978	2.290.000	43.980.000	5,2

Tratto da: REGINALDO CIANFERONI - Istituto di Economia e Politica Agraria - Università di Firenze, in *Alcool Aspetti Economici Sociali Medici Psicologici* - Regione Toscana (Giunta Reg. 1980).

Alcolismo giovanile

Osservazioni statistiche indicano che nella fascia d'età tra i 14 - 18 anni ben il 20% dei giovani risultano essere bevitori eccessivi e il 2% essere ormai alcool-dipendenti.

Anche tra i ragazzi altoatesini l'abitudine all'alcool non è affatto rara: molti considerano la "sbornia" del sabato sera un mezzo per divertirsi di più insieme, essere più temerari, più audaci.

Nel trattare l'alcolismo giovanile è importante valutare e sottolineare l'influenza del contesto sociale e dell'ambiente familiare in cui cresce il giovane.

A causa di errate conoscenze medico-pedagogiche il bambino fin dai primi mesi di vita può venir abituato ad assimilare sostanze alcoliche. Un esempio, in tal senso, è costituito dalla cultura popolare della nostra regione che approva le madri che, per calmare il bambino aggiungono al latte del biberon un certo quantitativo di grappa.

L'abitudine all'assunzione alcolica tra i bambini in età scolare, (dai 7 a 14 anni) è assai diffusa, con frequenti casi di precoce abuso continuato, ciò è da porre in relazione con lo spirito di emulazione dei bambini rispetto al comportamento degli adulti. I fattori determinanti dell'assunzione alcolica nei ragazzi dai 15 ai 20 anni presentano caratteristiche peculiari in quanto prevalgono gli aspetti edonistici con delega delle proprie responsabilità e tentativi di evitare le eventuali difficoltà esistenziali.

Entro la fascia d'età qui considerata rientra il periodo del servizio militare che può essere considerato un fattore di rischio per l'insorgenza di abitudini alcoliche, in quanto pone il giovane di fronte ad una situazione nuova difficilmente controllabile e che richiede notevoli capacità di adattamento. Sottolineamo il cambiamento di ambiente, la difficile acquisizione di nuove abitudini di gruppo, la nostalgia, l'inattività, ecc.

Alcolismo in Alto Adige

Ci interessa considerare come l'alcolodipendenza sia vissuta e come si presenti in Alto Adige, una terra dove la produzione di bevande alcoliche assume aspetti economici rilevanti, non solo in relazione alla produzione vinicola ma anche industriale (vedi tabella 4).

L'analisi di questa problematica verrà condotta in rapporto ai

Tabella N. 3

La sindrome da alcolismo fetale

1. Caratteristiche generali

- A) Scarso accrescimento prenatale.
- B) Scarso accrescimento postnatale.
- C) Ritardo dello sviluppo psicomotorio.

2. Dismorfismi e malformazioni cranio facciali

- A) Microcrania.
- B) Obliquità e brevità delle rime palpebrali, ipertelorismo, epicanto, ptosi palpebrale, strabismo, miopia.
- C) Micrognatia, palatoschisi, ipoplasia del mascellare.

3. Anomalie degli arti

- A) Anomalie digitali.
- B) Anomalie articolari.
- C) Solco palmare unico.

4. Altre anomalie

- A) Cardiopatia/e.
- B) Anomalie renali e vie urinarie.
- C) Anomalie della cute ed annessi.

Tratto da: Pietro Avogaro, Marco Trabucchi, Elena Trombi: "Alcool, salute, malattia" ed. Masson.

vari settori di attività economica (agricoltura, turismo, industria, settore terziario).

Alcolismo agricolo-montano

L'alcolismo agricolo-montano, non è caratterizzato esclusivamente da vino, va infatti sottolineato l'importanza delle bevande ad alta gradazione alcolica, le quali vengono assunte per combattere il freddo. In queste zone l'alcolismo è ritenuto fenomeno comune e quindi, più che essere giudicato con severità, viene socialmente accettato.

La cultura popolare, con i suoi proverbi ("il vino fa bene" o "il vino fa buon sangue"), gioca un ruolo determinante nel predisporre all'alcool. Mancando luoghi di ritrovo e forme di svago alternative, l'osteria diventa l'unico punto di riferimento per vivere le quotidiane relazioni sociali di cui tutti abbiamo bisogno.

Dalle nostre indagini è emerso che l'alcolismo agricolo-montano è sinonimo di isolamento, di scarsità di relazioni, di povertà, di scarsa scolarizzazione e duro lavoro per i più. Non si dimentichi poi, che molti hanno a disposizione l'alcool perché da loro stessi prodotto, come vino o come superalcolico.

Bisogna inoltre tenere conto dell'intenso afflusso di turisti nelle nostre zone montane che, invogliati dai bassi prezzi del vino, incentivano tali assunzioni presso la popolazione locale.

Alcolismo urbano-industriale

La realtà urbano-industriale dell'Alto Adige riguarda quasi esclusivamente, per semplici motivi di dislocazione, la città di Bolzano.

Il particolare tipo di alcolismo qui individuabile è strettamente legato ai problemi che inevitabilmente caratterizzano l'industrializzazione del nostro tempo e, più precisamente, immigrazione ed inurbamento troppo accelerati e non accompagnati dalle strutture sociali necessarie.

Nelle zone industriali, e qui possiamo almeno in parte considerare anche il turismo come industria, esiste l'alcolismo di élite, caratterizzato dall'assunzione di bevande ad elevata gradazione alcolica tipico di queste categorie abbienti, per le quali il bere può costituire un passatempo o un rifugio alle loro nevrosi esistenziali. Per altri, e sono i più, il bere in modo smodato è un'evasione da situazioni stressanti; ci può essere quindi l'individuo cui lo sviluppo industriale ha favorito maggiori disponibilità che non è in grado di gestire, così come l'individuo alienato da un lavoro parcellizzato e stressante. Questi elementi, con altri individuali nei rapporti interpersonali sempre più spersonalizzati, possono trasformare l'alcolista potenziale in un vero e proprio tossicodipendente.

Tabella N. 4

Industria delle bevande alcoliche in Alto Adige

LANA	Distillato di pere Williams.
MERANO	Birra in lattina, bottiglie, fusti e cisterne.
VILPIANO	Malto di birra, malto diastatico, malti speciali.
BOLZANO	Fabbricazione liquori.
TERMENO	Distillati di pere Williams, di albicocche, di pesche, di lampone, di prugne, di mele Delicious, di mele Gravenstein; grappa.
	Grappa di vinaccia, distillati di frutta Williams, Kirsch, Slivovitz, Himbeergeist-lampone, Gravensteiner, Golden Delicious, Apricot-Albicocca, ecc.; liquori.
POSTAL	Liquori d'erbe "Jägermeister"

Tratto dal Catalogo della produzione industriale ed artigianale della Provincia di Bolzano, 1980.

Edito a cura dell'Assessorato all'Industria ed al Commercio della Provincia Autonoma di Bolzano in collaborazione con la Camera di Commercio, Industria, Artigianato ed Agricoltura di Bolzano.

Anche le donne ed i ragazzi risentono del medesimo disagio, dando luogo al fenomeno dell'alcolismo femminile e giovanile. I giovani bevono spesso per emulazione (vedi ad esempio, i simboli di successo legati al consumo di alcolici presenti negli spots pubblicitari), facilitati dalla pratica comune dei negozianti di vendere alcolici a chiunque. Nella nostra ricerca abbiamo potuto constatare quanto in teoria si era affermato, cioè che le persone dedite all'alcool siano per la maggior parte appartenenti agli strati sociali più bassi, dove appunto, il divario che separa i bisogni dalla realtà è incolmabile.

Alcolismo nel terziario

In Alto Adige il settore economico che appare in maggiore espansione è quello del terziario, che si caratterizza in molteplici aspetti: sanità ed assistenza, credito e servizi privati, trasporti e commercio, servizi pubblici, pubblica amministrazione, ecc. Data la varietà ed elasticità di questo settore, stendere un identikit dell'alcolista del terziario non è cosa facile, perché ad ogni tipo di attività corrisponde un diverso tipo di bevitore. In linea di principio, l'alcolista nel terziario si avvicina a quello di tipo industriale, poiché sono molti gli elementi in comune. Quindi diremo che le motivazioni che spingono all'alcool l'individuo appartenente al terziario sono quelle di alienazione, di frustrazione e di evasione che abbiamo appena evidenziato nell'operaio di un'industria metalmeccanica. Vi sono in questo gruppo alcuni tipi di bevitori a sé che escono dai casi sino ad ora esaminati: il camionista, il rappresentante ed il commerciante, ad esempio. Per costoro l'alcolismo è indotto dall'attività, è insito nel tipo di lavoro: il camionista beve per meglio affrontare la monotonia del suo lavoro, il rappresentante ed il commerciante perché davanti ad un liquore è più facile concludere un affare.

Alcolismo e turismo

Dalla nostra ricerca sul territorio, è emerso che il turismo può essere diviso in due tipi: quello "minore", ma non numericamente, del contadino che nel periodo turistico, affitta qualche camera o apre un ristorante tipico o un'osteria, e quello "industriale", che opera su scala più ampia. Sottolineiamo che il turismo è un'attività economica fondata in gran parte sui locali (bar, osterie), ristoranti, discoteche, dove bere è d'obbligo. L'Alto Adige insieme a Friuli, Piemonte, Veneto, occupa, per quanto riguarda la diffusione dell'alcolodipendenza, una posizione di rilievo rispetto alla media nazionale; una stima per difetto assomma gli alcolisti cronici in Alto Adige a circa 13.000 - 15.000 persone, più del 3% dell'intera popolazione della provincia. Nel 1983 presso l'Ospedale Regionale di Bolzano, si è registrato un totale di 24.541 ricoveri: dal 18% al 21% dei pazienti ricoverati nei reparti di Medicina I e II, Neurologia, Gastroenterologia, Astanteria, manifesta sindrome di patologia alcolica o patologie alcool-correlate.

Tabella N. 5

Ripartizione dei pazienti secondo l'occupazione

OCCUPAZIONE	TOTALE	PERCENTUALE
Operai	404	28,96%
Pensionati	246	17,63%
Agricultori	142	10,17%
Altri	142	10,17%
Casalinghe	133	9,53%
Impiegati	103	7,38%
Settore alberghiero	87	6,23%
Settore commercio e artigianato	74	5,30%
Disoccupati	56	4,01%
Studenti	7	0,50%

Classifica

Un rilevamento statistico da noi effettuato dall'anno 1974 al 1983 può fornirci un quadro più dettagliato riguardo il numero dei ricoveri per etilismo presso il reparto di Neurologia dell'Ospedale Regionale di Bolzano e la distribuzione dei pazienti secondo l'età, il sesso, l'occupazione. (Vedi grafici I, II, III, Tabella 5).

Grafico II: Notiamo una prevalenza di etilisti entro le fasce intermedie d'età.

Grafico III: Anche se la percentuale di donne etiliste è inferiore a quella degli uomini, il loro numero non è comunque trascurabile.

Tabella 4: Notiamo che in questa tabella sono rappresentati gruppi sociali di diversa estrazione. Precisiamo che i ceti sociali a livello economico più elevato non compaiono in questa tabella perchè i dati si riferiscono ad un rilevamento effettuato in ospedale e cioè in una struttura di assistenza pubblica.

Tabella N. 1

RICOVERI (presso l'Ospedale Regionale di Bolzano - reparto neurologia) (1974 - 1983)

TOTALE	8.373	100%
di cui	1.390	16,6% ETILISTI

Grafico II

Etilisti ricoverati nel reparto neurologia dell'Ospedale Regionale di Bolzano (1974 - 1983)

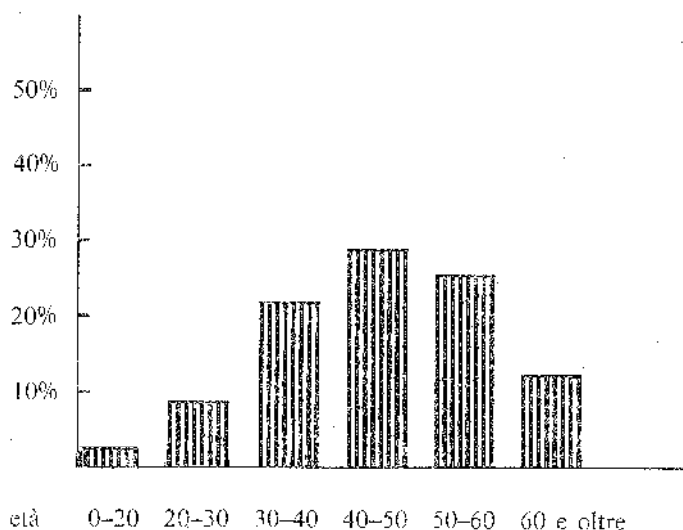


Grafico III

Etilisti ricoverati nel reparto neurologia dell'Ospedale di Bolzano (1974 - 1983)

TOTALE	1390	100 %
MASCHI	1092	78,2%
FEMMINE	298	21,8%

Tabella N. 6

Gruppi motivazione anno 1984

	Bolzano	Merano	Terlano	Laives	Totale
Totale presenze	8.530	546	27	130	9.241
Totale sedute	260	73	23	60	416
Totale pazienti	170	79	10	14	273

* I dati relativi ai centri di Egna e Bressanone non sono stati riportati, perchè di recente costituzione.

* I dati riportati nei grafici I, II, III e nelle tabelle N. 4, 6, 7, 8, 9 provengono da rilievi statistici elaborati dal Centro Recupero Alcolistici.

Tabella N. 7

Casi in psicoterapia anno 1984

MASCHI	54 (63,5%)
FEMMINE	31 (36,5%)
TOTALE	85 (100 %)

Tabella N. 8

Classi d'età (casi in psicoterapia)

ETÀ	TOTALE	PERCENTUALE
21 - 30	9	10,5%
31 - 40	16	18,8%
41 - 50	35	41,1%
51 - 60	21	24,7%
60	4	4,7%
TOTALE	85	100 %

Tabella N. 9

Ricadute (casi di psicoterapia)

	NUMERO	PERCENTUALE
Una ricaduta	12	14,1%
+ di una ricaduta	9	10,5%
TOTALE RICADUTE	21	24,7%

Conclusioni

Spero che dalla lettura di quanto riportato si emersa la vastità e la problematicità presente nel fenomeno alcolodipendenza. Non si può, a questo punto, fare a meno d'intervenire concretamente. È necessario un programma ben strutturato (teso alla prevenzione, cura e riabilitazione e in grado di considerare le continue evoluzioni di questo fenomeno). Sottolineiamo comunque la complessità di tale compito in quanto la costante ambivalenza nella considerazione dell'alcool "celebrato per la sua funzione integratrice, condannato per quella disgregatrice" rende quasi ovunque frammentario e non univoco lo sviluppo di programmi di prevenzione e di presa in carico delle conseguenze dell'abuso.

Cesare Guerreschi
Presidente del CENTRO RECUPERO ALCOLISTI (C.R.A.) - BOLZANO

Sozialmedizinische Betreuung in Südtirol

Roberto Schöllberger

Die Medizinischen und Sozialen Beratungsstellen sind mit Staatsgesetz Nr. 685/1975 und mit Landesgesetz Nr. 69/1978 eingerichtet worden.

In das Landesgesetz haben richtigerweise einige innovatorische Prinzipien Eingang gefunden, die sich in jener Zeit allmählich durchzusetzen begannen und schon im Staatsgesetz Nr. 685 ihren ersten Niederschlag gefunden hatten (z. B. die Feststellung, daß psychiatrische Abteilungen für die Behandlung Drogenabhängiger ungeeignet sind). So setzte sich auch die Einsicht durch, daß es wenig sinnvoll und außerdem kostspielig ist, für jedes neu in Erscheinung tretende Symptom einen *eigenen* Dienst einzurichten. Solche Dienste sollten *vielmehr* auf größere soziale Interventionsbereiche hin ausgerichtet und mit dem übrigen Gesundheitssystem verbunden sein.

In der Tat hat das Landesgesetz *Drogenabhängigkeit, Alkoholismus und soziale Devianz* zum Inhalt. Das heißt, der eingerichtete Dienst ist auf den sozialen Interventionsbereich „Jugendalter“ hin orientiert, dessen spezifische Probleme sich eben auch in bestimmten Symptomen wie Alkoholismus, Drogenmißbrauch, Kriminalität und anderen sozialdevianten Verhaltensweisen äußern können.

Gleichzeitig nehmen die beiden genannten Gesetze – besonders das Landesgesetz – auch die Sanitätsreform vorweg. Sie versuchen nämlich, ein differenziertes Interventionsnetz aufzubauen, in dem einerseits die bestehenden sanitären Einrichtungen (z. B. Krankenhäuser, Basisärzte, Apotheken) verbessert und den neuen Erfordernissen angepaßt und andererseits neue Einrichtungen geschaffen werden sollen (z. B. Therapiegemeinschaften, Wohnheime, Genossenschaften für Jugendliche und andere Interventionen im Sozialsektor). Ein weiteres Anliegen der Sanitätsreform, das auch in diesem neu eingerichteten Dienst

zum Ausdruck kommt, ist die Verbindung von *Prävention, Therapie und Rehabilitation*. Dies verlangt aber eine völlig andere Struktur und Organisationsform, als sie zur Zeit die MSBen besitzen; sie müßten *viel* flexibler und *weniger* zentralisiert sein, um auf jeder der 3 genannten Ebenen intervenieren zu können.

Im Bereich der Prävention beispielsweise ist es wichtig, daß die Fachleute in Kontakt mit den Schulen, dem Bereich der Jugendarbeit, den sanitären Einrichtungen im Stadtviertel bzw. im Dorf sind. Für den Bereich der Therapie wiederum ist die enge Verbindung zwischen Fachdienst einerseits und den spezifischen Hilfseinrichtungen wie Therapiegemeinschaften, Wohnheime, Aufnahmezentren, Krankenhäuser für den körperlichen Entzug, Apotheken und Vertrauensärzte andererseits unumgänglich. Und in der Phase der Rehabilitation bräuhete es die enge Zusammenarbeit der Fachdienste mit den Sozialassistenten des Sprengels, mit den Jugendeinrichtungen, den Pfarreien, den Arbeitsgenossenschaften und der Arbeitswelt im allgemeinen.

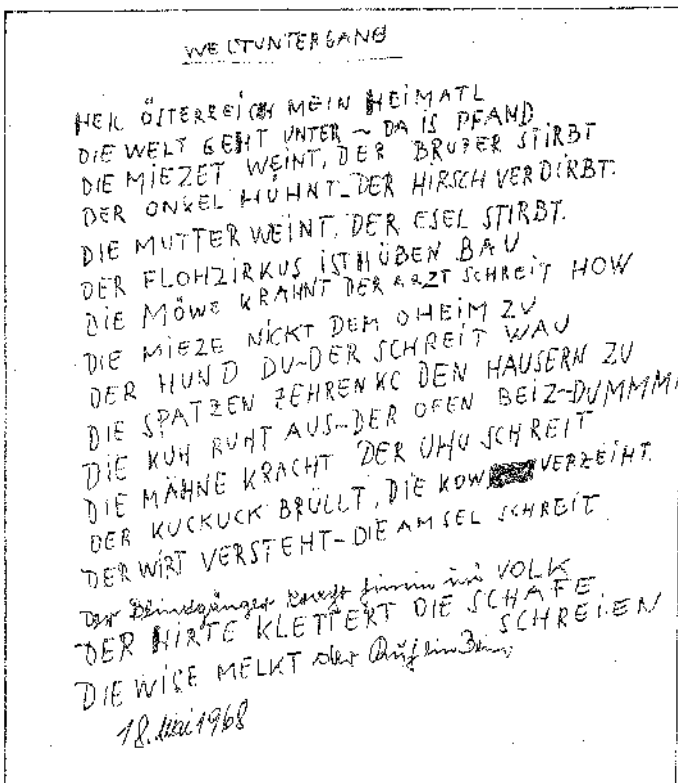
Aus dem Gesagten wird deutlich, daß die 3 Aspekte der Prävention, der Therapie und der Wiedereingliederung eng miteinander verbunden sind, so wie es auch dem Geist der Sanitätsreform entspricht. So legt sie auch den *Hauptschwerpunkt auf die Prävention*, wobei nicht nur *Information* gemeint ist, sondern die Beseitigung der Ursachen für das psychische und soziale Leiden, aus dem auch das Phänomen der Drogenabhängigkeit entspringt. Dieser Vorstellung liegt die Definition der Weltgesundheitsorganisation zugrunde, wonach Gesundheit nicht *nur* Abwesenheit von Krankheit bedeutet, sondern „harmonisches psychophysisches Gleichgewicht des Individuums in seiner natürlichen und sozialen Umwelt.“

Die MSBen der SE Mitte-Süd, West und Nord versuchen seit 1978 in diesem Sinne zu arbeiten. Ursprünglich vom Land eingerichtet, wurden sie später von den SEen übernommen. Die 3 Teams sind personell folgendermaßen zusammengesetzt:

Meran: 2 Psychologen, 1 Sozialarbeiter, 1 Arzt mit Stundenauftrag
Brixen: 1 Erzieherin, 1 Psychologe
Bozen: 4 Psychologen, 1 Sozialarbeiterin, 1 Krankenschwester, 2 Ärzte mit Stundenauftrag.

Wichtigstes Ziel in ihrer Arbeit ist – außer der Organisation des ambulanten körperlichen Entzugs mittels Methadonprogrammen und des stationären Entzugs mittels Einweisung in das Krankenhaus – *vor allem* die Herstellung einer persönlichen Beziehung mit den Jugendlichen und ihren Familien, um auf dieser Grundlage die *eigentliche Therapie* aufbauen zu können, die vor allem über die Instrumente der *Beratung, der Stütztherapie und der Psychotherapie* für und mit der Einzelperson und der Familie geleistet wird. Seit mehreren Jahren besteht in Meran und Bozen auch eine Eltern-Therapiegruppe, die sich einmal wöchentlich trifft (zwischen 10 und 25 Teilnehmer).

Es zeigt sich, daß die Erwartungen und die Inanspruchnahme von Leistungen sich im Laufe der Zeit qualitativ verändert haben. Am Anfang bestand vor allem die Nachfrage nach vorwiegend pharmakologischen Interventionen. Jetzt ist es uns gelungen, unsere Arbeit so zu entwickeln, daß außer dem Einsatz des Methadon, das wir als „Auhänger“ für die eigentliche Arbeit benutzen, es uns immer mehr möglich ist, über die eigentlichen Probleme zu reden, die dem Symptom der Drogenabhängigkeit zugrunde liegen. So gelingt es uns z. B. in Bozen, mit 88% der



Betreuten eine Beratung oder Therapie zu beginnen (bei 30% in regelmäßigem/wöchentlichem Abstand, bei 58% in unregelmäßigem Abstand). Die Miteinbeziehung der Eltern stieg von 20% auf 77% (bei 34% in regelmäßigem/wöchentlichem Abstand, bei 37% in unregelmäßigem Abstand, bei 16% handelt es sich um andere Bezugspersonen). Die Einweisungen in die konventionierten Therapigemeinschaften in Italien, Österreich und der BRD stiegen von 12 im Jahre 1980 auf 28 im Jahre 1984. Im Medizinischen Therapiesektor konnte im Laufe der Jahre ein relativ gutes – wenn auch nicht zufriedenstellendes – Netz an Interventionsmöglichkeiten aufgebaut werden. Ich denke dabei an die Entzugsbehandlung in den Krankenhäusern sowie an das System der Methadonbehandlung, das die Vertrauensärzte und die Apotheken miteinbezieht und das auch von anderen Regionen übernommen wurde. Verbessert werden muß sicher noch die Verbindung zwischen den Krankenhäusern, um den Austausch über die Erfahrungen mit den verschiedenen Entzugsmethoden und deren Weiterentwicklung zu fördern. Auch die Miteinbeziehung der Vertrauensärzte und der Apotheker in den Therapieprozeß ist noch zu verstärken. Im Bereich der Wiedereingliederung besteht z. Z. nur die Genossenschaft „Il Cerchio-Der Kreis“, mit der wir eng zusammenarbeiten. *Die Verbindung mit der Arbeitswelt fehlt uns völlig.* In der Vergangenheit förderten wir vereinzelt Initiativen in Zusammenarbeit mit den Industriellen- und Handwerkervereinigungen. Etwas ist in dem Bereich unternommen worden, ausgeklammert blieb aber der Bereich der Jugendlichen mit Problemen. Auch im Hinblick auf den geförderten Wohnbau wurden Vorschläge zu einer partiellen sozialen Zweckbindung gemacht, allerdings ohne Erfolg. Außer-

dem fehlt uns als Gesundheitsdienst noch immer die Verbindung mit dem Sozialdienst. Der Sozialplan liegt noch in der Schublade. Notwendig wäre nämlich eine enge Zusammenarbeit mit den Sozialassistenten im Territorium. Sie sind auf die Sprengel verteilt, stehen in engerem Kontakt mit der Bevölkerung und kennen besser die Ressourcen eines Lebensraumes. Sie wären somit in der Lage, praktische Probleme zu lösen und sowohl vorhandenes Fachpersonal als auch andere signifikante Personen des sozialen Umfeldes für den Patienten zu mobilisieren und zu koordinieren.

Keine Verbindung haben wir außerdem zu den Initiativen auf dem Gebiet der Jugendarbeit. Mir scheint, daß diese z. Z. die Gefahr laufen, ausschließlich jenen Jugendlichen zugute zu kommen, die ohnehin keine größeren Probleme haben und damit die anderen noch weiter zu isolieren.

Die beiden letzten Aspekte (Sozialdienst und Jugendarbeit) verweisen auf den Bereich der Prävention. Hier sind die MSBen nur wenig und nur in sporadischen und isolierten Initiativen präsent. Abgesehen von ein wenig Medienarbeit, beteiligen wir uns an den vom Assessorat für Gesundheit organisierten Seminaren zur Gesundheitserziehung für Lehrer an italienischen Schulen, die Verbindung zum Projekt „Beratungslehrer“ an den deutschen Schulen ist aber unzureichend. Zu tun wäre im Präventionsbereich noch sehr viel, aber wie bereits angedeutet, fehlt uns dazu heute noch die Verbindung mit dem Territorium d. h. mit dem Ort, an dem die Pathologien entstehen, die wir dann an den Betreuungsstellen sehen, *an dem aber auch das große Potential an „heilenden Kräften“ zu finden ist.*

Roberto Schöllberger

(in Zusammenarbeit mit Erwin Demichiel)

RAIFFEISENKASSE ALGUND

sucht zum baldmöglichsten Eintritt
JUNGAKADEMIKER
für die Kreditabteilung.

Bewerber mit dem Abschluß eines Wirtschafts- oder Rechtsstudiums werden bevorzugt. Falls Sie perfekt zweisprachig sind und an einer selbständigen und abwechslungsreichen Arbeit interessiert sind, vereinbaren Sie mit unserer Direktion einen Termin zu einem unverbindlichen Gespräch.

RAIFFEISENKASSE ALGUND
Alte Landstraße 21
39022 Algund – Tel. (0473) 48444

Psychiatrie in Südtirol

Elio Dellantonio

Es ist sicher, im Rahmen dieser Tagung, eine undankbare Aufgabe über Psychiatrie im Allgemeinen und über die spezifische Problematik der psychiatrischen Betreuung in Südtirol Stellung zu nehmen. Gleich zu Beginn sei aber gesagt, daß Psychiatrie in unserem Land auch historisch keinen besonderen sozialen und politischen Stellenwert hat, der Organisationsstandard der psychiatrischen Dienste quantitativ in keiner Hinsicht der Nachfrage gewachsen ist und somit große Lücken in der Dienstleistung seit jeher bestehen. Ungewißheit, Improvisation, oft Hilflosigkeit, Unvorbereitung sind die natürlichen Folgen einer fehlenden politischen und organisatorischen Gesundheitsplanung. Die kulturell ablehnende Haltung vieler Politiker und Verwalter gegenüber den vielfach als zu progressiv empfundenen Prinzipien der neuen italienischen psychiatrischen Gesetzgebung bewirkt die Emargination der psychiatrischen Operateure im Gesundheitsbereich und – was viel bedeutsamer ist – die fehlende Entwicklung – das Ausbleiben einer notwendigen Entwicklung der psychiatrischen Dienste. Das alte psychiatrische Modell ist juristisch und technisch nicht mehr anwendbar; neue Tendenzen, Paradigmen, institutionelle Organisationsformen sind bislang ausgeblieben. Gleichzeitig hat die Nachfrage nach psychiatrischer Intervention in den letzten 10 Jahren um ein vielfaches zugenommen und dieser Nachfrage sind die psychiatrischen Dienste quantitativ nicht gewachsen.

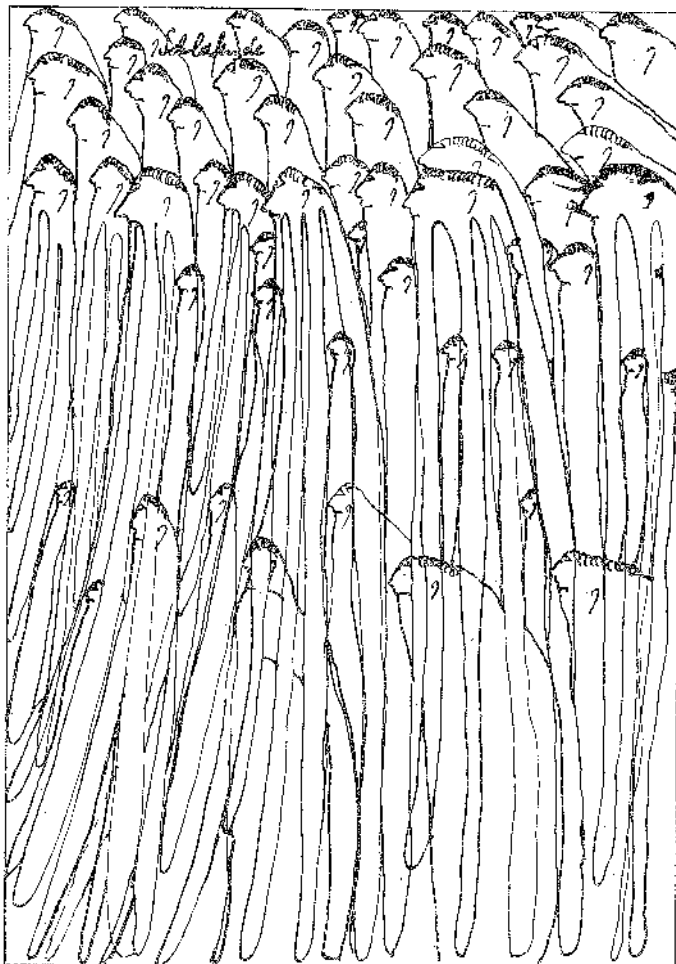


Abb. 11. Oswald Tschirtner, Schlafende, Federzeichnung.

Auf spezifische Fragestellungen über die psychiatrische Versorgung in Südtirol würde ich im Rahmen der vorgesehenen Arbeitsgruppen genauer eingehen, ich möchte in diesem Vortrag Ansatzpunkte zur Anregung der späteren Diskussion bieten.

Die Vorgeschichte der institutionellen psychiatrischen Betreuung in Südtirol läßt sich zeitlich auf die ersten 60 Jahre des vergangenen Jahrhunderts ansetzen, etwa ein halbes Jahrhundert später als in den entwickelten europäischen Nationen. So wurden um 1860 die psychiatrische Anstalt in Hall (Nordtirol) und etwa um 1880 die von Pergine im Trentino gegründet. 1904 wurde erstmals in Italien ein Psychiatrie-Gesetz verabschiedet, in dem rechtmäßig die wesentlichen juristischen Normen der intramuralen psychiatrischen Betreuung festgehalten wurden.

Die psychiatrische Gesetzgebung in Italien – ähnlich der anderen Länder Europas – verkörperte das gesellschaftliche und individuelle Bedürfnis nach Schutz vor dem Fehlverhalten. In diesem Sinne oblag die Kompetenz der psychiatrischen Betreuung und deren Institutionen (der psychiatrischen Krankenhäuser) nicht etwa dem Sanitätswesen, sondern dem Innenministerium. Die Instanz nach Sicherstellung der öffentlichen Ordnung in einem Kontext bedeutender gesellschaftlicher Veränderungen – Industrialisierung, Umgestaltung der Produktionsverhältnisse, Klassifizierung der individuellen Relationen in städtischen Räumen – wurde vielfach den psychiatrischen Institutionen übertragen. »Aufälligkeit im Verhalten«, »Gefährlichkeit für sich und andere« wurden zu psychiatrisch-diagnostischen Kategorien, welche auf polizeilichem Wege die Internierung der Betroffenen ohne Rechtsschutz und häufig lebenslanglich in psychiatrische Anstalten rechtfertigte. Die psychiatrische Institution läßt sich also als Schutzmechanismus der Gesellschaft gegenüber dem sich nicht anpassenden Individuum verstehen. Bis 1978 gab es in Südtirol selbst keine psychiatrische Institution, abgesehen von Stadthof, der seit etwa 1938 als Dependance des psychiatrischen Krankenhauses von Pergine funktionierte und den um 1960 errichteten ambulatorialen psychiatrischen Dienststellen, die für die Nachbetreuung der aus Pergine und Stadthof entlassenen Patienten zuständig waren.

Die Kontrolle des psychiatrisch relevanten Fehlverhaltens wurde von Nordtirol (Hall) und vom Trentino (Pergine) getragen. Im Unterschied zu diesen Regionen war die Zahl Südtiroler Patienten in psychiatrischer Behandlung bis Ende der 70er Jahre bezogen auf die Einwohnerzahl sehr gering (etwa um 60 – 70% weniger). Dies nicht etwa, weil die Südtiroler Bevölkerung psychisch stabiler war, sondern weil die Überweisung psychiatrischer Patienten in die Nachbarländer bei unserer Bevölkerung viel mehr den Charakter des dauerhaften Abschlusses, der endgültigen Trennung familiärer Beziehungen hatte. (Man denke an die Entfernung und an die damaligen Verbindungswege und -möglichkeiten.) Auch konnte Südtirol über längere Zeit den traditionellen ländlichen Charakter der sozialen Organisationsformen bewahren.

1978 wurde in Italien das neue Psychiatrie-Gesetz (180er Gesetz) verabschiedet, dessen wesentliche Prinzipien der institutionellen Praxis und den Theorien einiger Psychiater um Basaglia, Jervis, Pisto, Pisella u. a. entstammen.

Die Erkenntnis, daß psychiatrische Behandlung – Betreuung uncalisierbar, undenkbar ist, wenn die therapeutische Funktion der psychiatrischen Intervention nicht zum zentralen Moment erhoben wird – die Notwendigkeit, den psychiatrischen Patienten von den Zwängen der gewaltsamen Internierung zu befreien –, die Feststellung, daß die psychiatrische Anstalt die Pathologie des Einzelnen unterhält und nährt, ermöglichten in erster Linie

eine fundierte Kritik an die psychiatrische Krankenhauspraxis und ermöglichten einen neuen Geist bezüglich des therapeutisch Erforderlichen. Der jahrzehntelange Widerspruch: psychiatrische Behandlung und deren Rechtfertigung massiver institutioneller Zwangsmaßnahmen »im Interesse und zum Schutze des Patienten« konnte nicht mehr übersehen werden. Man erkannte, daß Empathie, Dialog, Anerkennung der individuellen menschlichen Würde des Patienten die Voraussetzungen eines therapeutischen Verhältnisses des psychiatrischen Operateurs mit dem dem Patienten darstellen. Abnorme, menschenunwürdige aber übliche Praktiken der psychiatrischen Krankenhäuser wurden zunehmend abgebaut und Isolierung, Abschub, Inhaftierung, Institutionalisierung der Patienten wurden immer mehr als nicht therapeutisch anerkannt. Mit dem 180er Gesetz wurden dem psychiatrischen Patienten im wesentlichen die ihm bislang abgesprochenen sozialen und politischen Rechte zuerkannt. Natürlich wurde dadurch das psychische Leid nicht aus der Welt geschafft und die menschliche, individuelle und gesellschaftliche Eigenproblematik des psychiatrischen Patienten weder juristisch noch psychiatrisch gelöst. Das neue Gesetz besagt wenig bis gar nichts über die notwendigen therapeutischen Ansätze der Behandlung – das wäre auch gar nicht möglich – es bezieht sich vorwiegend auf den psychiatrischen Akt der Zwangsinternierung und zwangsweisen Behandlung, die in einigen wenigen Fällen immer noch notwendig ist, aber ohne Übertretung der konstitutionellen Normen erfolgen muß und das Recht auf Freiheit und freie Entscheidung – Willensäußerung berücksichtigen muß.

Die Diskussion über Norm-Devianz, über freie Willensäußerung und deren »krankheitsbedingten Grenzen«, über die philosophischen und ethischen sowie psychiatrischen Definitionsmöglichkeiten des individuellen Rechtes auf Freiheit und deren gesellschaftlichen Grenzen, Normen, Verpflichtungen, würde den Rahmen dieses Vortrages sprengen; es sei aber darauf hingewiesen, daß der Gesetzgeber 1978 im psychiatrischen Patienten erstmals ein Rechtssubjekt erkannt hat, ihm dadurch auch die Würde im gesellschaftlichen Kontext zurückverliehen hat, ihm weitestgehend Lebensberechtigung im sozialen Alltag zugesprochen hat.

Laut diesem Gesetz kann die Zwangseinweisung in eine psychiatrische Abteilung nur dann erfolgen, wenn ein psychiatrisch vertretbarer Grund dazu besteht (im Sinne des Vorliegens einer psychiatrisch relevanten Symptomatologie) und gleichzeitig drei Vorbedingungen erfüllt sind:

1. daß der Patient unbedingt eine Behandlung braucht;
2. diese Behandlung unbedingt notwendig ist;
3. absolut keine andere Behandlungsmöglichkeiten bestehen, als die stationäre Aufnahme in eine psychiatrische Abteilung. Um Rechtsübertretungen zu vermeiden, muß ein Arzt einen Behandlungsvorschlag formulieren, ein zweiter Arzt diesen Vorschlag bestätigen und der Bürgermeister als oberste Sanitätsbehörde der Gemeinde die Zwangseinweisung anordnen. Beide Ärzte müssen Nicht-Psychiater sein, einer muß aber im öffentlichen Gesundheitsdienst arbeiten (wie ein Gemeinde-Kassenarzt). Früher waren die Zwangseinweisungen anders geregelt, vor allem war die Dauer dieser Maßnahme nicht angegeben und konnte in vielen Fällen das ganze Leben dauern. In der italienischen Rechtsprechung (wie auch in den übrigen Ländern Europas) ist aber der Freiheitsentzug zeitlich immer angegeben und definiert. Dieses Recht wurde auch auf die psychiatrische Zwangsbehandlung ausgedehnt. Sie kann vorerst eine Woche dauern, der Richter muß darüber informiert sein, in dieser Zeitspanne ist das psychiatrische Personal angehalten, alles daran zu setzen, die Mitarbeit des Patienten, sein Vertrauen zu gewinnen. Sollte eine Verlängerung notwendig sein, und diese vom Primar vorgeschlagen werden, wird sie auf eine bestimmte Zeit beschränkt (meist eine Woche oder 10 Tage). Das 180er Gesetz sah auch vor, daß Zwangseinweisungen nicht in den psychiatrischen Krankenhäusern durchgeführt werden können, sondern in psychiatrischen Abteilungen in den Allgemeinen Krankenhäusern (Abt. mit 15 Betten), wo auch freiwillige, stationäre Behandlungen durchgeführt werden können. Bis 1982 wurden freiwillige Wiederaufnahmen von Patienten in die psychiatrischen Krankenhäuser (wie Pergine) erlaubt, aber keine Neuaufnahmen. Seit 1982 können die psychiatrischen Krankenhäuser

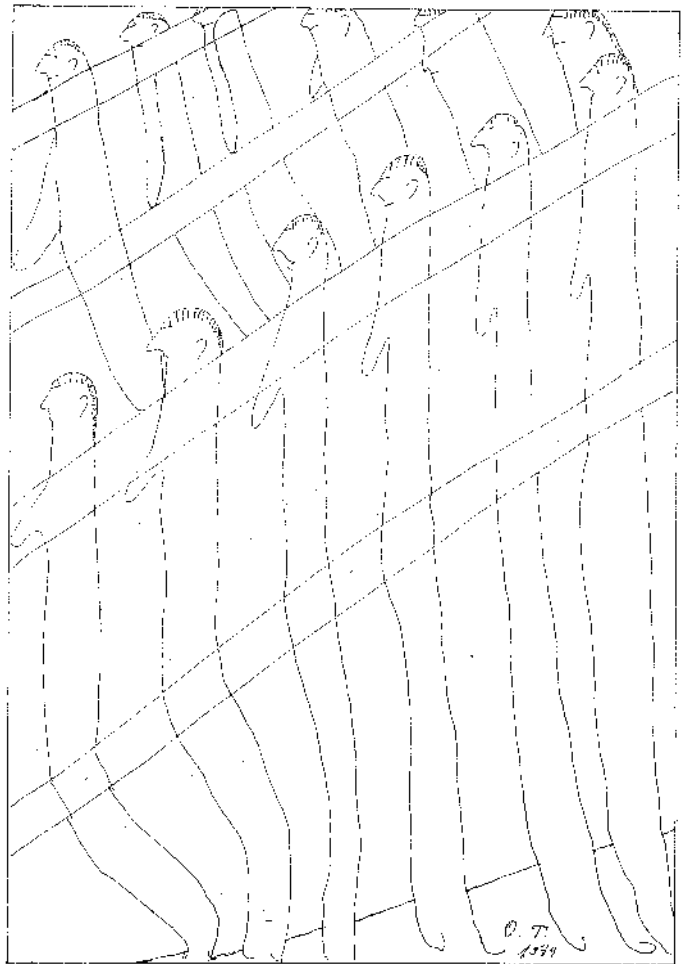


Abb. 12. Oswald Tschirtner, Kniende Menschen. Federzeichnung.

keine Patienten mehr aufnehmen, zur Zeit sind dort etwa noch 35.000 kranke Patienten aufgenommen. Auch wurde die Kompetenz für psychiatrische Betreuung dem Ministerium für das Gesundheitswesen übertragen.

Die Tragweite der Konsequenzen des neuen Psychiatrie-Gesetzes ist signifikant auf der Ebene der politischen und sozialen Rechte, die dem psychisch Kranken anerkannt werden, das reflektiert sich natürlich auch auf die Behandlung, wobei der Patient nicht mehr Objekt psychiatrischer Institutionalisierung ist, sondern aktives Subjekt therapeutischer Interaktionen mit psychiatrischen Operateuren wird, und dessen Existenz im sozialen Umfeld Berechtigung findet. Die Behandlung muß darauf gezielt sein, ihm die notwendige Unterstützung, sei es auf sozialer wie psycho-pharmakotherapeutischer Ebene zu geben, damit er so weit wie möglich ein freies, »normales« Leben führen kann, seinen Lebenssinn finden und seinen Lebensweg gehen kann. Das bedeutet, daß der Psychiater die Vorurteile, die Diskriminierung, das negative Image des psychisch Kranken im sozialen Bereich, die Angst vor dem Anders-Seienden, -Denkenden, -Sich-Verhaltenden in seiner alltäglichen Arbeit begegnen, deuten, auch »behandeln« muß.

Die Folge dieser gesetzlich determinierten Umwälzung in der psychiatrischen Betreuung war die erzwungene Aufgabe des psychiatrischen Krankenhauses als Ort der Verdrängung – Verbannung der zersetzendsten sozialen und psychischen Widersprüchlichkeit, die auf gemeindenaher Ebene zurück-(ex-)importiert wurde. Das 180er Gesetz überläßt den Regionen, bei uns der Provinz, die Kompetenz für die psychiatrische, institutionelle (und auch private) Betreuung. Die Notwendigkeit, neue Strukturen, Organisationsformen zu bestimmen, neue Konzepte der Vorsorge, Behandlung, Rehabilitation und deren gesundheitspolitischer Planung zu realisieren, werden vom Staate an die Regionen (Provinz) übertragen. Wo man schon vor Jahren gemeindenaher, territorial ausgerichtet, gearbeitet hat, haben sich keine besonderen Nachteile – Lücken in der psychiatrischen Betreuung ergeben; anders bei uns in Südtirol (ähnlich der Situation im süditalienischen Raum).

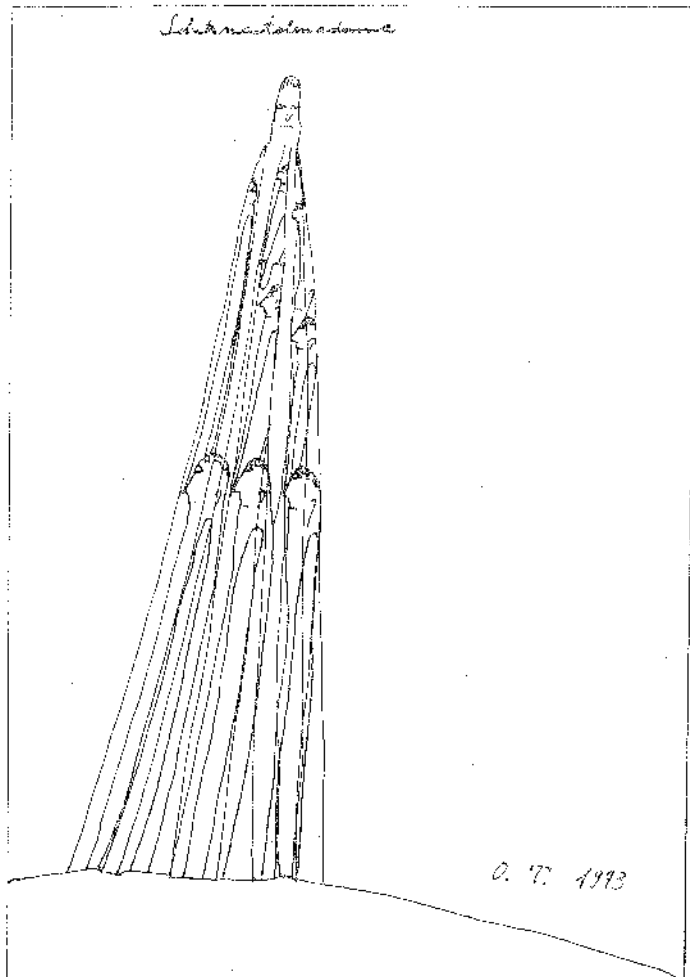


Abb. 13. Oswald Tschirtner, Schutzmantelmadonna. Federzeichnung.

Bei uns in Südtirol hat man in den letzten 10 Jahren für die öffentliche Psychiatrie kein globales Behandlungs-, Betreuungskonzept entwickelt, die politisch und administrativ Verantwortlichen haben die soziale Tragweite der psychiatrischen Nachfrage (der Bevölkerung) nicht erkannt, vereinzelte Projekte im Sinne der gemeindenahen psychiatrischen Dienstleistung sind zwar beschlossen worden, aber sie sind quantitativ absolut unzureichend. Das Nachtrauern nach dem alten alles lösenden (in Pergine und Hall) psychiatrischen Krankenhaus-Modell ist unüberhörbar (leider zum Teil auch seitens einzelner Psychiater), die Unentschlossenheit, neue Wege in der Behandlung zu gehen, ist bereits zum chronischen Symptom geworden. Es kommt dann von selbst, daß die Betroffenen das 180er Gesetz dafür verantwortlich halten und vielfach werden die Psychiater, welche eben nach diesem Gesetz arbeiten müssen, für alle möglichen Mißstände verantwortlich gemacht. Es kommt dem gleich, wenn man den Luftüberwachungsdienst für die Luftverschmutzung verantwortlich hielte! Das psychiatrische Problem hat bei uns einen brisanten Dringlichkeitscharakter angenommen: der psychiatrische Patient mit all seinen Bedürfnissen, mit seinem Leiden, ist auf uns zeitweise oder dauernd angewiesen. Die Toleranz der Bevölkerung ist zwar groß, aber die wirtschaftliche Entwicklung der letzten 20 Jahre (sprich Tourismus) verringert die soziale Akzeptanz des psychisch Leidenden. Die institutionellen Behandlungsmöglichkeiten sind äußerst gering. Bei uns nehmen die einzige psychiatrische Abteilung (15 Betten für akute Patienten) und der Rehabilitationsdienst in Stadthof (etwa 50 Betten für längerdauernde stationäre Aufnahmen meist chronischer Patienten) 80% der Personalressourcen in Anspruch. Die gemeindenahere Betreuung ist trotz des Einsatzes der psychiatrischen Operateure absolut unzureichend, die wenigen psychiatrischen Übergangsheime (für etwa 15 Patienten) lösen die fürsorgliche und mittelfristig therapeutische Problematik der chronischen Patienten nicht. Die deutliche Abnahme (in den letzten 5 Jahren) der öffentlichen und privaten Arbeitsstel-

len, das Fehlen beschützender Werkstätten und/oder Genossenschaften verhindert unsere therapeutischen Bestrebungen in der sozial-psychiatrischen Projektierung. Der Personalstand der psychiatrischen Dienste in Südtirol entspricht in etwa weniger als 20% des ärztlichen und nichtärztlichen Mindestsolls. In der Nachbarprovinz Trentino arbeiten 4 Mal soviel Psychiater und 5 - 6 Mal soviel Pfleger im psychiatrischen Bereich. In Nordtirol 6 - 8 Mal soviel Ärzte, etwa 8 Mal soviel Pfleger, dazu Psychologen, Gesprächs-, Musik-, Ergotherapeuten, die Anzahl der psychiatrischen Betten für akute Patienten ist 20 Mal so groß, für chronische ebenfalls (das Behandlungsmodell ist dort aber noch nicht gemeindenah ausgerichtet). Seit 1978 hat sich numerisch in der personellen Besetzung unserer Dienste wenig geändert. Das Prinzip der therapeutischen Kontinuität in der Behandlung akuter Patienten ist für die Sanitätseinheiten Nord - Ost - West nicht durchführbar, es fehlen dort die notwendigen psychiatrischen Abteilungen in den Krankenhäusern. Weniger als 25% des Personals der psychiatrischen Abteilung in Bozen und der psychiatrischen Dienststelle Bozen-Stadt arbeitet seit 1978 in diesen Diensten. Bei insgesamt 7 dort angestellten Psychiatern haben sich in den letzten 5 Jahren über 15 zeitweise beauftragte Ärzte schon abgewechselt. Die Sanitätseinheiten Nord - Ost - West (bis 1982 war das Land kompetent) haben in nunmehr über 7 Jahren nicht einmal Stellenpläne der psychiatrischen Dienste erarbeitet. Bei über 5.000 in Südtirol (in den letzten 3 Jahren) langfristig behandelten Patienten, bei etwa 1.400 behandelten akuten Patienten in der psychiatrischen Abteilung des Bozner Krankenhauses (auf 15 Betten verteilt!) - in den letzten 7 Jahren - für insgesamt etwa 2.800 Aufnahmen bei einer Anzahl von etwa 2.000 bis 3.000 chronischen, gemeindenaher behandlungsintensiver Patienten, arbeiten in ganz Südtirol 13 Ärzte, an die 60 Pfleger, 10 Sozial-Assistenten und eine Psychologin!!!

Ein Beispiel schildert besonders eindrücklich die Lage der psychiatrischen Abteilung im Krankenhaus Bozen: in den letzten 6 Monaten haben allein 7 chronische Patienten (insgesamt 15 Aufnahmen) über 30% der möglichen Tagesaufenthalte in Anspruch genommen, bei insgesamt über 150 aufgenommenen Patienten (für etwa 200 Aufnahmen). Dabei handelt es sich um ältere chronische Patienten, für die außerhalb der Abteilung keine alternativen Betreuungsmöglichkeiten gefunden werden konnten und die eine Überweisung nach Stadthof strikt ablehnten.

Ich glaube, daß diese wenigen Zahlen die Lage der psychiatrischen Dienste eindrücklich beschreiben. Unter diesen Umständen ist es verständlich, daß die psychiatrische Betreuung unzureichend und lückenhaft ist, der Nachfrage nicht gewachsen sein kann. Es fehlt ein globales Organisationskonzept, es fehlen Strukturen und Personal; dies ist aber kein technisches psychiatrisches Anliegen, sondern ein gesundheitspolitisches. In diesem Sinne müssen wir den Politikern und den Verwaltern ihre Kompetenz überlassen. Gesundheitsassessor Dr. Saurer (er ist aber nicht für des psychiatrische Ressort verantwortlich) und einige wenige Verwalter im Landhaus und in den Sanitätseinheiten haben schon öfters Interesse für die psychiatrische Betreuung gezeigt; wir hoffen nun, daß sich ihre Vorstellungen so bald als möglich durchsetzen. An der Zeit wäre es, auf alle Fälle!!



Abb. 29. Hans Grausam, Kaltmadelbrüderung.

Una riforma storica e attuabile

Un esempio: Trieste

Lorenzo Toresini

Nel mese di messidoro, anno II della Rivoluzione Francese, il signor Barère fece votare all'Assemblea Nazionale una legge che prevedeva la chiusura e la vendita degli ospedali, centri di potere antipopolare e di riproduzione culturale dell'ideologia "ancien régime", e la loro sostituzione integrale con un servizio territoriale, con ambulatori di quartiere, dove potesse esserci un centro di distribuzione gratuita di medicine, un medico e degli infermieri a disposizione del popolo¹⁾.

Negli anni successivi la restaurazione napoleonica riportò la centralità ospedaliera, e la legge di Barère non fu mai attuata. Il servizio di salute mentale a Trieste consiste di sette centri di salute mentale (CSM). Ciascuno di essi assiste una popolazione di 40.000 abitanti, dispone di otto letti (attenzione, otto letti, non otto posti letto: c'è una differenza tra "posti letto" ospedalieri, con una rigidità nell'ammissione, dimissione, riammissione, liste d'attesa, e "letti" dove può rifugiarsi chi ne ha bisogno per un'ora, una notte, una settimana, un anno, oppure può tornarvi se se n'è andato) e di un organico da tre a quattro medici, da 20 a 25 infermieri, 2 assistenti sociali, uno psicologo. Da ciascuna centro vengono eseguite 6.000 visite domiciliari all'anno. Oltre ai centri ci sono 25 gruppi appartamento, che ospitano 150 assistiti, ed è il medesimo personale dei CSM che assiste i residenti nei gruppi appartamento, con turni diurni mattina e pomeriggio, e se necessario anche (occasionalmente) notturni, negli appartamenti.

A Trieste c'è un Servizio di Diagnosi e Cura Psichiatrico, che è tuttavia profondamente diverso da quello previsto dalla legge 180, nel senso che è un reparto di 8 posti letto (invece di 15), quattro letti per donne e quattro per uomini, che non ha funzioni di degenza, ma solamente di smistamento nei diversi CSM secondo un criterio di competenza territoriale.

I ricoveri si fanno nei Centri di Salute Mentale.

Non c'è quindi un terminale ospedaliero del circuito psichiatrico. Il terminale è il territorio.

Un pediatra americano rimasto famoso (Spitz) descrisse le lesioni prodotte dall'ospedalizzazione nei bambini, consistenti in una depressione da privazione affettiva e relazionale, con danni che oltre un certo limite diventano irreversibili. Credo che dobbiamo molto a questo medico, che ha avuto il merito di riproporre nel mondo contemporaneo il problema dell'influenza del servizio-circuito sulla "patoplastica" della malattia. Verso la metà del secolo scorso uno psichiatra inglese, John Connolly, dimostrò che si poteva gestire un ospedale psichiatrico all'insegna del rispetto reciproco, della filantropia e della disponibilità assistenziale autentica. Trasformò il manicomio che dirigeva abolendo la violenza e i mezzi di contenzione senza bisogno degli psicofarmaci, che quella volta non esistevano. Certamente a questa esperienza dovette ispirarsi Basaglia quando trasformò l'ospedale psichiatrico di Gorizia in uno spazio di umanizzazione e in un laboratorio di comunicazione. Nel 1971, anno dell'arrivo di Basaglia a Trieste, il servizio psichiatrico di Trieste consisteva di un manicomio con 1.200 internati, di cui 900 "coatti", con scarse probabilità di tornare a vedere il mondo libero, colpevoli solo di soffrire. Il successivo smantellamento dell'ospedale psichiatrico, che portò all'attuale struttura territoriale decentrata descritta in precedenza, ha avuto inizio con la graduale, ma sostanziale, trasformazione e umanizzazione dei rapporti cristallizzati e rigidamente gerarchizzati vigenti all'interno. Le porte vennero aperte, con discussioni quotidiane e allargate, volte a sostituire la coscienza

al controllo, il confronto alla violenza. L'interdizione dei diritti civili venne cancellata con la riabilitazione civile (persona per persona, un lavoro da "formiche"), la questua venne sostituita con la pensione (almeno di invalidità civile), la divisa manicomiale (taglia unica) venne sostituita con vestuario "normale" e personalizzato. L'"immagine" della follia veniva gradualmente smontata, e la trasformazione del manicomio, attraverso la graduale demolizione dei meccanismi interni che lo caratterizzavano da un lato, e l'impegno sistematico al sostegno attivo e al non abbandono dei dimessi dall'altro, portò alla sempre più chiara consapevolezza dell'inutilità del manicomio. L'infittirsi degli interventi territoriali, per il sostegno e l'integrazione dei dimessi, e per la prevenzione dei ricoveri, dell'acuitizzazione delle crisi²⁾ portò a un graduale spostamento verso l'esterno dell'utenza, dell'attività degli operatori, e dei servizi, secondo una logica quasi di "vasi comunicanti" (delibera 448 del 1972 della Provincia di Trieste)³⁾. Alla fine di tale processo non poteva esserci altro che un rovesciamento della struttura istituzionale, come un guanto, in una rete territoriale facente capo a strutture decentrate.

Venendo all'applicazione della legge 180, quanto detto finora significa almeno due cose.

1) perchè la riforma possa funzionare è necessario che possa contare su delle risorse. Ci vuole, per esempio personale (per 40.000 abitanti 20 o 25 infermieri, 3 o 4 medici con un primario, e un aiuto esperti, 2 assistenti sociali). Ci vogliono appartamenti, dove poter assistere persone non autosufficienti in piccoli nuclei di tipo "familiare" protetti, ci vuole un servizio mensa (così come in ospedale si dà da mangiare ai ricoverati), un centro con dei letti.

Bisogna subito aggiungere però che l'acquisizione di risorse è anche un problema di razionalizzazione intelligente, e di riconversione di risorse già esistenti, ma semplicemente bloccate in quel castello ideologico che è la lungodegenza manicomiale. Riconversione è un termine oggi molto in voga nell'industria, e non si vede perchè essa non debba valere anche per dei servizi, che altrimenti vengono tenuti in scacco ("matto") in una struttura che poteva essere valida nel 1904.

Uno studio sui costi per la psichiatria della Provincia di Trieste dal 1970 al 1980, messi a confronto con l'andamento inflattivo, dimostra che la spesa negli anni è rimasta entro "limiti storici".

2) perchè la riforma possa funzionare non bastano le risorse, ma è necessario introdurre una qualità, uno "stile" di lavoro consistente nell'attuazione costante a evitare l'inerzia nella risposta, l'accumulazione dei problemi irrisolti, la cristallizzazione dei rapporti. Si tratta di applicare la filosofia e la pratica alla Connolly ai servizi riformati, senza di cui i servizi sarebbero riformati inutilmente. Si tratta di rispettare la continuità terapeutica trasformando un rapporto di controllo in un rapporto di fiducia. (In tal modo i T.S.O. necessari a Trieste sono divenuti all'anno una media di tre o quattro).

Un problema cruciale dell'applicazione della riforma è quello dei cosiddetti "cronici".

Una ricerca condotta presso uno dei CSM di Trieste (CSM di San Vito), evidenziò che su 450 pazienti circa visti nel 1977 (da una volta all'anno a tutti i giorni) e su altri 450 visti nell'81, 150 erano gli stessi. Partendo dall'ipotesi che potessero questi rappresentare il paradigma della nuova cronicità, si è cercato di confrontare questi casi con parametri diagnostici da un lato, e sociali dall'altro. Si è così potuto evidenziare che di questi

150 un 50% usufruivano del servizio con motivazioni eminentemente "sociali" (mensa, luogo caldo, socializzazione, eventualmente sussidio), sia pure in funzione anti crisi, con una frequenza quotidiana e comunque assidua; un 40% erano persone perfettamente autosufficienti, che utilizzavano il centro per dei periodi più o meno brevi, o per delle prestazioni ambulatoriali o domiciliari periodiche, per poi interrompere i rapporti per dei periodi anche prolungati. Rimaneva un 8-9% di persone che "subivano" dal contro un rapporto di "tutela", che poteva anche non essere continuo ma comunque era "protratto", e che in qualche momento richiedeva delle misure più o meno esplicite di controllo. Comunque quelle persone non necessitavano di un ricovero permanente e coattivo, andavano bensì assistite con costanza, d'intesa con le rispettive famiglie.

È così che da noi per esempio le famiglie non chiedono più da tempo il ricovero "coattivo protratto" per i loro ammalati (fuorchè in un unico caso, in cui è diventata "cronica" la richiesta, anche se nel frattempo il figlio, pur tra ripetute crisi, si è laureato e ha trovato un lavoro) e il consenso si è allargato con l'estendersi della collaborazione, della discussione, a volte anche serrata, con le famiglie, comunque del confronto. E il consenso si è esteso anche alle forze sociali e politiche (fra cui anche parte della Chiesa Cattolica incluso il Vescovo) perchè è basato sui dati pratici più che su battaglie ideologiche. A Trieste si può dire che la psichiatria senza manicomio è entrata nella cultura della città, e c'è un certo riconoscimento di un fatto proprio da parte della città.

Durante la Rivoluzione Francese dunque la storia per un attimo esitò, come incerta fra l'abolizione degli ospedali, sostituendoli con una rete di assistenza territoriale, che fra l'altro consente meglio di prevenire la devianza sul nascere, e il ritorno al modello ospedaliero. Ma la storia è fatta dagli uomini, da noi che la agiamo e la viviamo. Vedremo se sapremo finalmente raccogliere le indicazioni della Rivoluzione Francese o se saremo di nuovo sospinti nel corso della "Restaurazione".

Una cosa è sicura. Non si potrà mai dire che la riforma psichiatrica è impossibile finchè esistono delle situazioni dove essa è applicata e messa in grado di funzionare.



Fall 90.

Abb. 125. „Bumperton“ (Tinte).

16x21

NOTE

- 1) Castel - l'ordine psichiatrico.
- 2) Introducendo financo la pratica diffusa delle flebo a domicilio del paziente.
- 3) Presidente D.C. Michele Zanetti.

Diskussion nach dem Referat von Dr. Lorenzo Toresini

Schöllberger: Mich würde vor allem das Problem der verschiedenen ethnischen Gruppen in Triest interessieren, weil es auch hier in Südtirol, wo drei ethnische Gruppen zusammenleben, ein kulturelles Problem gibt. Die Angst der Verschiedenheit, des Andersseins und eine große Hemmung, etwas Neues zu unternehmen...

Toresini: Trieste è la città cara agli italiani ed è la città per cui si è fatta una guerra. È una città di confine dove ci sono grosse tensioni rialimentate dalla seconda guerra e quindi dal cosiddetto "pericolo slavo", che sta dentro la città.

C'è una minoranza slovena non censita, e c'è una maggioranza slovena nel retroterra cittadino, nell'altopiano del Carso, che evidentemente è influenzato storicamente, politicamente e culturalmente dalla vicina repubblica di Jugoslavia.

Ma la tensione nazionalista poi si frammenta in mille rivoli perchè all'interno del gruppo italiano ci sono tantissime minoranze culturali che non si riconoscono, necessariamente nell'Italia.

Per esempio c'è un partito autonomista triestino, italiano di lingua, che però chiede l'autonomia dall'Italia, di cui un sindaco che ha governato la città per due anni, parlava pubblicamente del "pericolo slavo da Trieste a Vladivostok".

C'è la sinagoga più grande dell'Europa occidentale, una grossa comunità ebraica con grande potere anche economico, c'è una chiesa greca, nell'elenco telefonico su cinque nomi stranieri ce n'è uno italiano, i nomi più incredibili.

Tutto questo è dovuto alla storia di questa città. Una città romana rimasta sempre molto piccola finchè decise di difendersi dalla potenza di Venezia e si alleò a Vienna. Maria Teresa decise di ingrandire la città facendola diventare un punto di scambio dell'Adriatico. Questo favorì naturalmente gli scambi e i traffici, per cui vennero persone e comunità da tutte le parti dell'Europa, soprattutto orientale.

Poi vennero gli emigranti dal Sud e dall'Istria, e quindi c'è una enorme insicurezza collettiva, la mancanza di un'identità di gruppo che crea un livello di tensione e di ansia politica ma anche intersoggettiva, interspichica, che si esprime maggiormente lungo le linee di frattura di questa comunità.

Fino al 1971 c'era almeno un punto di riferimento in questa ansia d'identità collettiva, che erano le mura della normalità e della diversità. Ad un certo punto si è detto: queste mura non esistono più, signori arrangiatevi. E i signori si sono preoccupati. Chi di noi è normale e chi non lo è?

Allora i due problemi, della diversità storica, culturale, linguistica ed etnica e quello della diversità linguistica in senso più molecolare o più soggettivo e più individuale, a un certo punto sono confluiti e si sono sovrapposti.

Non possono avere altra risposta che una risposta dialettica quotidiana e allo stesso tempo costituire un pericolo per l'ordine pubblico cittadino da un lato, dall'altro però costituiscono una grande occasione culturale, se quel dibattito, che civilmente può scaturire da questa situazione, si realizza.

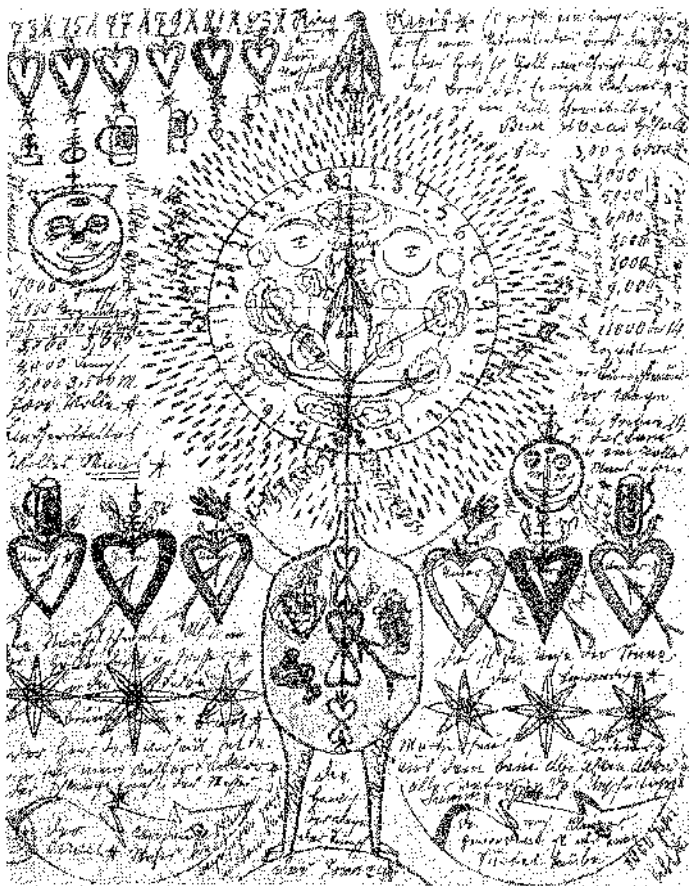


Abb. 124. „Lamm Gottes“ (Tinte).

Crede che molto spesso nelle città di confine si creino queste potenzialità. Per esempio lo scrittore triestino Italo Svevo si chiamava Ettore Schmitz, era italianissimo, ha studiato in Germania. Scrisse in italiano perché optò per la cultura italiana e si autodefinì Italo Svevo per definire la sua collocazione a cavallo fra le due culture.

Stolzlechner: Ich glaube, Basaglia hat die Reform auch sehr gesellschaftspolitisch gesehen. Glauben Sie nicht, daß man auch bei uns eher Politiker werden sollte anstatt Psychiater, daß man also versuchen sollte, eine Politik der Vernunft zu betreiben, um vorbeugend zu wirken? Denn gerade bei jungen Menschen wird es in Zukunft viel mehr Psychosen geben, die Arbeitslosigkeit wird zunehmen, das Wertbewußtsein ändert sich, man weiß nicht recht, was man tun soll...

Toresini: Ci sono dei grossi equivoci sul concetto dello psichiatra che deve essere politico o non deve esserlo. Io credo che lo psichiatra debba essere soprattutto empirico e quindi anche politico. Ma non politico-ideologico.

Empirico significa che non può e non deve fondare i suoi modelli di comportamento su un sistema preconcelto, e un sistema ideologico probabilmente è preconcelto.

Lo psichiatra però non è un politico, è un tecnico che ha un potere pratico, il potere di decidere su un modello di normalità o di metterlo in discussione con le sue azioni quotidiane.

È chiaro, che queste azioni hanno dei significati politici, però tra questo e proporsi di cambiare la società ci sono delle mediazioni che non dipendono dallo psichiatra, per esempio la disoccupazione e i valori.

Lo psichiatra però può fare due cose: può accettare di fungere da agente del consenso e può rifiutarsi di farlo.

Basaglia ma anche Hermann Simon, nella Germania del 1914, sostenevano una cosa molto semplice e logica, che nei periodi di crisi economica i manicomi pubblici aumentano e si riducono nei periodi di espansione. Lo psichiatra ora può accettare o meno una delega a fare l'ingegnere del consenso. Può lasciare che la disoccupazione resti disoccupazione e non si trasformi in malattia.

Crede che si tratti di fare quello che si può fare all'interno del nostro ruolo, che è un ruolo sociale e politico, senza pensare di fare le grandi trasformazioni della società.

Frage: Wie erklären Sie sich die Vorurteile der deutschsprachigen Länder gegenüber der psychiatrischen Reformbewegung in Italien?

Toresini: Io non credo che ci siano dei pregiudizi specifici dei popoli di lingua tedesca. Esistono delle contingenze storiche difficili da spiegare, perché si sia incominciato in Italia. Sono cose dettate forse dal caso e forse dalla struttura della storia.

Io credo che i pregiudizi dei popoli tedeschi siano i pregiudizi di tutti, che in fondo ognuno di noi continua ad avere, perché fanno parte del manicheismo dell'animo umano.

In Austria ed in Germania incontro persone con un basso livello di pregiudizio, per cui starei molto attento alle generalizzazioni, altrimenti si rischia di cadere in un equivoco di tipo genetista, secondo cui i popoli tedeschi sono portati al nazismo, discorso storicamente non accettabile.

Comunque sento spesso frasi del genere: "In Italia la riforma è stata possibile perché in Italia c'è una struttura sociale diversa, c'è una disponibilità della famiglia, c'è un'apertura..."

Io sono convinto che la struttura, per esempio del Sud, non sia necessariamente una struttura culturalmente aperta.

Allora il problema è più diffuso. Ci sono dei problemi politici, che si incrociano. Un punto potrebbe essere questo: in Italia c'è una storia di un movimento operaio forte ed organizzato, gli operai però non si sono posti molto spesso dei devianti psichiatrici; eventualmente c'è stata una crescita reciproca fra noi, operatori democratici del settore, e le forze del movimento operaio.

Quindi io credo che il problema sia quello di fare quello che si deve fare in qualsiasi momento e sotto qualsiasi latitudine, cioè fare il proprio mestiere seriamente.

Crede che neanche gli psichiatri tedeschi siano molto soddisfatti di fare la psichiatria come la fanno, perché la psichiatria non è una pratica che può soddisfare, neanche nelle situazioni più avanzate, perché c'è sempre la dialettica fra una richiesta di controllo e la messa in discussione di questa delega.

Frage: Können Sie die Erfahrungen im Italien, von Region zu Region, ein bißchen näher ausführen?

Toresini: I socialisti e tutti i partiti dell'arco parlamentare hanno votato la legge di riforma, escluso il MSI. Quindi adesso ci si chiede, perché la riforma non funziona? E se non funziona, cambiamola. È giusto che si faccia qualcosa per risolvere il problema, ma il passaggio che si perde sta nel fatto che si confonde la società politica con quella civile e cioè il fatto che il parlamento non può risolvere i problemi. Il parlamento fa le leggi, non le realizza. La realizzazione delle leggi è demandata alle amministrazioni locali ed agli operatori specifici.

Il parlamento potrebbe creare delle sanzioni per la non applicazione della legge. Il problema in questo momento è quello di un'enorme incertezza a livello governativo per cui le amministrazioni locali hanno grosse difficoltà ad applicare la legge di fronte a questo perenne punto interrogativo se le cose domani cambieranno.

E questo è il modo migliore per affossare la riforma, non è neanche necessario riformarla.

La situazione regione per regione è un po' difficile definire, perché nessuno la conosce con precisione.

È chiaro che ci sono delle differenze di ordine regionale, perché le leggi regionali di applicazione della riforma sono diverse.

La Lombardia, che è una delle regioni più progredite d'Italia, ha una legge d'applicazione della riforma che è estremamente negativa per quanto riguarda l'apertura di servizi per cronici. Per esempio ha previsto l'apertura di spazi per Jungdegeniti spastici coatti, snaturando completamente la legge 180 e prevenendo una riforma della riforma. Questo con tanto di governo social-comunista.

Il Friuli-Venezia Giulia invece, che è una regione sostanzialmente democristiana, ha una legge regionale perfetta, cioè ricalca totalmente la legge 180.

La Campania, che non è una regione molto avanzata secondo l'opinione comune, però ha una legge regionale di applicazione della 180, che è una legge, a quanto mi dicono, molto esemplare. In Sicilia non c'è niente. Non c'è ancora la riforma sanitaria, non esistono le USL, esistono gli ospedali tali e quali come prima.

Se hai qualcosa da aggiungere, io non è che conosca tutta l'Italia.

Schöllberger: Es stimmt, daß man die Situation nicht so genau kennen kann, und daß unterschiedliche, widersprüchliche Anwendungen des Psychiatriegesetzes stattgefunden haben.

Im Süden, wo die Psychiatrie schon immer an Privatorganisationen bzw. religiöse Organisationen delegiert wurde, hat man mehr Schwierigkeiten als im Norden, die Reform anzuwenden. Man könnte eine Parallele zu Südtirol finden, weil Südtirol eine für Italien unübliche Situation hat. In Südtirol gibt es keine psychiatrische Anstalt, die Patienten werden einfach ins Ausland geschickt, nach Innsbruck oder nach Süden.

Wir müssen eine neue Struktur aufbauen.

In Südtirol besteht die Neigung, die alte Psychiatrie, Stadthof für die chronischen Patienten, unter neuem Namen und neuem Etikett wieder aufzubauen.

Dellantonio: Es besteht seit Jahren eine Konvention zwischen der Südtiroler Landesregierung und der psychiatrischen Anstalt von Hall in Nordtirol, Patienten in das psychiatrische Krankenhaus von Hall einzuweisen. Auch im Stadthof sind Neuaufnahmen seit 1982 möglich.

Ich wollte aber kurz auf die Problemstellung von vorhin eingehen: Psychiatrie und Politik. Politik in diesem Sinn heißt meines Erachtens Politik im weitesten Sinn des Wortes.

Wir, die wir in Südtirol in der Psychiatrie arbeiten, sind uns bewußt, daß wir niemandem etwas recht machen können, weil wir personell völlig unterbesetzt sind. Das wenige Personal arbeitet zu 60% in der psychiatrischen Abteilung des Regionalkrankenhauses, um den Dienstoff zu garantieren, und zu 40% in der psychiatrischen Institution von Stadthof.

Auf dem Territorium haben wir vielleicht 15% des gesamten Personals. Wir können keine territoriale Gemeindepsychiatrie und auch keine »alte« Psychiatrie betreiben, weil uns die Betten fehlen.

Wir konnten die psychiatrische Nachfrage in keinerlei Hinsicht beeinflussen, weil unsere psychiatrische Antwort nicht dem entsprach, was das Reformgesetz eigentlich vorgesehen hatte.

Wie sollen wir eine alternative Psychiatrie-Politik vorantreiben, wenn wir in keinerlei Hinsicht über die notwendigen Voraussetzungen verfügen? Wir sind der SH dankbar, daß sie uns eingeladen hat; seit sieben Jahren hat uns sonst niemand zu einer öffentlichen Tagung eingeladen.

Toresini: Io credo che la psichiatria abbia sempre un potere e non bisogna farselo portar via.

Da Basaglia abbiamo imparato la duttilità e la disponibilità tattica, l'inflessibilità strategica e l'intransigenza morale. La lunga marcia attraverso le istituzioni per acquisire il massimo potere possibile è necessaria.

Poi sono necessarie le alleanze politiche.

Io ho molta ammirazione per un collega ed amico di Brema, voi immaginate in Norddeutschland, molto rigida, con un potere socialdemocratico, che non è un megadirettore, è un giovane della nostra età e ha la capacità e la forza morale di mettere in difficoltà tutti i suoi capi gerarchici e di allearsi direttamente col potere politico per fare delle cose, anche piccole inizialmente; stanno cercando di smontare un piccolo cronorario che sta fuori del Land Bremen, ed è riuscito ad ottenere il consenso dell'autorità politica per portare questi pazienti in città.

Questo è l'inizio di una destrutturizzazione, contemporaneamente questo carissimo amico sta organizzando una riunione internazionale di Psichiatria Democratica.

Non serve a niente? Serve a molto. Perché riesce a vendere bene il lavoro che sta cercando di fare con un manipolo piccolissimo di collaboratori. Questo significa usare quanto più possibile il potere che lo psichiatra ha senza farselo portar via e per non farselo portar via si allea con tutto il mondo.

Prima, mentre Schöllberger parlava della situazione a Bolzano, mi veniva in mente la storia della provincia di Pordenone.

Pordenone è una provincia che esiste dal 1970, perché prima faceva parte della provincia di Udine. Prima del 1970 i malati di Pordenone andavano all'ospedale psichiatrico di Udine. Quando è nata, la provincia si è chiesta cosa fare, se continuare a usare l'ospedale psichiatrico di Udine, o se fare un ospedale psichiatrico a Pordenone. La provincia di Pordenone, assieme all'unico Psichiatra neossunto, un certo Schitta, che aveva lavorato a Gorizia con Basaglia, decisero di non fare ne una cosa né l'altra, ma semplicemente di aprire dei servizi territoriali

e di riportare a Pordenone i malati cronici. Certamente Pordenone non mandava i malati in Nordtirol, perché questo è un altro problema che in più avete, e non so come risolverlo.

SH: Es freut uns, daß wir die ersten sind, wenn es auch so traurig ist; aber wenn es uns gelungen ist, durch diese Tagung diese Probleme an die Öffentlichkeit zu bringen, dann glaube ich, ist ein Ziel, ein großes Ziel dieser Studientagung erreicht worden.

Frage: Sind Politiker eingeladen worden, außer beim Vortrag?

SH: Eingeladen wurden alle Parteien und selbstverständlich alle Medien, deutschsprachige und italienischsprachige, die nur am Rande anwesend waren. Beim Referat von Landesrat Saurer z. B. war am Abend kein einziger Medienvertreter da, nur ein Artikel auf der deutschen Seite des Alto Adige, weil die sich das Referat vorher besorgt hatten.

SH: Man kann der Vollständigkeit halber noch sagen, daß gestern die Rai und auch jemand vom Alto Adige da war, heute, soweit ich sehe, ist kein Medienvertreter anwesend.

Frage: Ich will nur eine kurze Rückmeldung meines Eindruckes von gestern bis heute zu dieser Situation geben.

Ich bin fasziniert von der Psychiatriereform, die für mich mehr ist als eine Reform, es ist eine Revolution im Gesundheitswesen. Mir scheint, in Südtirol wartet ihr, bis die Revolutionäre kommen und auch in den entferntesten Kurorten die Revolution hinführen.

Das kann wohl nicht so sein und ist wohl auch nie so gewesen. Vielleicht ist es jetzt nötig, daß einige was in die Hand nehmen, anstatt nur zurückzublicken auf sieben Jahre, in denen alles so hing. Ich möchte auch den anderen Teil der Revolution vor Augen führen, und zwar Dialog des kranken Menschen mit seinem Helfer und des Helfers mit den Umweltbedingungen, dazu gehört sicher auch die Politik, mit aller Phantasie, die nötig ist, um den kranken Menschen in seinen Problemen und die kranke Umwelt in ihren Problemen zu begreifen.

Dellantonio: Ich glaube, die Vorgeschichte Südtirols in Bezug auf die Psychiatrie war und ist noch eine Vorgeschichte des Tuschweigens und, wenn kein Politiker und kein Vertreter der Medien da ist, beweist das, daß man von Psychiatrie nichts hören will.

Wie wir aus dem Zustand des Nichtangehörtwerdens uns Gehör verschaffen können, ist natürlich ein sehr großes Problem.

Bereits die Routinarbeit, die wir machen, ist sehr anstrengend und psychisch belastend, sodaß uns dann die Fähigkeit abgeht, großartige Strategien zu entwickeln. Außerdem ermöglicht die große Personalrotation es uns nicht, vermehrt an die Öffentlichkeit zu treten. Die Probleme in diesem Zusammenhang häufen sich und wir haben alle das Gefühl, daß uns Arme und Beine gebunden sind.

Schöllberger: Ich könnte mir vorstellen, daß wir in diesem Bereich Tätigen diesen Teufelskreis des Totgeschwiegenwerdens durchbrechen können. Wir sind wenige, aber doch immer genug, um uns zu verpflichten, einmal im Jahr einen Leserbrief oder einen Artikel zu schreiben.

SH: Im Arbeitskreis Alkohoi ist gestern der Vorschlag aufgetaucht, längerfristig und auch für die Zukunft einen Arbeitskreis zu gründen, wo die Leute, die sich auf der Studientagung getroffen haben, weiterdiskutieren können.

Es gibt ja in Südtirol die Gesellschaft für psychische Hygiene, und sonst existiert eigentlich nichts. Ich glaube schon, daß es zumindest eine Diskussion wert wäre, etwas in diese Richtung hin zu initiieren, um auch anderen Leuten die Möglichkeit zu geben, diese Probleme in einer größeren Öffentlichkeit zu diskutieren.

Toresini: Per quanto riguarda la possibilità di creare dei momenti di dibattito pubblico, di provocazione culturale, ci sono anche dei circuiti nazionali ed internazionali, che si possono sfruttare. Ci fu una mostra fotografica, che venne presentata per la prima volta a Roma ed in altre città. Mi raccontavano che a Monaco fu presentata nella sala del municipio e la cosa creò un grosso scandalo, perché il sindaco non sapeva cosa fosse e in città ci fu un grande dibattito, e successe un finimondo.

Se finisce lì questo non serve neanche, evidentemente.

Però ci sono delle occasioni che si possono sfruttare, e portare anche qui, se volete.

Kurzbiografie der Referenten und Mitarbeiter in den Arbeitsgruppen

- Dr. DELLANTONIO Elio, geboren am 13.7. 1954 in Bozen, Medizinstudium in Innsbruck, im psychiatrischen Dienst in Bozen seit 1979, außerdem im Stadthof von 1982 – 84.
- Dipl.-Psychologe DITTMAR Franz, geboren am 12. 7. 1946, Studium der Psychologie in Erlangen, Regensburg und München, Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Psychiatrie, seit 1978 Leiter der Ambulanz für Psychosoziale Beratung und Behandlung im Caritasverband der Diözese Passau.
- FOLIE Christian, geboren am 25. 10. 1953 in Mals, Leiter des Schülerheims in Mals, Pädagogikstudium in Innsbruck, Mitarbeiter der Caritas-Beratungsstelle für Alkoholiker im Vinschgau.
- GSCHNITZER Sabina, geboren am 28. 2. 1953, aus Gossensaß, Sozialassistentenschule in Trient, seit 1983 Sozialarbeiterin im Wohnheim Sterzing.
- Dr. GUERRESCHI Cesare, presidente del centro recupero alcoolisti (CRA), Bolzano, nato il 28. 7. 1940. Responsabile del servizio di alcologia presso l'ospedale di Bolzano, laureato in psicologia a Roma, ha scritto la tesi su alcoolismo in Alto Adige.
- HAAS Annemarie, geboren 17. 5. 1944, Lehrerbildungsanstalt, Soziologiestudium in Trient, Sozialschule in Bozen, Lehrberuf, seit 1972 Sozialarbeiterin, derzeit im Wohnheim in Sterzing und im Zentrum für psychische Gesundheit in Brixen.
- PROFANTER Helene, geboren am 29. 9. 1953 in Villnöß, maturiert 1972 am Klassischen Lyzeum in Bozen, Studium der Pädagogik und Psychologie in Innsbruck, arbeitet zur Zeit an einer Dissertation über Drogenarbeit, arbeitet seit 1978 an der Medizinischen und Sozialen Betreuungsstelle in Brixen, seit 1982 Leiterin dieser Stelle.
- Dr. SCHÖLLEBERGER Roberto, geboren am 10. 9. 1946, Psychologe und klinischer Psychoanalytiker, mit Erfahrung in einer psychiatrischen Klinik in der Schweiz und im Forschungszentrum für die der Psychosen »Haus Vogt«, BRD, Mitglied des Psychoanalytischen Vereins Zürich Kreuzlingen. Derzeit Leiter der Medizinischen und Sozialen Betreuungsstelle in Bozen.
- Dr. SAURER Otto, geboren am 25. 1. 1943 in Prad, wohnhaft in Bozen, Leitender Beamter, Jussstudium, 1966 und 1967 Präsident der Südtiroler Hochschülerschaft, Rechtsanwaltspraktikum, in der Kultur- und öffentlichen Wohnbauverwaltung tätig, von 1969 – 1974 Mitglied des Gemeinderates von Prad. Seit 1983 im Südtiroler Landtag, seit 1984 Landesrat für die Bereiche Gesundheit, Arbeits- und Berufsausbildung.
- Ing.-Dipl.-Soz.-Arb. TRIMML M. Josef, geboren am 13. 8. 1952 in Wien, Abschluß der technischen Mittelschule, Studium der Sozialarbeit und derzeit Endstadium eines Psychologiestudiums, Gesprächstherapieausbildung und derzeit in einer individual-psychologischen Lehranalyse. Seit 1982 als Gruppen- und Einzeltherapeut im Anton-Proksch-Institut in Mödling bei Wien.
- Dott. TORESINI Lorenzo, è nato a Venezia nel 1946 da padre veneziano e madre sudtirolese. Laureato in medicina a Padova, specializzato in Psichiatria a Parma e in Igiene e Medicina Preventiva a Ferrara nel 1979. Dal 1971 lavora a Trieste presso i servizi psichiatrici di quella città. Nel 1971 iniziò a prestare servizio presso l'allora esistente ospedale psichiatrico provinciale, sotto la direzione del prof. Franco Basaglia. Con lui e con la sua équipe partecipa al lavoro di riabilitazione istituzionale e al successivo smantellamento dell'ospedale, sostituendo gradualmente quest'ultimo con una rete di servizi di tipo territoriale. Attualmente il dott. Torresini presta servizio come aiuto psichiatra presso uno dei sette centri di salute mentale di Trieste. Collabora con il Tribunale per i Diritti del Malato.
- OBERT Gisela, geboren am 20. 3. 1944 im Hochschwarzwald, Ausbildung als Arzthelferin, Studium an der Gesamthochschule in Essen, Fachbereich I Sozialarbeit. Mehrere Praktika in der Fachklinik für Suchtkranke, Kamillushaus in Essen, 2 Jahre Psycho-soziale Beratungsstelle des Caritasverbandes Mühlheim. Seit 7 Jahren Leiterin der Psycho-sozialen Beratungsstelle für Suchtkranke in Ulm. Von 1978 bis 1983 Ausbildung zur Sozialtherapeutin, zur Zeit in Ausbildung zum Familientherapeuten. Schwerpunkt der Arbeit: Ambulantes Therapieprogramm für betroffene Suchtkranke und deren Familienangehörige, familientherapeutische Seminare.
- Dipl.-Psychologin WAGNER Lisa, geboren am 16. 7. 1951, 1979 Diplom im Fach Psychologie an der Universität in Bonn, seit 1980 Mitarbeiterin in der Psycho-sozialen Beratung und Behandlung in Passau, von 1980 – 83 Tätigkeit im Projekt Multiplikatoren-schulung – ein praxisorientierter Ansatz zur Sekundärprävention von Suchterkrankungen, seit 1984 Tätigkeit im Projekt »Aufsuchende Sozialarbeit für betäubungsmittelabhängige Straftäter« des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit.
- WIEGAND Anne, geboren am 22. 2. 1927 in Hanau in der BRD, Sozialarbeiterin, 10-jährige Tätigkeit in der psychosozialen Beratungsstelle für Suchtkranke in Regensburg (BRD), seit 1982 am Aufbau der Caritas-Beratungsstelle für Alkoholiker im Vinschgau federführend beteiligt.

Presseberichte

Landesrat Otto Saurer eröffnet SH-
Studientagung

Gesicht unserer Gesellschaft trägt die Züge des Süchtigen

Mit einem Referat über »die Außenbezirke unserer Gesellschaft« Psychiatrie – Drogen – Alkohol eröffnete Landesrat Otto Saurer gestern abend im Tourismuszentrum Neustift bei Brixen die diesjährige Studientagung der Südtiroler Hochschülerschaft. Der Verantwortliche für die Gesundheitspolitik in Südtirol ging couragiert an die Aufhebung jener »unverrückbaren Trennlinie, die wir bewußt zwischen unserer vermeintlichen Normalität und dem gezogen haben, was wir allgemein für 'Irr' halten«. Daß dabei das meiste im unverbundlich Allgemeinen stecken blieb und die konkreten heißen Eisen aussparte, mag vielleicht am Charakter einer Eröffnungsrede gelegen haben.

Saurer sprach vor allem von den Schwierigkeiten im psychiatrischen Dienst; von der Schwierigkeit, Krankheit und Normalität zu erkennen, von der Schwierigkeit, Krankheit zu heilen, und der Schwierigkeit, die »normale« Gesellschaft zu einem »normalen« Verhältnis ihren kranken Mitbürgern gegenüber zu erziehen. Das Gesicht unserer Gesellschaft trage selber »die Züge des Süchtigen«.

Dabei ließ der Redner durchaus offen, was er nun für schwieriger hält, die Rehabilitation der psychisch Kranken oder die Erziehung der »Normalen«. Das »Kainmal des einmal psychisch Kranken oder des straffällig Gewordenen wächst gleichsam aus den Aktenvermerken, Zeugnissen und Lebensläufen heraus«.

Soweit zur allgemeinen Bestandsaufnahme des Gesundheitsassessors vor den Hochschülern in Neustift. Und wie sieht er speziell Südtirol für das er selber die Verantwortung trägt? »Ich gebe zu« – so Saurer in seinem Referat – »daß die Geschichte der Psychiatrie in den letzten fünfzig Jahren in Südtirol eine Geschichte des Nicht-zur-Kennntnis-Nehmens, des Abschiebens, des Verdrängens war«. Auf diese Erkenntnis folgte ein Bekenntnis zur Zielsetzung der italienischen Psychiatriereform vom Jahre 1978, wie sie von Politikern hierzulande sonst nicht so klar zu hören waren.

Bei den Bedenken gegen die Hauptneuerung der Psychiatriereform (die Auflösung der geschlossenen Anstalten, der »Narrenhäuser«) hätten auch die Südtiroler zunächst einmal mehr an sich selber und nicht an die Patienten gedacht. Die Bevölkerung bangte – zu Unrecht, wie sich herausstellte – »um ihre Sicherheit und Ordnung«. Allerdings traf die Reform Südtirol schwerer als andere Regionen, weil es nicht vorbereitet war, weil es keine Tradition und keine eigenen Anstalten im psychiatrischen Bereich hatte. Als man auf einmal selber verantwortlich war, fehlten Ärzte, Pflegepersonal und Erfahrung insgesamt.

Daß es neben allen objektiven Schwierigkeiten an hochverantwortlicher Stelle aber auch bewußten Widerstand gegen jede Reform gab, auch das verschwieg Saurer nicht. Der Landesgesundheitsplan – so der Referent – lege allerdings auf der Linie der staatlichen Reform, das könne beruhigen, »auch wenn bereits ein Abänderungsentwurf des Reformgesetzes vorliegt«, referierte Saurer die vorher verstreute Zuversicht.

(*Alto Adige*, 23. 2. 1985)

Verdrängen und abschieben blieb die Psychiatrie die alte?

Man kann eine einzige Betreuungsstelle einrichten wie in Südtirol oder 200 wie in der Lombardei – Im Bereich Drogen und Alkoholismus haben Maßnahmen besser gegriffen

»Konfusion und Nicht-Vorbereitung«, so Dellantonio, »kennzeichnen die psychiatrischen Dienste in Südtirol. Wir sind der Endpunkt aller möglichen Devianzen. Wenn die anderen mit den Leuten nicht fertig werden, schicken sie sie zu uns«. Das gehe vom wirklich Geisteskranken, dem nicht mehr heilbaren Alkoholiker oder Suchtkranken bis zum alten Menschen, der nicht mehr autonom ist und den die Angehörigen abzuschicken versuchen. Es gibt aber nur 15 Betten für Zwangseinweisungen im Regionalkrankenhaus in Bozen, die Altersheime haben bereits so viele dieser Menschen aufgenommen, daß ihre Kapazitäten erschöpft sind. Es bräuchte unbedingt Betreuungsstellen, Wohnungen. Aber es gibt so was nur in Brixen und Sterzing, wo zwei tüchtige Sozialassistentinnen die Bastion halten und Kontakte zu Ärzten, Verwandten, Bürgermeistern herstellen.

Das berühmte 180er Gesetz habe nur die Zwangseinweisungen schwieriger gemacht, man könne die Leute nicht mehr einfach abschieben wie früher, meinte Dellantonio. »Die Widersprüche können nicht mehr hinter Mauern, sondern müßten draußen gelöst werden. Man kann laut Gesetz eine oder drei Betreuungsstellen wie in Südtirol oder im Trentino errichten. Aber auch 200 wie in der Lombardei«. Die Grundfrage sei die Akzeptanz des Geisteskranken, die Frage, wieviel Freiheit man ihm zugestehen wolle, und damit stehe es in Südtirol nicht zum besten. Deshalb fehle es an Personal und verwalterischer Rücksichtnahme.

Roberto Schöllberger konnte da für den Bereich Drogenabhängigkeit etwas optimistischere Töne anschlagen. »Es gibt drei Betreuungsstellen in Bozen, Meran und Brixen, die, aus Psychologen, Ärzten und Sozialarbeitern zusammengesetzt, mittlerweile eine wichtige Anlaufstelle für die Abhängigen geworden sind. Sie stellen persönliche Beziehungen zu den Jugendlichen und ihren Familien her, um auf dieser Grundlage die eigentliche Therapie aufbauen zu können. Diese läuft dann über Beratung, Stütztherapie und Psychotherapie, wobei vielfach auch die Familie miteinbezogen wird. Mit 88 Prozent der Betreuten gelinge es mittlerweile, eine Therapie zu beginnen, die Miteinbeziehung der Eltern sei von 20 auf 77 Prozent gestiegen. Auch die Einweisungen in die konventionierten Therapiegemeinschaften haben zugenommen. Ein wunder Punkt bleibt allerdings die Wiedereingliederung in die Arbeitswelt«, sagte Schöllberger.

Ausführlich ging Cesare Guerreschi auf die Alkoholsucht in Südtirol ein. Die Zahl der Alkoholsüchtigen schätze er auf 13 bis 15.000. Das entspricht mehr als drei Prozent der Gesamtbevölkerung, 18 bis 21 Prozent der Aufnahmen auf den Abteilungen der inneren Medizin in unseren Krankenhäusern seien auf übermäßigen Alkoholenß zurückzuführen. Vor allem im dörflichen und häuerlichen Milieu sei der Alkohol als Lösungsmittel zwischenmenschlicher Kommunikation gefragt, klagte der Leiter des Rehabilitationszentrums in Bozen. Dieses ist 1981 errichtet worden und verfügt mittlerweile schon über eine ganze Reihe von Außenstellen. Vor allem in der Gruppen- und Familientherapie wird laut seinen Angaben mit viel Erfolg gearbeitet.

(*Alto Adige*, 24. 2. 1985)

Referat des Triestiner Arztes Toresini bei SH-Tagung

Der Patient im Mittelpunkt nicht psychische Krankheit

Den Abschluß und der Höhepunkt (der) diesjährigen Studientagung der Südtiroler Hochschülerschaft zur sozialmedizinischen Betreuung bildete am letzten Sonntag das Referat des Triestiner Psychiaters Lorenzo Toresini über die Psychiatrie in Italien nach Basaglia und die bestehenden Tendenzen zu einer Gegenreform des entsprechenden Gesetzes.

Die Idee, die hinter der Reform steht, ist für den Schüler und Mitarbeiter von Franco Basaglia gar nicht so neu. Schon während der Französischen Revolution wurde nämlich ein Gesetz erlassen, das die Schließung der Krankenhäuser und den Aufbau von dezentralisierten Ambulatorien vorsah, das freilich durch die Gegenrevolution wieder zunichte gemacht wurde und nie zur Anwendung kam. Toresini erläuterte, daß als Prinzip hinter der Reform das Ergebnis von Untersuchungen steht, die zeigten, daß Zwangsaufenthalte in psychiatrischen Krankenhäusern die Krankheit potenzieren würden.

Keineswegs schweigen wollte der Psychiater aber zu den Problemen, die sich bei der Anwendung der Reform auf nationaler Ebene ergeben. Es gebe in verschiedenen Gebieten zu wenig Strukturen, weil zu wenig Ressourcen zur Verfügung gestellt würden, und es gebe andererseits Ärzte und Pfleger, die sich weigern, in den neuen Strukturen zu arbeiten. Es gebe aber die Möglichkeit zu Sanktionen. Insgesamt zog der Psychiater aber eine positive Bilanz, denn die Reform habe gezeigt, daß es andere Möglichkeiten der Heilung als den Zwangsaufenthalt gibt. Zu den ausländischen Gästen gewandt sagte Toresini: »Sagen Sie in der BRD und in Österreich, daß entgegen anderslautenden Meinungen, die Reform keineswegs gescheitert ist«. Es hänge von allen ab, ob die Entwicklung auf breiterer Ebene in die Richtung geht, wie sie die Französische Revolution gewiesen habe – schloß der Psychiater sein Referat.

Die anschließende Diskussion zeigte erneut wie unterschiedlich die Situation sich z. B. in dem von Triest nicht allzu weit entfernten Gebiet darstellt, und zwar in Südtirol.

Kaum Strukturen, wenig Personal, vor allem aber fehle es an der mangelnden Sensibilisierung in der Öffentlichkeit für diese Probleme. In diesem Zusammenhang fiel den Beteiligten auf, daß ein Teil der Medien sich auch für diese Tagung nicht oder nur am Rande interessierten, und Vertreter der Parteien ebenfalls nicht anwesend waren. Als Gegenmaßnahmen dazu werden in nächster Zeit öfters Tagungen abgehalten – wurde von Zuständigen verkündet – und auch die Tagungsbroschüre soll im größeren Rahmen der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

(*Alto Adige*, 27. 2. 1985)

Eine Sozialarbeiterin zur psychiatrischen Betreuung in Südtirol

»Abschieben und Verdrängen« Aussage gilt immer noch

Außer dem persönlichen Engagement der wenigen Krankenpfleger, Ärzte und Assistenten fehlt es an allem: Therapiemöglichkeiten, Day-Hospital, integrierte Arbeitsplätze...

Der entscheidende Wendepunkt durch das Inkrafttreten des Gesetzes 180 im Jahre 78 hat sich bei uns nur einseitig vollzogen, nämlich insofern, daß die Leute nicht mehr nach Pergine geschickt werden können. Das Problem in seiner ganzen Tragweite hätten hier alle täglich vor Augen: Bürgermeister, Vertrauens- und Krankenhausärzte, Nachbarn usw. Doch so mancher Verantwortliche betreibt weiterhin die Vogel-Strauß-Politik: sollen sich Fachleute und Angehörige damit auseinandersetzen! Verdrängen und Abschieben – leider immer noch!

(*Alto Adige*, 6. 3. 1985)

Psychiatrietagung in Neustift

Der sozialmedizinischen Betreuung in Südtirol war eine Studientagung der Südtiroler Hochschülerschaft gewidmet, die kürzlich in Neustift stattfand. Man schränkte dieses weite Gebiet aber auf die Schwerpunkte Psychiatrie, Alkohol und Drogen ein. Zu dieser Thematik sprach einleitend der zuständige Landesrat Dr. Saurer, wobei er ein recht realistisches, wenig erfreuliches Bild über die diesbezügliche Situation in Südtirol zeichnete, gleichzeitig aber entsprechende Reformen ankündigte. Die Reform der Psychiatrie habe Südtirol wegen fehlender Erfahrung schwerer als andere Regionen getroffen. Doch bemühe sich der Landesgesundheitsplan, die Grundlinien der staatlichen Reform durchzuführen.

Am Samstag vormittag sprachen drei Südtiroler über die Bereiche Psychiatrie, Alkohol und Drogen. Am Nachmittag wurden dann diese drei Themen in entsprechenden Arbeitskreisen vertieft. Dabei wurde festgestellt, daß man in Südtirol im Bereich der Psychiatrie noch am Anfang stehe. In den letzten 50 Jahren habe man in Südtirol diese Krankheit nicht zur Kenntnis genommen.

(*Katholisches Sonntagsblatt*, 10. 3. 1985)

Il cerchio / Der Kreis

Seit Jänner dieses Jahres ist in Kaltern eine Wohn- und Arbeitsgenossenschaft in Betrieb, mit dem Ziel, Jugendliche mit Suchtmittelerfahrung auszubilden und wiederinzugliedern. Diese Struktur, die einem FWG-Projekt zur Ausbildung und Eingliederung in den Arbeitsprozeß entspricht, sieht die Durchführung von Ausbildungslehrgängen in den Bereichen Agrotourismus und Holzbearbeitungshandwerk vor. Dabei handelt es sich um Kurse zur Ausbildung von Reitführern für den Fremdenverkehr. Im Augenblick befinden sich 18 Jugendliche dort, davon einige ohne Abhängigkeitserfahrungen, die über 13 Pferde verfügen. Das Projekt sieht außerdem vor, daß die Genossenschaft bei Lehrgangsabschluß (im September 1986) völlig selbstständig arbeiten und in der Lage sein soll, jene Jugendlichen zu beschäftigen, die sich dort als Angestellte oder Mitglieder im Bereich des Agrotourismus mit Pferden niederlassen wollen. Parallel zum Aspekt der beruflichen Qualifizierung handelt es sich auch um ein Bildungsprojekt, da sich zu den Problemen der jugendlichen Arbeitslosen jene der Suchtmittelerfahrung gesellen.

Tatsächlich beschäftigt sich dieses Projekt mit einer ganz besonderen Phase, in welcher der Jugendliche die körperliche Abhängigkeit von der Substanz überwunden hat, in der er aber Lebensmöglichkeiten und Orte braucht, welche das Erstarken der Selbständigkeit und Selbstbestimmung des Jugendlichen gewährleisten.

In diesem Sinne geht die Genossenschaft nicht vom Gedanken der Wiedereingliederung als bloße Anpassung eines »kranken« Elementes an die ihn umgebende Wirklichkeit aus.

Im Gegenteil, soziale Wiedereingliederung heißt für uns Wiedereingliederung der eigenen Existenz, der Entscheidungskraft, Rückgewinnung des Sozialen und folglich eine kritische Wiedereingliederung, welche die Suchtmittelerfahrung auswertet und umkehrt, ohne sie deshalb zu verleugnen.

Darin handelt es sich um eine von der Therapigemeinschaft verschiedene Erfahrung, wenn auch der Aspekt der weiteren Reifemöglichkeit und der Überprüfung der persönlichen Problematik berücksichtigt wird.

Das Genossenschaftsmodell stellt das geeignetste Werkzeug für den angezeigten Verlauf dar, weil es gestattet, ein direktes Verhältnis mit Ausbildung und Arbeit zu versuchen, und persönliche Beziehungen und elastischere Rhythmen zuläßt, den Erfahrungen und Möglichkeiten des Einzelnen anpaßt, da es hier keinen »Chef« gibt, sondern jeder der Jugendlichen für seine Arbeit verantwortlich und am Ergebnis beteiligt ist.

Muß noch angemerkt werden, daß diese Erfahrung eines der wenigen Beispiele für Zusammenarbeit zwischen privater und öffentlicher Körperschaft ist, das Land Südtirol hat über die Sanitätsstellen Zentrum-Süd eine Sozialarbeiterin (die Gefertigte) abgestellt, die für das therapeutische Projekt während der Arbeitszeit verantwortlich ist und der Struktur und den an ihr beteiligten Jugendlichen als Beraterin zur Verfügung steht.

Das Verhältnis zwischen den Drogenberatungsstellen (Cmas) und dieser (privaten) Struktur kann als positive Antwort auf die bestehende Zweiteilung zwischen Maßnahmen des öffentlichen Dienstes und Privatinitiativen angesehen werden.

Wie bei allen neuen Erfahrungen gab es selbstverständlich auch hier Schwierigkeiten ... nicht zuletzt die immer noch ungenügende Sensibilität der Bevölkerung diesen neuen Problemen gegenüber. Hauptsächlich während der ersten Monate waren Angst und Mißtrauen der Dorfbewölkerung dieser Initiative gegenüber groß, auch wenn sich die Lage langsam ändert, dank auch der Unterstützung des Landessanitätsassessorates und verschiedener lokaler Kräfte.

Augenscheinlich jedoch fordert die Fortführung dieser Initiative immer größere Integrierung der Struktur in das soziale Grundmuster, die Isolierung, unter der solche Initiativen auch heutzutage noch leiden, muß unterbrochen werden. Zu oft bevollmächtigt die Gesellschaft einfach solche Einrichtungen, um Probleme und Wirklichkeiten zu bewältigen, die mit der augenblicklichen Sozialstruktur direkt verbunden sind und zusammenhängen.

Nadia Volanti

Adressen von privaten und öffentlichen Institutionen

Landesassessorat für Sozialfürsorge und Gesundheitswesen
Bozen, Landhaus VII, Horazstr. 4, Tel. 992111 oder 992550

Medizinisch-soziale Betreuungsstellen für Drogen und Alkohol
(Centro medico e di assistenza sociale - CMAS)
Bozen, Südtiroler Straße Nr. 20, Tel. 0471/974666
Meran, Alpinistr. 3, Tel. 0473/443299
Brixen, Altenmarktgas. 1, Tel. 0472/21495
Bruneck, Spitalstr. 4, Tel. 0474/84340

Nervenärztliche Beratung:
Bozen, Südtirolerstr. 20, Tel. 0471/42210
Meran, Romstr. 3, Tel. 0473/32382
Schlanders, Gerichtstr. 1, Tel. 0473/70788
Brixen, Domplatz 13, Tel. 0472/24953
Bruneck, Spitalstr. 4, Tel. 0474/84340

Institut für Beschäftigungstherapie Stadthof
Pfatten, Tel. 0471/963129

Psychotherapie - Zentrum Lahn
Meran, Winkelweg 4, Tel. 0473/30502

La Strada - Der Weg, Bozen, Vittorio-Veneto-Str. 5, Tel. 0471/48503
Il cerchio - der Kreis, Tel. 0471/911530

Caritas Beratungsstelle für Alkohol Kranke
Mals, Grundfürsorge, Dienstag 12 - 15 Uhr, Tel. 0473/81412

Schlanders, Grundfürsorge, Freitag 12 - 15 Uhr, Tel. 0473/70444

Naturns, Grundfürsorge, Mittwoch 13 - 15 Uhr, Tel. 0473/35596

Bozen, Talfergasse 4, Tel. 0471/37108

Eppan, Kapuzinerstr. 19, jeden z. und 4. Donnerstag von 18 - 19.30 Uhr

Centro recupero alcoolisti, vicolo Gumer 10, Bolzano, Tel. 0471/26122

Anonyme Alkoholiker (AA)

Bozen, Pfarrplatz 27, Dienstag 20 Uhr, Samstag 14 Uhr, Tel. 0471/51299 (Willi), 0471/77658 (Andreas)

Meran, Pfarrplatz, Freitag 19.30 Uhr, Tel. 0473/477555 (Brigitte), 0473/32248 (Hans)

Brixen, Domgasse, Freitag 19.30 Uhr, Tel. 0472/48647 (Konrad), 0472/43728 (Leni)

Bruneck, Seeböckhaus, Mittwoch 20 Uhr, Samstag 14 Uhr, Tel. 0474/85149 (Helga), 0474/20035 (Gianni)

Kontaktstelle für Südtirol 39040 Lüssen, Pfarrhaus

Al-Anon (Selbsthilfegruppe für Angehörige von Alkoholikern)
Bozen, Pfarrplatz 27, 1. und 3. Freitag im Monat, Tel. 0471/51299 (Anna)

Meran, Pfarrplatz, 1. und 3. Donnerstag im Monat, Tel. 0473/48669 (Margareth)

Bruneck, Seeböckhaus, jeden Montag, Tel. 0474/51200 (Emmi), 0474/68231 (Agnes)

Entstehungsgeschichte und Aufbau des Vereins »La Strada – Der Weg«

Sozialmedizinische Betreuungsstelle (CMAS)

Am 14. Juli 1978 wurde der Verein gegründet. Don Giancarlo Bertagnoli war bis dahin Religionslehrer und Jugendseelsorger gewesen. Der Bischof der Diözese Bozen-Brixen beauftragte ihn mit der Betreuung Jugendlicher. Die Landesregierung unterstützt die Tätigkeit des Vereins finanziell; zu einem großen Teil ist er jedoch auf Spenden, die Mithilfe caritativer Vereine und die Beiträge der eigenen Mitglieder angewiesen.

Aufgaben des Vereins »La Strada – Der Weg«

1. Beratung von Hilfesuchenden

Hauptsächlich kommen Eltern Süchtiger, um Rat zu holen. Sie bringen ihr Anliegen oft sehr scheu vor. Die Eltern sind verzweifelt und hilflos. Früher waren es fast nur arme Eltern, heute kommen auch viele aus reichen Schichten. Das zeigt, daß sich das Problem verlagert hat: Die Jugendlichen sind durch Wohlstand gefährdet; die Eltern sind zu beschäftigt (z. B. im Fremdenverkehrsgewerbe). Auch Pendler, die ihre Arbeits- oder Unterrichtspause auf der Straße verbringen müssen, sind der Suchtgefahr ausgesetzt.

Etwa 350 Jugendliche pro Jahr kommen in die Beratungsstelle. Früher baten viele um Geld. »Wir geben ihnen kein Geld. Wenn sie hungrig sind, begleiten wir sie zum Essen, damit wir wissen, daß sie das Geld nicht anderweitig gebrauchen.« Einige wollen einen Platz in einer Wohngemeinschaft. Viele wollen einfach einmal mit jemandem sprechen. Im Gespräch versucht man, auf die Hintergründe der Sucht einzugehen. Von der Droge wegzukommen, ist Aufgabe des Süchtigen selbst. Die Aufgabe des Helfers ist es, ihn zu begleiten und seine Probleme mit ihm zu verarbeiten.

Um wieder frei von der Sucht zu werden, braucht es viele Jahre. Es sind relativ wenige, die das schaffen. Im Bereich der Suchttherapie sind nicht Erfolgszahlen ausschlaggebend.

2. Aufnahme von Jugendlichen und Straftätlern

Gegenwärtig arbeitet »La Strada – Der Weg« in der Therapiegemeinschaft »Josefsberg« nach dem Modell »Progetto Uomo – Der Mensch«. Therapeuten und Erzieher bilden sich gegenwärtig in Rom, Innsbruck und in Rimini aus.

Es gibt noch viele ungelöste Aufgaben in der sozialen »Ersten Hilfe« für Jugendliche, so z. B. eine Unterkunft für jugendliche Obdachlose, die von zu Hause weggelaufen sind und durch die Straßen von Bozen irren. Eine solche Aufnahmestelle brächte sehr viele Probleme mit sich.

3. Hilfe für Jugendliche und Eltern

Vorsprachen bei Rechtsanwälten, die Anwesenheit bei Gericht, Gefängnisbesuche, Besuche bei den betroffenen Familien und Kontakte mit den Pfarreien füllen die restliche Zeit.

Häufig werden Vorträge und Seminare mit Eltern und Jugendlichen oder in einer Dorfgemeinschaft abgehalten.

Eine wichtige Aufgabe ist es, die öffentliche Meinung zu verändern; für die Eindämmung der Sucht und Sozialdelinquenz müssen die Verantwortlichen in der Politik und in der Öffentlichkeit sorgen. Idealismus verbunden mit dem Realismus kann zu einer Umwälzung führen.

Das Problem des Drogenhandels ist ein weltweites politisches Problem, dem gegenüber der Einsatz einer Gruppe wie ein Tropfen im Meer ist.

Zusammen mit der Familie ist die Schule der erste Platz für die Prävention.

Sie ist eine öffentliche Einrichtung, vorgesehen durch das Landesgesetz Nr. 69 aus dem Jahre 1978. Seit 1982 sind die Sozialmedizinischen Beratungsstellen (SMB – CMAS) den lokalen Sanitätseinheiten eingegliedert. In einer SMB arbeiten Psychologen, Erzieher und Betreuer, sowie zeitweilig ein Arzt.

Aufgaben der SMB

Diese lassen sich gliedern in:

1. Behandlung
2. Rehabilitation
3. Prävention

1. Behandlung

Es gibt zwei Wege, auf denen eine Behandlung Drogensüchtiger meistens beginnt: das Krankenhaus oder die Beratungsstelle. Oft werden Süchtige wegen akuter Entzugserscheinungen, wegen infektiöser Krankheiten (z. B. Hepatitis) oder zum körperlichen Entzug mit Hilfe von Medikamenten ins Krankenhaus eingeliefert. Derzeit besteht die Möglichkeit der Aufnahme in die medizinische Abteilung der Krankenhäuser in Bozen, Brixen, Meran, Bruneck und Innichen.

Viele Ärzte verständigen die Mitarbeiter der SMB – CMAS, wenn ein Suchtkranker auf ihrer Station liegt. Diese Zusammenarbeit sollte aber noch verbessert werden, weil sie mindestens die erste Möglichkeit eines Kontaktes mit dem Süchtigen schafft. Es ist jedoch sehr schwer, eine solche Akutsituation in eine längerwährende Entzugsbehandlung umzuwandeln, da Motivation und Wille beim Patienten meist fehlen (eine der ersten Erscheinungen des Suchtverhaltens ist die Willensschwäche!). Von Süchtigen und ihren Angehörigen werden oft negative Erfahrungen mit Krankenhäusern und Ärzten berichtet.

Die Drogensüchtigen sind unangenehme Patienten; sie halten sich nicht an die Krankenhausregeln, zeigen sich abgeneigt und mißtrauisch gegenüber Pflegepersonal und Ärzten (wie überhaupt gegen »Instanzen«) und vermindern durch dauernde Rückfälle die Hoffnung auf »Heilung«. Trotzdem ist es nötig, sie in ihrer gesamten Persönlichkeit als Patienten zu behandeln. Auch die SMB – CMAS hat große Mühe, mit Süchtigen oder überhaupt mit Menschen, die in Schwierigkeiten sind, in ein dauerhaftes Gespräch zu kommen. Die Angst vor einer Behandlung kann erst abgebaut werden, wenn die Schwierigkeiten so groß geworden sind, daß ein Ausweichen vor sich selbst (ein wichtiges Suchtsymptom) nicht mehr möglich ist. Fordert der Süchtige oder Angehörige aber Hilfe an, so sollte diese – nach ihrem Wunsche – sofortige Erfolge bringen, anonym sein und nicht an den eigenen Problemen rütteln.

Die Süchtigen, die die SMB – CMAS aufsuchen, wollen zuerst fast immer ein Ersatzrausmittel (Methadon). Darum glauben die Betreuer in der Beratungsstelle, daß ein Methadonprogramm die positive Wirkung hat, die Süchtigen immer wieder in die Beratungsstellen kommen zu lassen, sie dadurch allmählich für ein therapeutisches Gespräch zu gewinnen und sie nicht so schnell (oder überhaupt nicht) der Kriminalisierung zu überlassen. Auch könnten viele Süchtige, die ein Methadonprogramm durchführen, ihren Arbeitsplatz erhalten.

Methadon bewirkt aber keine Heilung, da es als künstliches Opiat auch süchtig macht. Daher sehen auch die Therapeuten der SMB – CMAS darin keinen wirklichen Ausweg, sondern nur einen möglichen Weg, einem Süchtigen zu helfen.

2. Rehabilitation

Die Rehabilitation beginnt damit, daß das allernächste Interesse der Süchtigen an der Drogenbeschaffung auf seine eigentlichen Probleme zurückgeführt wird und er sich mit ihnen auseinandersetzen beginnt. Das ist ein jahrelanges Bemühen und Neubeginnen.

Je nach der Verfassung des Süchtigen ist das Gespräch eine lockere Aussprache, bei der vom Therapeuten eine Bestandsaufnahme der Situation gemacht wird oder ein tiefes therapeutisches Gespräch. Dann sucht man nach möglichen Bezugspersonen, die im Familien-, Arbeits- oder Schulbereich auf den Süchtigen einwirken oder ihm Halt geben können (Eltern, Lehrer, Arbeitgeber).

Der zweite Schritt ist die Beratung des Süchtigen und jener Personen, die ihm nahestehen.

Schließlich kann in vielen Fällen eine Psychotherapie stattfinden und oft eine Aufnahme in eine therapeutische Wohngemeinschaft erfolgen.

Daneben gibt es sogenannte »Gebietsarbeit«. Darunter versteht die SMB – CMAS die Betreuung von seitens der Berater zu Hause, sowie die Mitarbeit der Lehrer, die den Weg des Süchtigen zu die Beratungsstelle durch die Kontaktaufnahme in der Schule verkürzen können.

Zum Aufenthalt in einer Therapiengemeinschaft ist ein Süchtiger schwer zu motivieren, weil er eine geordnete Gemeinschaft scheut.

Die SMB – CMAS kann die Hilfesuchenden in vier Therapiestellen Italiens (zwei in Rom, je eine in Treviso und Ravenna)

unterbringen. Auch in Starnberg am Starnsee (Schliersee), in Tübingen und in drei -Day-Top-Therapiestellen in der Nähe Münchens werden Südtiroler aufgenommen.

Wichtige Ziele der Behandlung in einer Therapiengemeinschaft sind:

- + den Süchtigen dahin zu bringen, daß er sich mit seiner wirklichen Situation und seinen eigenen Problemen befaßt (und nicht wie bisher die Realität, in der er lebt, verleugnet)
- + seine Persönlichkeit und seinen Willen wiederzufinden und zu stärken.

Der Erfolg einer Therapiengemeinschaft ist schwer festzustellen, da die Rückfallquoten hoch sind und da sich die Rückfälle oft gar nicht kontrollieren lassen.

In der öffentlichen Meinung, sogar in Fachkreisen, erwartet man sich von der Behandlung von Suchtkranken eine vollständige Entziehung oder Heilung. Diese Hoffnung wird sehr oft enttäuscht, denn der Sucht liegen Probleme zugrunde, die jahrelange Lösungsversuche beanspruchen. Bei Drogensucht von »Mildeerscheinung« zu sprechen, scheint den Beratern der SMB – CMAS nicht angebracht.

3. Vorbeugung

Das Gebiet der Vorbeugung ist noch wenig besprochen worden, wird aber für wichtig gehalten. Die SMB – CMAS hat Vortragsreihen in einigen Orten Südtirols gehalten.

Was die Vorbeugung in der Schule betrifft, will sie die Lehrer unterstützen und mit ihnen zusammenarbeiten.

Skolast-Gespräch mit einem Mitglied der AL-ANON

Heinrich Zoderer und Gabriel Grüner haben das Gespräch geführt.

Im Februar dieses Jahres nahm der Skolast die von der SH auf die Beine gestellte Tagung über »Die Psycho-Soziale Versorgung in Südtirol« zum Anlaß, um mit einem Mitglied der AL-ANON ein Gespräch zu führen.

Anonymität ist einer der Grundsätze der AL-ANON, weshalb unsere Gesprächspartnerin nur mit ihrem Vornamen aufscheint.

Skolast: Können Sie uns erklären, was AL-ANON ist, und welche Zielsetzung sich hinter diesem Kürzel verbirgt?

Agnes: Ich möchte Ihnen zuerst die Präambel vorlesen, denn daraus wird ersichtlich, was AL-ANON hauptsächlich ist: »Die AL-ANON-Familiengruppen sind eine Gemeinschaft von Verwandten und Freunden von Alkoholikern, die ihre Erfahrung, Kraft und Hoffnung miteinander teilen, um ihre gemeinsamen Probleme zu lösen. Wir glauben, daß Alkoholismus eine Familienkrankheit ist und daß eine veränderte Einstellung die Genesung fördern kann.

Al-Anon ist nicht gebunden an irgendeine Sekte, Konfession, politische Gruppierung oder irgendwelche Institution. Al-Anon erhält sich selbst.« (Text der Präambel)

Skolast: Eine würde Ihre eigene Lebensgeschichte interessieren. Wie fanden Sie den Weg zu Al-anon, und inwieweit hat Ihnen diese Gruppe geholfen?

Agnes: Ich bin die Frau eines nassen Alkoholikers. Mir ging es am Anfang wie vielen Angehörigen, ich wollte den wahren Zustand meines Mannes einfach nicht sehen. Ich machte mir jahrelang selbst etwas vor. Ich dachte, wenn ich nur besser auf ihn aufpassen, und ihn besser kontrollieren würde, durch das Verstecken, Wegschütten oder auch durch das Verwässern von Alkohol, dann würde ich dieses Problem lösen können. Wenn

mein Mann dann durch mein Bitten oder Schimpfen eine zeitlang weniger trank, war ich schon zufrieden. Aber das war nie von Dauer. Er fing immer wieder an zu trinken und er trank oft Tage oder Wochen durch. Mein ganzes Denken drehte sich nur immer um meinen Partner und sein Trinken. Meine ganze Kraft verbrauchte ich, um meinen Partner vom Alkohol wegzubringen. Ich selbst war körperlich und seelisch am Ende, daß ich selber krank wurde. Als ich dann zu Al-anon kam, hörte ich, daß mein Mann krank sei, und daß er nicht auf Kommando oder weil ich es will, mit dem Trinken aufhören kann. Ich lernte, daß Kontrollieren, Alkohol-Verstecken, Schimpfen, Bitten, Weinen, Ihn-Unter-Druck-Setzen, daß dies alles nichts hilft, sondern daß ich meinen Partner loslassen müsse, daß ich keine Macht über sein Trinken habe, daß nur er selber entscheiden könne, ob und wieviel er trinkt. Ich lernte für mich selbst etwas zu tun. Das geht nicht von heute auf morgen, deshalb haben wir die 12 Schritte, die uns eine große Hilfe sind. Schritt für Schritt lernte ich wieder ich selbst zu sein, wieder auf eigenen Füßen zu stehen, und einen schönen Tag nicht mehr vom Trinken oder Nichttrinken meines Partners abhängig zu machen. Ich bin froh, daß ich Al-Anon gefunden habe, denn es hilft mir im täglichen Leben zufriedener und besser zu leben. Die Gruppe ist anonym, man wird dort nur mit dem Vornamen vorgestellt, alles was in der Gruppe gesprochen wird, bleibt in der Gruppe.

BAUERN – SOLDATEN –
GRENZLANDBEWohner
Zu den Südtirol-Romanen 1920 – 1945

von Hansjörg Waldner

Hansjörg Waldner (Jahrgang 1954, geboren in St. Valentin a. d. Haide), Studium der Germanistik in Wien, Redaktionsmitglied der STURZFLÜGE, gelegentlicher Mitarbeiter auch beim SKOLAST.

Die Redaktion hat nach Absprache mit dem Autor das Kapitel: »SÜDTIROLER BAUERNROMANE« sowie Waldners »Einleitende Bemerkungen« (zum besseren Verständnis seiner Arbeitsmethodik) ausgewählt.

MEHR sollte der Lektüre dieser Beilage nicht vorangestellt werden müssen.

Einleitung

Der Nachweis von Zeitgeschichte in den Südtirolromanen der Zwischenkriegszeit als Zielsetzung dieser Arbeit

Wenn es der neueren Geschichtsschreibung gelungen ist, das Thema Südtirol unter dem Faschismus in ausgiebiger Weise neu zu befragen und auch entsprechend andere Antworten zu finden, so darf eine Untersuchung, die sich zur Aufgabe stellt, die Romanliteratur Südtirols in ihrer spezifischen Ausprägung in der Zeit von 1918 – 1945 zu untersuchen, nicht an bereits Aufgearbeitetem vorbeigehen, sondern muß sich nach Kenntnis der Lage auch die Frage nach der Implikation von Ort und Zeit neu stellen. Es geht nicht an, diese so politische Literatur lediglich zu registrieren, ohne auf den Inhalt Bezug zu nehmen. Und dies geschah bisher. Grundsätzlich ist zu sagen, daß Südtirol, da es in einem unfreiwilligen Zustand der Unterdrückung war, alle Selbstverschuldung abgesprochen wurde. Es gab und es gibt in den bevorzugten Wissenschaften Geschichte und Germanistik eine Menge von Wissenschaftlern, die am Opfermythos Südtirol festhalten. Darum ist es zielführend, sich einen ideologiekritischen Standpunkt anzueignen, um so zu einer objektiveren, also distanzierteren Sicht zu kommen. Denn auch die Akteure selbst, sofern sie noch leben, lassen nichts unversucht, die Vergangenheit zu stilisieren. Erinnerung sei beispielsweise an die Wandlungsfähigkeiten eines Luis Trenker: Luis Trenker geht mit seinen in einer konkret politischen Situation und auf diese hin geschriebenen Werken nach 1945 recht leichtfertig um, er stützt sie auf das vom merkantilen Vertrieb geförderte richtige Maß zurecht. Dieser Wille zur Distanz der einzelnen Akteure und Autoren muß in der Arbeit dann selbst thematisiert werden.

Für die neuesten Ergebnisse in der Frage des Südtirolproblems sind die Untersuchungen von Claus Gaiterer, Leopold Steurer, Karl Trafojer und Karl Stuhlpfarrer ausschlaggebend¹. Die Methode und Art der Problemaufarbeitung soll nicht so sehr im Vordergrund stehen. Vielmehr ist zu fragen, inwieweit es unserer Untersuchung gelingen könnte, diese differenzierte und schizophrene Situation, in der die Südtiroler lebten, darzustellen. Keine Mythenbildung bzw. -festigung, sondern Entmythisierung wird Hauptziel sein müssen, wenn es darum geht, Romane auf ihre Stoffe und Motive hin zu untersuchen. Ein kurzer Überblick über die bisherige Behandlung und Rezeption soll nun zeigen, worum es der Sekundärliteratur zu tun war.

Rezeption der Südtiroler Literatur in der Zwischenkriegszeit und nach 1945

Im Jahre 1927 erst entschließt sich die Südtiroler Monatsschrift »Der Schlerne«, im 8. Jahrgang, eine literarische Beilage zu gestalten mit dem Ziel, der neuen Literatur, genauer: Heimatliteratur, Rechnung zu tragen. Paul Tschurtschenthaler schrieb im Vorwort:

»In dieser Literarischen Beilage soll die schöngestige Muse ihre Pflege finden, sollen die Werke unserer heimatlichen Dichter und Erzähler zur Sprache kommen und jene Freunde des »Schlerne«, die über unsere Heimat irgend etwas Schönes und Liebes zu sagen wissen; also alle Arten

von Erzählungen und Geschichten, landschaftliche Schilderungen und Erlebnisse, Reiseskizzen und dergleichen, auch wenn sie nicht gerade unsere Heimat selbst zum Schauplatz ihres Erlebens haben, und nicht zuletzt Gedichte epischen und lyrischen Inhalts ...«²

Der »Schlerne« hoffte damit, nicht nur Interessenten von Kunst, Geschichte, Volkskunde anzusprechen, sondern auch die »Freunde oder Kunst«³. Der Betreuer dieser »literarischen Beilage«, Paul Tschurtschenthaler, erhofft sich dann auch in seiner Randbemerkung eine Neubelung der Poesie. Sie sollte sich neben eine Literatur stellen, die zwar »stechnisch ungemein entwickelt, raffiniert, geschult« sei, nicht aber das Beste habe, nämlich Poesie. Sie zittere nicht, sie bebe nicht, kenne keine Wunder. »Sie ist nicht im Zauberhame des Göttlichen, des Innigsten, der Seele.«⁴ Damit hat sich der Schlerne, einzige Monatsschrift mit wissenschaftlichem Anspruch, deutlich festgelegt auf eine unpolitische, unverdächtige, beschreibende, die Werte bejahende Literatur. Dieses Programm wird dann in den folgenden Jahren in Rezensionen und Erzählungen durchgehalten. Es entsteht eine rege Diskussion um Südtiroler Schrifttum und Schriftsteller. Würdigungen zu Todesfällen und Geburtstagen der diversen Autoren fehlen nicht. Es sind immer dieselben, die rezipiert werden, man beschränkt sich auf die Tiroler Literatur, aber auch auf weltanschaulich unverdächtige Darstellungen des Lebens.

Auch der »Reimmichls-Volkskalender« für das Jahr 1927, in Innsbruck gedruckt, legt sich im »Brief an einen Sozialdemokraten« ideologisch fest, indem er sich deutlich von den Sozialdemokraten distanzieret, da durch sie die katholische Religion gefährdet sei. Die Sozialdemokratie führt auf allen Linien einen erbitterten Krieg nicht nur gegen die katholische Kirche, sondern gegen jede Gottesreligion.⁵ Ein Jahr später schreibt Reimmichl jene verbängnisvollen Sätze, die ihn in die Nähe des Rechtsradikalismus rücken:

»Seit neunzehnhundert Jahren steht der alte Herodes, jener gottlose, grausame König von Judäa, als verachtetes Scheusal in der Weltgeschichte da ... Der jüngste Herodes ist niemand anders als der rote Sozialismus, der von Juden geleitet und auf jede Weise gefördert wird ... Weil ... das Volk zu innig mit der Religion verwachsen ist, als daß es sich dieselbe leichten Kaufes nehmen ließe, sucht die jüdische Sozialdemokratie den Nachwuchs des Volkes – die Kinder – in ihre Hand zu bekommen, sie von zartester Jugend an dem Glauben zu entfremden und so dem Christentum die Wurzeln des Fortbestandes abzuschneiden.«⁶

In diesen Feststellungen liegt das ganze Dilemma der geistigen Situation in Nord- und Südtirol, das Erwin Brunner mit »faschistisch oder katholisch-gleichgeschaltet, in jedem Fall regimetreu«⁷ umschrieben hat.

Unter diesen Umständen beginnt sich nun eine Literatur zu formieren, die durch diesen ideologischen Druck normative Prägung erfährt. Es gibt kaum Zeugnisse für die Fortsetzung der liberalen Tradition in dieser Zeit. Die einzelnen Romane unterscheiden sich zwar durch ihre Verschiedenheit in der Stoff- und Motivwahl. Antisozialistisch und erst recht antikommunistisch sind sie aber alle.

Im »Schlerne« wird von 1927 an die Literatur besprochen, die Unverdächtigtes über Heimat, Familie, Historie und Volk

beschreibt. Daß katholische und nationalsozialistische Kunst-
auffassung sich nicht widersprechen, zeigen die Biographien
der Südtiroler Heimatschriftsteller. Und Stefan Reinhardt sieht
richtig, wenn er über die konservative Literaturrezeption
folgendes sagt:

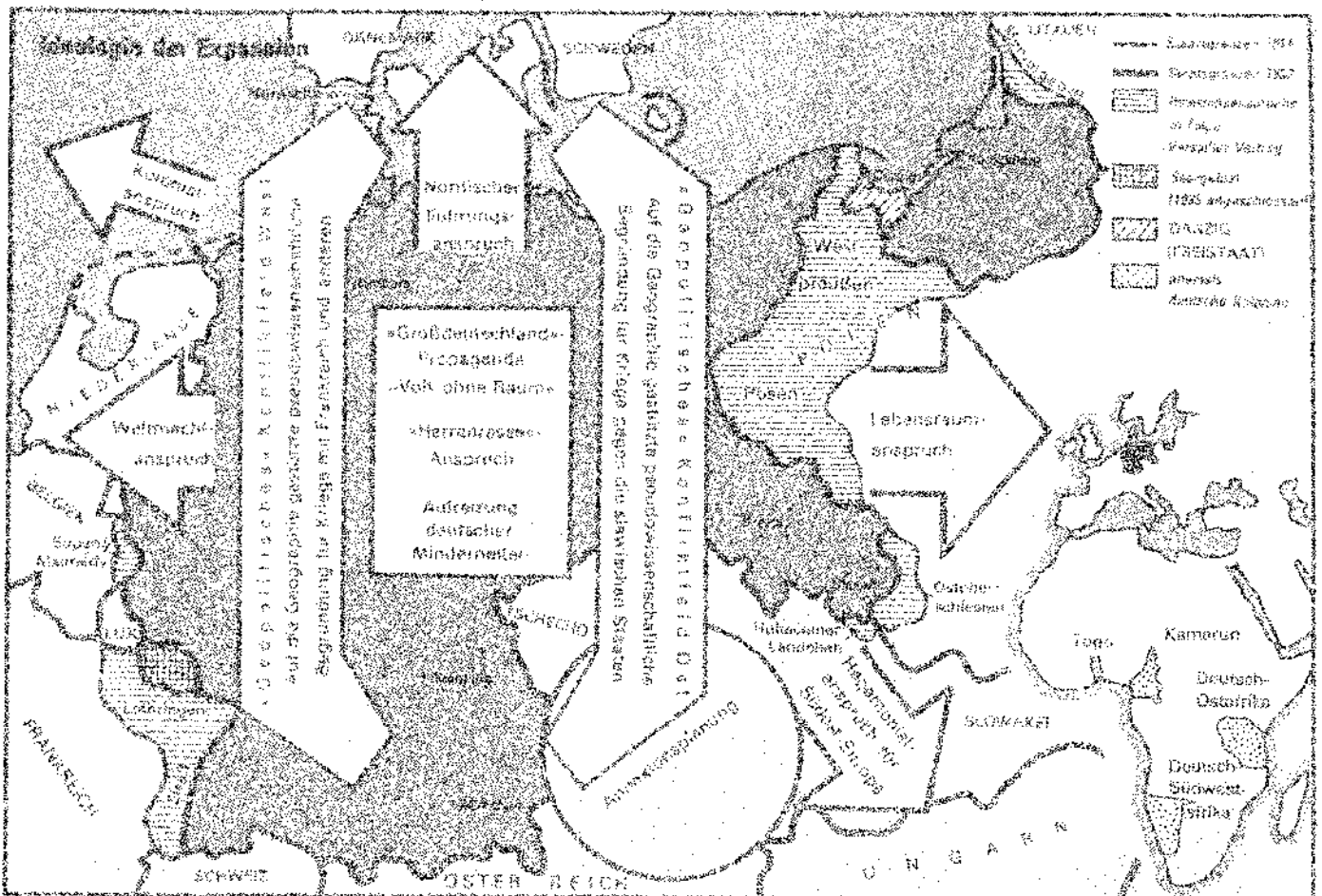
»Auch da, wo sich die Germanistik nicht als ein nach dem
Völkischen fahrender ‚Kampfbund‘ begriff, war sie doch
infolge ihrer konservativen Grundmuster, ihrer Vererbtheit
des Geschichtlichen im Grundmuster wie Einfühlung, Bewun-
derung, Verehrung, durch ihr Postulat überzeitlicher Werte,
ihre Verachtung des kruden, materialistischen Chaos, ihre sich
selbst zuerkannte metaphysische Weihe, ein Wegbereiter
dazu. Schließlich marschierte sie nahezu im Gleichklang
mit.«⁸¹

(Oberkofler, Mumelter, Wenter, Springenschmid, Bossi-
Fedrigotti, sollten später als NS-Autoren beansprucht werden,
und sie sind es auch zum Teil gewesen.

Auf das Auslandsschrifttum macht 1930 Hans Krey auf-
merksam.⁹¹ Ihm war es vor allem darum zu tun, eine Einheit
in dem noch durch »fremde Staaten« beherrschten Deutschland
zu sehen. Er führt eine Reihe von Werken an, die im Ausland
entstanden und sich auf die Situation des Auslandsdeutschen
bezogen. Lion Feuchtwangers »Die häßliche Herzogin Margarete
Mautsch«, von Otto Flake der »Sommerromane«, (»beide
Erzählungen vermitteln ... auch Einblicke in das Leben der
Südtiroler Deutschen unter italienischer Herrschaft«¹⁰¹), Greinz'
»Zauber des Südens«, Hohlbaums »Das Paradies und die
Schlange«, Ludwig Hlunas »Herr Walther von der Vogelweide«,
Oswald Menghins »Zerrissene Fahnen« u.a.m. Schon durch die
im Titel gestellte Aufgabe, das deutsche Schrifttum im Ausland
zu sammeln, wollte Krey nicht eine qualitative Wertung
vornehmen. Seine rein-additive Wiedergabe von Romanen hatte
nur Vorzeigecharakter. Krey hat aber auch durch die Bezeich-
nung »Südtiroler Deutsche« einen gewissen Anspruch auf eben
dieselben geltend gemacht. Für die Intention dieser Arbeit ist
dies einmal mehr die Bestätigung der These, daß es bereits nach
1918 eine auf Unterdrückung reagierende Südtirolerliteratur

gegeben hat. Das bedeutet, daß mit Recht der Aspekt der
getrennten Betrachtungsweise von Südtiroler und Tiroler Litera-
tur beibehalten werden muß, um den Implikationen gerecht zu
werden, die in jedem später angeführten Roman vorhanden sind.
Dies bestätigen eine Reihe von weiteren Veröffentlichungen zu
der Südtiroler Literatur der Zwischenkriegszeit.

Zum ersten Mal faßte nach dem ersten Weltkrieg Anton Dör-
rer in seinem Buch die Südtiroler Dichtung aus den Jahren 1919
bis 1935 zusammen.¹¹¹ Dörerrer geht es darum, die kulturelle
Leistung des »Volkes in Südtirol aufzuzeigen und den Faschisten
ihre Unterdrückung des deutschen Volksstammes vorzuführen.«
Er war nicht in der Lage zu sehen, daß Südtirol bereits von der
Führung des österreichischen Ständestaates aufgegeben worden
war. Bibliographisch ist Dörrer's Zusammenfassung für diese
Arbeit grundlegend. Sie ermöglicht es uns, die Frage nach jener
eigenartigen »Südtirol-Literatur« zu stellen. Es ist aber notwen-
dig, sich von den emotionalen Implikationen dieser Veröffentli-
chungen Dörrer's zu distanzieren und sie selbst als Dokument
der Hilflosigkeit gegenüber faschistischen Praktiken zu sehen.
Die von Dörrer angeführte Heimat- und Romanliteratur wird
durchaus in die spätere nazistische Kunstauffassung integriert
werden können. Bestes Beispiel dafür ist das »Bozner Tagblatt«.
Als im Jahr 1943, nach dem Sturz Mussolini's, das Hitlerregime
die Verwaltung Bozens übernommen hatte, wurde die Tageszeitung
»Dolomiten« vom »Bozner Tagblatt« abgelöst. Im politi-
schen Teil unterscheidet es sich in keiner Weise von den übrigen
NS-Tageszeitungen. Im Feuilleton wurde »deutsch-völkisch-
romantisierende Heimat- und Volkskunde« betrieben, befindet
Claus Gatterer. »Es stand dabei stets das Tirolische im
Vordergrund, doch wurde die Geschichte des Landes, so gut es
ging – ent- bzw. antikerikalisiert und in großdeutsche Perspekti-
ven hineingedichtet.«¹¹² Im Feuilletonteil finden sich immerhin
Karl Paulin, Josef Georg Oberkofler, Hubert Mumelter, Hans
Matscher, Karl Springenschmid, Bruno Pokorny, Karl Heinz
Waggerl, Arthur von Wallpach, Robert Hohlbaum, Sigismund
von Radocki, Franz Karl Ginzkey, Josef Wenter, um nur einige
wahllos zu nennen. Völkisch germanistische Richtlinien zeigten





mit den Südtiroler Autoren nicht leicht, denn sie durften Südtirol nicht als Grenzland betrachten, sondern mußten auf dem Umweg über Tirol vom „Tiroler Schrifttum“ reden. Und dies deshalb, weil die offizielle Politik durch Verträge zwischen Wien und Rom einerseits und Berlin und Rom andererseits in den 30-er Jahren einen Schlußstrich unter die Frage Südtirol ziehen wollte.

Deshalb werden auch die Südtiroler Autoren einfach den deutschen Autoren zugeordnet, ohne daß dabei auf den Inhalt der spezifischen Südtirolromane eingegangen worden wäre. Vor 1938 war es also möglich, daß Österreich, Deutschland und Italien in der Frage Südtirols einer Meinung waren: die künstlich geschaffene Minderheit zu vernachlässigen und zu negieren.

Eine entscheidende Wende für die Südtirolliteratur brachte die Option mit sich. Durch sie war es den Südtirolern doch noch einmal möglich, sich für das Deutsche Reich zu entscheiden. Das war das paradoxe Zugeständnis an einen 15-jährigen Unterdrückungsmechanismus. Die gesamte Südtiroler Bevölkerung wurde aufgefordert, sich entweder für die Landschaft oder für die deutsche Nation zu entscheiden. Fast alle Dichter optierten für das deutsche Reich.¹⁶⁾ So stießen Mumelter und Tschurtschenthaler zu den bereits in Tirol lebenden Dichtern (Oberkofler, Springenschmid, Bossi-Fedrigotti u.a.). Der NS-Gauverlag Tirol-Vorarlberg konnte die belletristische Reihe der „Edelweißbücherei“ mit Mumelters Erzählung „Das Reich im Herzen“ eröffnen. Das ist das deutliche Zugeständnis eines sonst auf Besonnenheit bedachten Hubert Mumelter an das Deutsche Reich. Karl Pichler schickte den Soldaten eine Auswahl „Tiroler Geschichten“ ins Feld, „den heimgekehrten (also von Südtirol ins Reich Gekommenen, H.W.) Südtirolern mit brüderlichem Gruß“ gewidmet.¹⁷⁾ Auch Josef Nadler umschrieb die Heimkehr der Südtiroler in sakralen, prophetischem Ton, de facto die rücksichtslose Machtpolitik der beiden faschistischen Diktaturen:

*„Um des Reiches willen hat Tirol die Hälfte seines Herzens geopfert. Das Leben ist grausam und gütig. Es schenkte für diesmal zum Opfer die Kraft, größer zu sein als das Schicksal. Es erweckte den Dichter, dem Dichter die Schau und der Schau das Spiel der Gestalten.“*¹⁸⁾

So beginnt Josef Nadler die Einleitung über den Dramatiker Josef Wenter im vierten Band seiner Literaturgeschichte. Heinz Kindermann¹⁹⁾ sieht die Südtiroler Literaten der Zwischenkriegszeit nur mehr unter dem Aspekt der Kämpfer für das Reich. „Die Dichtung wird nun zur Stimme der Empörung, zum Ausdruck des Volkssturmes – und zum leidenschaftlichen Treuebekenntnis gegenüber Führer, Nationalismus und Reich. Aus der Mitte der Illegalen in der Ostmark ... steht nun auch schon die junge Dichtergeneration auf und feuert (!) die Ithron an im Kampf ums ganze – bis endlich in harten und überglücklichen Entscheidungsstunden nach all der Not und Entbehrung die Grenze fällt.“ Literatur und Kampfmetaphorik werden eins. Die Feder wird zur Waffe und als Mittel für den Endsieg dargestellt. Nach dem Kampf („Not und Entbehrung“) sind die Dichtersoldaten „überglücklich“. Der Erste Weltkrieg wird als Kampf um die deutsche „Sache“ umgedeutet. Kindermann kann in Springenschmid einen jener Kämpfer anführen:

„... der nun in Salzburg wirkende Tiroler Karl Springenschmid schenkt selbst noch im vorletzten Kriegsjahr seinem Volk jene Verse: ‚Der sterbende Soldat spricht zur deutschen Jugend‘²⁰⁾, die am stärksten die Zukunft der Nation vorwegnehmen.“ (XIX)

Kindermann „grüßt“ mit „Achtung“ die völkischen Kriegsrömane, als stünde er als Feldherr auf der Tribüne, die Dichtersoldaten marschieren an ihm vorbei. Zeugnis für die „deutsche Art“ ist der völkische Weltkriegsroman: „Auch Karl Springenschmid („Saat in der Nacht“) und Anton Graf Bossi-Fedrigotti („Standsschütze Bruggler“), die wilde Entschlossenheit der alpenländischen (!) Standsschützen, die, Bubens wie Uralte, hinauszogen, um ihre Heimat um jeden Preis zu schützen.“ (S.XX) Das anfängliche Mißtrauen gegenüber den „Lutherischen“ wird vom Bewußtsein des „gemeinsamen Opfers“ abgelöst. „Alles deutsch“ (Springenschmid). Diese absolute Holskel, die Summe völkisch-nazistischen Wunschtraumes, wird nun positiv besetzt, bar jeden kritischen Gehalts.

„Noch bis zu Franz Tumlars, des jungen Tiroler Dichters,

unter anderem Heinz Kindermann, Paul Kluckhohn, Karl Paulin auf. Das Faktum der Mitarbeit am „Bozner Tagblatt“ wird unsere Auffassung erhärten, daß belangloses heimatkundliches Geschreibe sehr wohl politisch wirksam werden konnte.

Die Rezeption der Südtirolliteratur in den literaturgeschichtlichen Versuchen der Zwischenkriegszeit

Es bleibt nach wie vor aktuell wie sich die Literaturgeschichten der Frage nach einer Südtiroler Belletristik stellten. Im folgenden Abschnitt seien die literaturgeschichtlichen Versuche mit völkisch-nationalistischer Tendenz von Adalbert Schmidt, Franz Lennartz, Josef Nadler, Norbert Langer, Karl Pichler, Heinz Kindermann besprochen.¹³⁾

Diesen Literaturgeschichten ist das eine gemeinsam, daß sie im NS-Reich veröffentlicht wurden und somit Transportmittel für völkisch-rassistisches Gedankengut waren. Dabei waren vor allem Kindermann und Nadler Protagonisten der Literaturtheorie des Dritten Reiches. Sie glichen ihre Erkenntnisse den jeweiligen Forderungen des NS-Apparates an. Wolfgang Emmerich ist zuzustimmen, wenn er von Nadlers Literaturgeschichte behauptet, daß sich darin „ein scheinbar harmloser methodischer Ansatz in massive und politisch verwertbare Ideologie umgesetzt habe.“¹⁴⁾ Alle hatten die Tendenz, der provinziellen Literatur, der Literatur einer Region, vor allem Grenzregion, zu neuem Ansehen zu verhelfen: Sie sollte Vorposten des gefährdeten Deutschtums sein. Da diesen Literaturgeschichten keine kritische Zielsetzung zugrunde liegt, kann man also davon ausgehen, daß den Autoren nur durch die Kulturpolitik des III. Reiches jene „völkische“ Bedeutung zugemessen wurde. Die Südtiroler Schriftsteller erlangten einen großen Bekanntheitsgrad, die Auflagen ihrer Bücher waren beträchtlich.¹⁵⁾ Sie waren nun in den Literaturbetrieb eingebettet, und die Tendenz lag auf ihrer Seite. Die Dissertationen über Josef Georg Oberkofler, die in den 40-er Jahren unter der Patronanz von Josef Nadler entstanden, zeigen, daß lebende Südtiroler Schriftsteller bereits in wissenschaftlichen Arbeiten behandelt werden konnten. Dabei hatten es die an Literatur interessierten Wissenschaftler

grandioser (!) Gestaltung alpenländischer (!) Tatbereitschaft, auch um den Preis der Selbstaufopferung, im Roman „Der Ausführende“, hin steht diese Gruppe ostmärkischer Weltkriegsdichtung da wie ein Wall der Verteidigung gegen alle Entehrungen und Verkleinerungen.“ (S.XXI)

Das Wort Südtirol wird als „Alpenland“ umschrieben. Alles, was an Propagandamaterial vorhanden war, verwendete Kindermann: Treue zum Vaterland hier, Verrat an ihm dort.

Diese Literaturrezeption kann nur mehr nach völlig nazistischer Gesinnung werten, das heißt, die einzige ‚Qualitätskategorie‘ ist der Dienst am Deutschtum. Die total politisierte Literaturwissenschaft führt sich damit selbst ad absurdum. Die „Heimkehrerdichtungen“ führt Kindermann als Zeugnisse des Kampfes gegen das „entartete“ Hinterland an, das angeblich in den Händen „von Spiegelfechtern und Schwächlingen, von Volksfremden und Internationalen“ sich befunden habe. „Das Schanddiktat von Versailles“ habe es mit sich gebracht, daß Deutschland ungerecht und böswillig verkleinert wurde. Die „arteigene“ habe aber doch über die „artfremde“ Literatur gesiegt. „Die Dichtung gibt uns ein einziges Echo: ‚Blut muß zum Blut! Es sei denn, so kann man hinzufügen, dieses Gebot paßt nicht in das Konzept des von Hitler entworfenen Kriegsprogramms. Literaturwissenschaft ordnet sich der Machtpolitik unter, sie übernimmt die Sprache der Macht und präsentiert sich im Gewand der Ohnmacht.

„Die Würger von Versailles und St. Germain aber verkünden ihr ‚Selbstbestimmungsrecht‘ nur für die, die versprechen, künftig in ihrem Troß gegen Deutschland zu marschieren: ... Bis in die Mundartdichtung uns völlig Unbekannten hinein gibt es wieder nur eine Stimme des Volkes: es steht fassungslos vor so viel Ungerechtigkeit und Gemeinheit, vor so viel politischer Unvernunft und Rachsucht.“ (S.XXIII)

Dort wo Vernunft tatsächlich aussetzt, im NS-Staat, wird diese unbewußte Wahrheit auf Feinde projiziert. Diese eine Stimme wird gezeigt an Kranewitter und Schönherr, was einerseits den beiden zum Schaden gereichen wird und sollte, aber auch die Eindeutigkeit der Richtung dieser Tiroler Dramatiker dokumentiert.

Dokumentiert ist in dieser Einführung Kindermanns vor allem auch die für unser Thema so bedeutsame Stellung zu der Frage der deutschen Minderheit im faschistischen Italien, sowie ebenfalls die Zugehörigkeit oder Nähe einzelner Autoren zur NSDAP. Da wird auch Josef Wenter angeführt²³⁾,

„dessen ‚Deutscher Heinrich‘ in dieser klerikalen Zeit nicht aufgeführt werden darf, sein historisches Drama ‚Der Kanzler von Tirol‘ als stürmische Verteidigung eines ‚Bauernkanzlers‘, und die Szene, in der dieser Kanzler den Internationalen unter den Edelleuten ebenso den Kampf ansagt, wie den politisierenden Bischöfen, wird bei den Aufführungen in Wien, Graz und anderen Städten so sehr zur leidenschaftlichen Demonstration für den neuen Kanzler des Reiches der Anlaß, daß das Stück schon nach wenigen Aufführungen von der Regierung verboten wird.“ (XI)

Damit wird nicht nur das „Bedürfnis nach Geschichte“²²⁾ gestillt, sondern ebenfalls das Bedürfnis danach, aus einem vorgegebenem politischen Bewußtsein diese Geschichte zu deuten.¹³⁾ In den „Tirolern“ Rainalter und Oberkofler erkennt Kindermann die blut- und bodenständigen Bauerndichter. Fussenegger und „Tummler (!)“ werden als Zeugen „aus der künstlerischen Reife und Verinnerlichung der Tragik dieser Jungen“ zitiert. Kindermann spart die Namen von Rubatscher, Trenker, Mumelter und anderen Südtirolern aus, offenbar weil ihre Aussagen nicht im nationalistischen Sinn waren. Qualität dürfte nicht die Frage gewesen sein, geht es Kindermann doch nur um den Nachweis absoluter „Gefolgschaftstreue“ der mittelmäßigen Nazibarden.

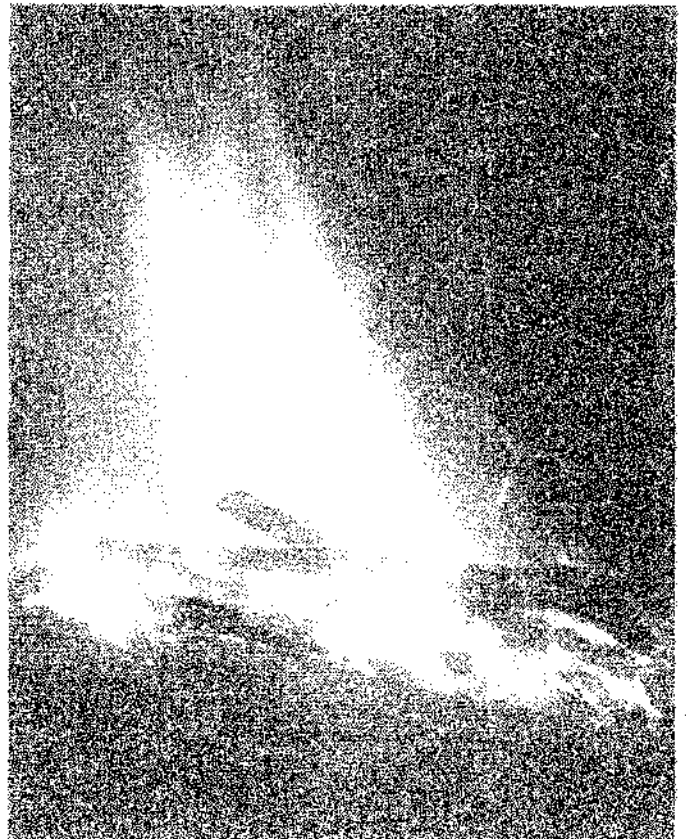
Rezeption der Südtiroler Literatur nach 1945

Heinz Kindermann, Josef Nadler, Adalbert Schmidt, Norbert Langer u. a. waren nach 1945 bemüht, methodische Kontinuität zu wahren. Was zuerst ostmärkische Literatur war, wurde zur österreichischen. Sie entschärften ihre Urteile über das Deutschtum, es galt nun, eine typisch österreichische Literatur zu schaffen.

Da sich die Südtiroler falsche Hoffnungen über eine Lostrennung von Italien machten, versäumten sie es, sich kulturell auf die neue demokratische Situation einzustellen. Zwar erschienen wiederum die von den Faschisten eingestellten Zeitungen und Zeitschriften (Dolomiten, Seldera, Rimmichkalender), sie leisteten aber nicht die Aufgabe, die deutsche Bevölkerung auf vielfältigste Weise am demokratischen Prozeß teilnehmen zu lassen und die Vergangenheit zu bewältigen, sondern riefen zum Zusammenschalten der deutschen Volksgruppe auf. Damit wurde eine Einheitspartei geschaffen, die bis jetzt deutliche antikomunistische, antisozialistische und antitalienische Züge aufweist. Es hat damit auch nicht jener kritische Prozeß gegenüber der Vergangenheit eingesetzt, die in der Zwischenkriegszeit bereits veröffentlichten Südtirolautoren blieben aktuell. Neue Autoren kamen nicht hinzu. Damit wird einmal mehr deutlich, daß man von der Zwischenkriegszeit als einer abgeschlossenen Periode sprechen kann, deren Wirksamkeit aber bis nach dem Zweiten Weltkrieg bleibt. Man muß sich also, von dieser Tatsache ausgehend, die berechtigten Fragen nach den politischen und sozialen Implikationen der Romane stellen.

Kindermann und Nadler bemühten sich auch nach 1945, eine Übersicht über die österreichische Literatur zu gewinnen. Bibliographisch konnten sie sich auf bereits geleistete Vorarbeit in den Jahren vor 1945 stützen, Norbert Langer leistete Ende der 50-er Jahre Nachhilfe, indem er in mehreren Folgen durch Autorenportraits und genaue biographische Angaben auf ein umfangreiches Kulturpotential verweisen wollte. Erwähnt wurden auch jene Autoren, deren Werke in der NS-Ära gelesen und veröffentlicht wurden.²⁴⁾ Heinz Kindermann lieferte seinerseits ebenfalls eine ausführliche Bücher- und Dichterschau, als ob er sich selbst nicht hätte hinterfragen müssen, als ob die von ihm angeführten Autoren nicht kritisch zu beleuchten gewesen wären.²⁵⁾

Eine Reihe von Dissertationen versuchten auch nach dem Zweiten Weltkrieg Südtiroler Autoren, um die es hier geht, monographisch aufzuarbeiten. Josef Wenter, der Autor des Romans „Spiel um den Staat“, ein Führerroman, war beliebtes Forschungsobjekt.²⁶⁾ Ebenfalls waren Oberkofler und Mumelter Inhalt von diversen Untersuchungen (Cesutti, Zödl, Haindl). Dabei wird der Autor aus dem politisch-sozialen Kontext gelöst, seine Werke werden werkimmanent rezipiert, es wird lediglich



der biographische Zusammenhang hergestellt. Mit der Südtirol-Literatur beschäftigte sich Eugen Thurnher nach 1945 eingehend.²⁷⁾ In seinem Buch „Dichtung in Südtirol“ führt er alle jene Autoren an, die auch diese Arbeit zum Inhalt hat. Die Untersuchung Thurnhers verzichtet von vornherein auf kritische Beleuchtung des Südtiroler Schrifttums, ihr geht es eher darum, das Wesen derselben zu beschreiben. Daß dadurch manches für unsere Fragestellung Entscheidende nicht beachtet wird, findet die Begründung darin, daß der methodische Ansatz Eugen Thurnhers als werkimmanent bezeichnet werden muß.

Angeregt von den Arbeiten Gatterers und Steurers, die neue Aspekte zur Zeitgeschichte anboten, stellte Sürböck-Reier zum ersten Mal die Frage nach Zusammenhängen zwischen Geschichte und Dichtung in Südtirol. Intention dieser Arbeit²⁸⁾ war es, von der Südtirol-Literatur ausgehend, Antwort auf historische Fragen zu geben; Dabei deutete sie jedes thematische Detail unmittelbar zeitgeschichtlich. Die Hausarbeit ist daher – Sürböck-Reiers Intentionen durchaus entsprechend – nicht in Relation zu den bereits von der Germanistik gemachten Erkenntnissen zu sehen.

Neubewertung der Südtiroler Literatur als Folge der Rezeptionskritik

Aus dem oben Erkannten folgt die Aufgabe dieser Arbeit, mittels stoff- und motivationsgeschichtlicher Betrachtungsweise zu einer komplexen Darstellung jener Romane, die die Südtirolproblematik thematisieren, zu gelangen. Ein historischer Abriss aus der Sicht der 80-er Jahre ist dazu unerlässlich.

An dem Faktum der Abtrennung Südtirols von Österreich nach 1918 stießen sich die betroffenen deutschen Dichter und Schriftsteller, und es zeigt sich, daß es eine Wechselwirkung von zeitgeschichtlichem Geschehen und der Rezeption im Roman gibt. Jeder ihrer Romane verweist in direkter Linie auf die zeitgeschichtliche Situation. Ich bin mir der Problematik des Terminus „Literatur der Zwischenkriegszeit“ bewußt. Die Tradition dieser Literatur vor dem Ersten Weltkrieg kann ebensowenig geleugnet werden, wie ihr Fortwirken nach dem Zweiten.²⁹⁾

Es bleibt vorrangig, diese Romane nicht in den dichterischen „Äther“ zu stellen, wie es leider in der Germanistik häufig noch der Brauch ist, sondern sie in jene Beziehung der Tendenz und Bedingtheit zu setzen, die von den Autoren selbst intendiert waren. Es gilt aufzuzeigen, wie die Romane in ihrer Durchsichtigkeit und in ihrer Breitenwirkung verschiedensten Erwartungshorizonten genügt haben. Die Romane werden unmittelbar mit ihrer Zeit in Verbindung gebracht und nicht so extrapoliert, daß man sie in ein Repertoire von Ewig-Schönem und Gelungenem zusammenfaßt.

Das für die Erfahrung ganz neue Ereignis des Ersten Weltkrieges und die darauffolgende Annexion Südtirols konnten nicht ohne Spuren an Dichtung und Kunst vorbeigehen. Die Herstellung eines direkten Zusammenhanges von Zeitroman und Zeitgeschichte darf aber nicht genügen. Die Mittel der Germanistik sollen angewendet werden, um dem näher zu kommen, was diese Gattung Roman alles leistete, um der Realität Ausdruck zu geben. Es sei im Folgenden kurz auf die Wechselbeziehung Roman – Zeit eingegangen. Zeitgeschichte ist im wohlgeordneten Raum des Romans stets freudiger rezipiert worden als in den solcher „Ordo“ entbehrenden³⁰⁾ Zeitungsnachrichten. Der Roman ermöglicht es, sich länger und unkomplizierter beim Gegenstand aufzuhalten. Abhandlungen, Erklärungen, Zeitungsnotizen, Radionachrichten erwecken im Hörer/Seher mehr Hilflosigkeit als ein Roman. Eine Darstellung des Weltkrieges durch Luis Trenker oder Bossi-Pedrigotti z.B. ist plakativer als die Wiedergabe von bloßen Fakten. Michael Gollbach hat dieses Verhältnis in seinem Buch „Die Wiederkehr des Weltkrieges in Romanen“ als entscheidend angesehen.

Es „soll nicht geleugnet werden, daß zwischen der massenhaften Produktion und Rezeption von Weltkriegsromanen und den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen und Vorgängen eine enge Beziehung besteht, allerdings nicht so, daß die Politik lediglich das Bedingende ist und die Literatur das Bedingte.“ (Urs Jaeggi, Literatur und Politik.)³¹⁾

Literatur kann also helfen, neue Implikationen zu setzen, sie wirbt um Verständnis und gibt dem Subjekt jene Bedeutung, die es im politischen Leben nie erlangen kann. Das heißt aber auch, daß der Roman die gefährliche Illusion erzeugt der Leser sei auch real so ernst genommen wie sein literarisches Äquivalent; der lesenden Bauern und Soldaten bestimmten prinzipiell andere Zwänge als jene, die im Bauernroman, jene, die im Weltkriegsroman zur Darstellung gelangen. Aufgabe der Wissenschaft ist es, durch kritische Analysen diese Diskrepanz aufzuzeigen.

Stoffe und Motive als inhaltliche Kriterien und Bauelemente unterteilen von sich aus schon die Gattung Roman. Wie bereits ausgeführt, wird hier ausschließlich über „Zeitromane“ befunden, es gilt daher, diesen Begriff zu unterteilen: man kann vom historischen Weltkriegs-, Bauern- und zeitgeschichtlichen Roman sprechen. Mit Hilfe dieses Gerüsts müßte eine differenziertere Aufarbeitung der Romane der Zwischenkriegszeit gelingen als bisher. Allzu oft verblieb die Sekundärliteratur bisher im historisch-positivistischen Argumentationsschema, sie entthob den Autor der Parteilichkeit, sie negierte die Zufälligkeiten des literarischen Betriebs, sie personalisierte und idealisierte die Figur des Autors. Durch das uns vorgegebene Unterteilungsschema entgehen wir diesen Gefahren und erreichen damit

- 1) den Nachweis eines direkten Zusammenhangs von Roman und politischer Realität.
- 2) Motiv- und Stoffvergleiche und mit ihnen den Nachweis des Zusammenhangs des „Südtirol-Romans“ mit der übrigen deutsch-völkischen Literatur.
- 3) eine neue Einschätzung dieser Südtiroler Romanliteratur durch den Vergleich mit den romantheoretischen Standpunkten der Zwischenkriegszeit.
- 4) eine Umwertung und Kritik der bisherigen Sekundärliteratur.

Um diesen selbstgewählten Ansprüchen zu genügen, reicht die Vorlage des Romans aus; auf biographische Details kann verzichtet werden. Auch der Verzicht auf Vollständigkeit wird zugunsten einer paradigmatischen Beobachtung erfolgen. Entscheidend für die Auswahl waren Auflage und Bekanntheitsgrad eines Romans. Teilweise wurden aber auch Romane berücksichtigt, die zwar keine hohe Auflage hatten, dafür aber inhaltlich aktuell und neuartig waren.

Anmerkungen zur Einleitung

- 1) Gatterer, Claus: Im Kampf gegen Rom. Wien-Zürich-Frankfurt 1968
- 2) Stuhlpfarrer, Karl: Die Operationszone „Alpenvorland“ und „Adriatisches Küstenland“ 1943 – 1945. Phil.Diss. Wien 1967
- 3) Steurer, Leopold: Südtirol zwischen Rom und Berlin 1919 – 1939. Phil.Diss. Wien 1975 und: Wien-München-Zürich 1980
- 4) Trafojer, Karl: Die innenpolitische Lage in Südtirol 1918 – 1925. Phil.Diss. Wien 1971
- 5) In: Der Schlern: Jg. 8, 1927, S. 356
- 6) Ebd.
- 7) Tschurtschenthaler, Paul: Zum Geleit. ebd.
- 8) Reimichls Volkskalender für das Jahr 1927, S. 164
- 9) Brunner, Erwin: Die deutschsprachige Presse in Südtirol von 1918 – 1945. Grund- und integrativwiss. Diss. Wien 1979, S. 65
- 10) Reinhardt, Stephan: Eine Kompanie von Söldnern? Anmerkungen zur deutschen Germanistik. In: Die deutsche Literatur in der Weimarer Republik. Hrg.: Wolfgang Rothe. Stuttgart 1974, S. 465
- 11) Krey, Hans: Das Grenz- und Auslandsdeutschtum in der erzählenden Literatur. Zusammengestellt im Auftrag des dt. Auslands-Instituts. Stuttgart 1930
- 12) Ebd., S. 25
- 13) Dörrer, Anton: Deutsche Dichtung an Eisack und Etsch von 1918 – 1935. Innsbruck 1935
- 14) Gatterer, Claus, a.a.O., S. 774
- 15) Kindermann, Heinz (Hrsg.): Heimkehr ins Reich. Großdeutsche Dichtung aus Ostmark und Sudetengau. 1866 – 1938. Leipzig 1939
- 16) Nadler, Josef: Literaturgeschichte des deutschen Volkes. 4. völlig neu bearbeitete Aufl. Berlin 1941 (Bd. IV)
- 17) Schmidt, Adalbert: Deutsche Dichtung in Österreich. Wien-Leipzig 1935
- 18) Lennertz, Franz: Die Dichter unserer Zeit. Stuttgart 1938
- 19) Emmerich, Wolfgang: Germanistische Volkskundeologie. Tübingen 1968, S. 236

- 21) Vgl. Aspetsberger, Friedbert: Übergänge. Zur Kulturpolitik des Ständestaates am Beispiel des Dichters Josef Wenter. In: Franz Kadrnoska (Hrsg.): Aufbruch und Untergang, Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938. Wien-Zürich-München 1980, S. 561 — 577.
Kündermann geht es nicht um Wahrheit, sondern um dienstfertige Propaganda. Dörren, Anton, a.a.O., S. 35 erwähnt den »großen Erfolg Wenters mit dem »Kaiser von Tirol« am Burgtheater.
- 22) Schmidt-Dengler, Wendelin: Bedürfnis nach Geschichte. In: Franz Kadrnoska (Hrsg.): Aufbruch und Untergang, a.a.O., S. 393 — 407.
- 23) Vgl. Schmatz, Ferdinand: Karl Hans Strobls Bismarcktrilogie. Zur völkisch-nationalen und nationalsozialistischen Literatur in Österreich (1900 — 1945). Päd.Diss. Wien 1982, S. 53: »Besonders der historische Roman eignete sich für die Realisierung der von der Kritik geforderten Totalitätsgestaltung. Als Gegenpol zum 'klein zersetzenden' Zeitroman der 'Asphaltliteratur' erklärte man ihn zum adäquaten Ausdrucksmittel einer vulgär-biologisch verstandenen Geschichtsauffassung«.
- 24) Langner, Norbert: Dichter aus Österreich. Wien 1956 ff.
- 25) Kündermann, Heinz (Hrsg.): Wegweisen d. d. mod. Lit. in Österreich. Ibk. o. J.
- 26) Wenter, Josef: Spiel um den Staat. Braunschweig-Berlin-Hamburg 1933. Dissertationen über Wenter: Hedwig Springer (Wien 1940), Maria Innerhofer (Innsbruck 1946), E. Traumbauer (Wien 1950), Völkl-Schwarzer (Innsbruck 1973).
- 27) Thurnher, Eugen: Dichtung in Südtirol. Innsbruck-München 1968.
- 28) Surböck Reier, Walburga: Literatur und Politik in Südtirol. Hausarbeit aus Geschichte. Abt. f. Neuere Geschichte. Wien 1976 (Masch.).
- 29) Vgl. Schäfer, Hans Dieter: Zur Periodisierung der deutschen Literatur seit 1930. In: Literaturmagazin 7 (Nachkriegsliteratur) Hrsg. v. N. Born und J. Manthey. Hamburg 1977, S. 95 — 115.
Ketelsen, Uwe K.: Völkisch-nationale und nationalsozialistische Literatur 1980 — 1945. Stuttgart 1976.
- 30) Vgl. Mecklenburg, Norbert: Erzählt: Provinz, Regionalismus und Moderne im Roman. Königstein/Ts. 1982, S. 45: »Der geschlossene und begrenzte, überschaubare Raum kann Handlungsdichte und Konfliktpotential 'steigern' und so dem Geschehen den Charakter des Notwendigen, Unausweichlichen verleihen.«
- 31) Golbach, Michael: Die Wiederkehr des Weltkrieges in der Literatur. Kronberg/Ts. 1978, S. 3.



Südtiroler Bauernromane

Die Situation der Südtiroler Landwirtschaft nach 1919

Für die Südtiroler Landwirtschaft, in der nach der Annexion über 60% der aktiven Bevölkerung noch tätig war, hatte das Ende des Ersten Weltkrieges einschneidende Veränderungen mit sich gebracht. Der prozentuell hohe Menschenverlust im Krieg führte zu einem Bedarf an Arbeitskräften in der Landwirtschaft. Die Südtiroler Weinproduktion war durch die Annexion einem Konkurrenzdruck durch den italienischen Weinmarkt ausgesetzt. Sie unterlag nunmehr den faschistischen Bestimmungen und war seit 1925 „bereits (mit) 25 – 50% des Produktionspreises“¹¹ durch Steuern belastet. Durch die österreichisch-ungarische Kriegsanleihe gingen Südtirol ca. 250 – 300 Mill. Lire, durch die Währungsstellung von Krone auf Lire ca. 100 Mill. Lire verloren.¹² Der zunehmende Druck des faschistischen Systems äußerte sich in der einsetzenden „assimilazione“, der Italianisierung der deutschsprachigen Bevölkerung durch politische und kulturelle Gewaltmaßnahmen. So wollte man den Boden dadurch erobern (conquista del suolo), indem man ein Kreditinstitut schaffte („Ente per le tre Venezie“), das die mit großen Hypotheken belasteten Höfe aufkaufte. Auf diese Weise gelangten bis 1939 nicht mehr als 350 Höfe in italienischen Besitz. Damit ist aber der Plan der italienischen Regierung, in die Seele des Volkes durch Bemächtigung des Bodens einzudringen, als gescheitert zu betrachten. Leopold Steurer führt diesen Umstand auf mehrere Faktoren zurück, nämlich auf die Hilfe des Vereins für das Deutschtum im Ausland, der für den Bodenschutz „allein in den Jahren 1935 – 37 die Summe von 2 Mill. Reichsmark“ investiert hat und „weil der Faschismus erkennen mußte, daß einer gewaltsamen Italianisierung eines Bergbauerngebietes einfach bestimmte objektive Grenzen gesetzt waren“¹³, da die als Kolonisten eingesetzten Italiener „in den meisten Fällen wirtschaftlich, national und menschlich“¹⁴ versagten.

1926 wurde die Leitung des Südtiroler Bauernbundes abgesetzt und „in eine Corporation unter faschistischer italienischer Leitung umgewandelt“.¹⁵ Das ebenfalls 1926 eingeführte „zentralistische, autonomicfeindliche und ineffiziente Verwaltungssystem der durch Rom ernannten Amtsbürgermeister (podestàs) und die damit verbundene gigantische Aufblähung des Beamtenapparates, die Korruption, der erhöhte Steuerdruck, die Verwendung des Eigentums der Gemeinden zu persönlicher Bereicherung und politischer Machtdemonstration“ führte zu einer großen wirtschaftlichen Belastung.¹⁶ Dabei kam es zu einem – im Zusammenhang mit der Interpretation des „Bannwaldes“ von Oberkofler entscheidenden Faktum: Bis zu diesem Zeitpunkt waren nämlich Besitzern einzelner Höfe Teilwälder zugewiesen, die nun „durch das Gesetz über die „usi civici“ wieder als Eigentum der Gemeinde erklärt“ wurden, „aber nicht um deren Besitz zu erhalten und zu pflegen, sondern der Ausbeutung durch die italienischen Gemeindeämter zu überantworten.“¹⁷ Dennoch waren bis 1939 nur 6% der zugewanderten italienischen Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig.¹⁸ 94% kamen in den Berufszweigen Handel, Verkehr, Industrie und Verwaltung unter.

Kann man also sagen, daß die Bauern als einzige Gruppe das Deutschtum erhalten konnten, dann hat dies auch auf die Darstellung der Bauern im Roman bestimmte Folgen. Am Bauerntum konnte man am augenfälligsten die Erhaltung des Volkstums zeigen. Sie werden darin als Grenzlandbauern dargestellt, zum „wirtschaftlichen, rassischen und moralischen Kern“¹⁹ stilisiert. Diese Darstellung wurde nun den Großstadtmenschen, die viel mehr bedroht schienen, zugemutet. Hier trafen sich patriotische Gefühle mit dem Überschaubarkeitsbedürfnis, auch mit der rassischen Reinheit. Der Grenzlandbauer Südtirols konnte als überzeugende Figur gegen die italienischen Kolonisatoren gesetzt werden. Das Bauerntum als „Bewahrer

und Erhalter des Tiroler Bauerntums, der Rückzug auf die ländliche, vom Bauern geprägte Umgebung“²⁰ war also auch eine Reaktion auf die Faschisierung Südtirols. Aber dies trifft sich mit einer ebenso gefährlichen Strömung sowohl in Österreich, als auch in Deutschland. So entstanden Südtiroler Bauernromane, an deren „Deutschtum“ die Literaturkritik des Ständestaates gleichwie des Dritten Reiches niemand gezweifelt hat. Im Grunde genommen sind alle vorhin besprochenen Romane unter dem Gattungsbegriff „Bauernromane“ zu subsumieren, haben aber durch die Akzentuierung der Umstände (Weltkrieg, Geschichte) den Bauern für patriotische und militärische Zwecke verwendet.²¹ Der typische Bauernroman beschreibt aber den Bauern im Zyklus der Jahreszeiten, im Kampf um seinen Hof, seine Behütetheit in Glaube und Sitte, seine Einheit mit der Natur. Die Zwischenkriegszeit ist die Zeit der Konjunktur der Bauernromane.²² Grund dafür war vor allem die offizielle Literaturpolitik des Dritten Reiches, die durch Ausschaltung der unliebsamen Literatur mit Hilfe von dirigistischen Maßnahmen an dieser Konjunktur teilhatten. Die entstehenden Lücken wurden durch die Provinzliteratur gefördert. Wie konnte eine Fanny Wibmer-Pedit nach dem Anschluß jubeln, daß nun endlich für die Provinzschriftsteller die Zeit gekommen sei, welchem Druck sie ausgesetzt waren, beschreibt sie ebenfalls anschaulich:

„Nicht die eigenen Enttäuschungen, nicht daß ich als österreichische Volksdichterin von den jüdischen und fast durchaus jüdisch beeinflussten Literaturbonzen in Wien tolgeschwiegen wurde, aber das allmählich immer mehr Hineingezogenwerden ins öffentliche Leben öffnete einem allmählich die Augen. Man schwieg und litt, weil man nicht mehr die Gnade fühlte, für seine Idee so zu kämpfen, wie man mußte und wollte. Bei jedem Besuch der letzten vier Jahre fand ich Wien erschreckend verändert, alles flüchtig, schlüpfrig, fremd, bizarr ... In den Redaktionen, für die man während der roten Hochflut nicht genug schreiben konnte, wurde man immer kühler behandelt ... Ich muß offen bekennen, ich durfte während der roten Zeit gegen die vorherrschenden Übel viel schärfer auftreten, wie später.“²³

Damit signalisierte Wibmer-Pedit, daß das Ständestaatsregime verjudet und autoritär war. Lediglich das ersehnte Dritte Reich würde nun die Befriedung verschaffen, daß „klare“ Bedingungen für die völkischen Schriftsteller herrschten. Joseph Georg Oberkofler nimmt das vor 1938 unter Patronanz des „Systems“ Geschriebene ohnehin nicht ernst, denn „die Staatsauffassung des vergangenen Systems und alle seine lediglich am Rande der Geschichte und gegen den Volkswillen ausgeklügelten Grundsätze kamen an den ursprünglichen Auftrag eines jeden berufenen Dichters gar nicht heran, ja sie blieben ohne Blut und Lebenshauch, weil ihnen die Dichter, die doch zumeist stets mit den wahrhaft schöpferischen Staatsmännern gingen, keine Fülle gaben.“²⁴

„Keiner ließ sich vorspannen – und darin liegt ein hartes Urteil über das verflüssene System. Was diesem dennoch gleichsam am Wegrande zuwuchs, war so stümperhaft, daß es auf Kunst keinen Anspruch erheben konnte.“²⁵

Die Dichter der Ostmark seien nicht heimgekehrt als „Verirrte und Verlassene, sondern als Männer, deren Schaffen auch euer (sc. der Deutschen, H.W.) Werk ist und die ihr seit Jahren betreut habt in Verlag, Presse, Radio und Veranstaltungen“²⁶. Mit dieser künstlich geschaffenen und von den Autoren begrüßten Überbewertung des „Bauernromans“ liegt gleichzeitig schon das Ende der Konjunktur dieses Genres begründet. Durch die Vereinnahmung des Bauernromans durch das NS-Regime wurde die Bauernliteratur „so gründlich diskreditiert, daß sie nach 1945 konsequent entkanonisiert worden ist.“²⁶ Mecklenburg kritisiert an den Arbeiten Rossbachers, Zimmermanns, Schweizers, daß ihnen die Korruption durch den Nationalsozialismus zum Fluchtpunkt gerate und „offene oder untergrün-



dige Verbindungen zu einer 'antimodernen Moderne' und regionalistischen Internationale' kaum in den Blick kommen¹⁷⁾. Es ist richtig, auf den internationalen Regionalismus zu verweisen, aber gerade am Beispiel der Südtiroler Literatur läßt sich zeigen, daß sie vom Literaturbetrieb der 30-er Jahre profitierte, daß sie aber nach 1945 so gut wie nicht mehr vorhanden war. Tatsächlich nimmt selbst Mecklenburg von der regionalen Literatur Südtirols nach 1945 keine Notiz. Aber auch im Ständestaat gab es eine Korruptionierung des Bauernromans, wie Gerhard Schweizer treffend festhält:

„Nicht anders als in Deutschland antwortete man (in Österreich) auf die Ideale der parlamentarischen Demokratie mit einer Verstärkung neuromantischer und irrationalistischer Tendenzen. Rückwärts gewandte Ideen mit autoritären, ständischem und korporativem Akzent gewannen vor allem im christlich sozialen und im nationalistischen Lager an Boden, mit scharfer Frontstellung gegen den ‚Marxismus‘ ... Jenes Bewußtsein der inneren ideellen Zerrissenheit, verbunden mit einer restaurativen Sehnsucht nach einem autoritär geeinten Staat, war vor allem durch die verstärkten innenpolitischen Spannungen seit 1927 erheblich gewachsen.“¹⁸⁾

Nun seien einige Schlagworte wiedergegeben, unter denen die nationalsozialistische Germanistik die Bauernliteratur zusammenfaßte. Am Beispiel Arno Mulots „Das Bauerntum in der deutschen Dichtung“¹⁹⁾ seien stellvertretend die Hauptforderungen an die Stilisierung und Brauchbarmachung des Bauernstums für den Nationalsozialismus angegeben. Auch die deutsche Philologie schritt im Gleichklang. Mulot unterteilt sein „Werk“ in folgende Kapitel: „Das Bauerntum in der Dichtung der Vergangenheit; Der Daseinskampf des Bauernstums; Das elementare Wesen des bäuerlichen Menschen; Die bäuerliche Familie; Das Dorf; Das Bauerntum in seiner rassischen und geschichtlichen Wirklichkeit; Folgen des Weltkriegs für das Bauerntum.“ Mulot geht es um den Nachweis des rassischen Kampfes um den Lebensraum. Im „Büttnerbauer“ von Wilhelm von Polenz sieht er bereits das Ideal des Bauernromans verwirklicht. Wilhelm von Polenz habe „in dem Einbruch artfremder, zersetzender Strömungen in das nationale Leben den Grund des im Bauernevidenz sich ankündigenden völkischen Urheils“ erkannt und Mulot zitiert eine für ihn wesentliche Stelle daraus:

„War da nicht in unser Volksleben ein Feind eingedrungen, der für Kolben und Pögel unerreichtbar war, der mit noch so derben Fäusten nicht aus dem Vaterlande getrieben werden konnte, weil er körperlos war, ein Prinzip, eine Lehre, ein System, aus der Fremde eingeschleppt, einer Seuche gleich, der Romanismus.“²⁰⁾

Der „Romanismus“ bringe die Erbeilung mit sich und Mulot setzt ihn zudem mit dem Judentum gleich. Nun ist es aber so, daß gerade der „Büttnerbauer“ als Provinzroman als „sozialanalytisch“²¹⁾ angesehen wird und kaum als Vorläufer der NS-„Bewegung“ gelten kann. In Waggerls „Schwerem Blut“ (1931) erkennt Mulot „das gläubige Vertrauen auf die Kraft des Schweren Blutes“²²⁾. „Bäuerliche Not“ ist „völkische Not“²³⁾, argumentiert Mulot und ordnet das Schrifttum vor 1933 dem Kampf gegen die „Asphaltliteratur“ zu. Das Bauerntum sei das „Bollwerk gegen den zivilisatorischen Verfall“²⁴⁾. Erst im Brauchtum könne sich das Volk erneuern. Die „Bäuerliche Familie“ ist der „ewige Lebensquell unseres Volkes“²⁵⁾. „Aus der Familie ist das Dorf als die eigenartige Gemeinschaftsordnung des Bauernstums hervorgewachsen.“²⁶⁾ „Selbstbewußte Geschlossenheit gegen außen, die eifervolle Abwehr fremder Einflüsse und das trotzig Aufbegehren bei Grenzverletzungen jeder Art“ begründe das Dorfleben, das im Unterschied zur Stadt, die nur durch „Formvorschriften“ das Leben bannen müsse, „das im inneren Wesen des Menschen“ herrsche. Grundaussage: „Der Bauer ist der eigentliche Träger der nordisch-germanischen Art“²⁷⁾. Verstädterung heißt „Entzerrung“. Und noch einmal anders: „Das Bauerntum ist der Lebensquell der nordischen Rasse“²⁸⁾. Das Erlebnis des Weltkrieges habe ein „große(s) Vermächtnis der Front“ mit sich gebracht, nämlich die „Erfahrung der Kameradschaft, des Führertums und der Volksgemeinschaft“²⁹⁾. Die Frontsoldaten von einst hatten nun die Aufgabe, als Bauern dem „Siedlungsgedanken neuen Auftrieb zu geben.“³⁰⁾

In der 2. erw. Auflage von Mulots „Deutsche Dichtung unserer

Zeit“ (1944)³¹⁾ konnte nun Oberkofler mit dem „großen Romanen ‚Das Stierhorn‘ (1938) und ‚Der Baumwald‘ (1939) in die vorderste Reihe unserer (!) Gestalten des Bauernstums eingerückt“³²⁾ werden.

„Er leistete für das Alpenland, was Friedrich Griese für die nord. Tiefebene gelang: über die Zustandsschilderung und Ereignisdarstellung zum Mythos vorzudringen.“³³⁾

Die „Dichtungen“ seien Offenbarungen der zeitlosen Grundgesetze des bäuerlichen Daseins.³⁴⁾ Auch Hellmuth Langenbacher³⁵⁾ findet in der „mythischen“ Bauerndichtung Oberkoflers „die Idee des Glaubens an die ewige Dauer großer und starker Bauerngeschlechter“ verwirklicht. „die so lange verbürgt ist, als die verantwortlichen Träger des Geschlechtererbes sich des Lebensgesetzes ihres Geschichts bewußt bleiben.“³⁶⁾

Es wird nun anhand von Beispielen zu zeigen sein, wie sehr diese Romane dem „Ideal“ des völkisch-nationalistischen Bauernromans entsprechen haben. Das Vokabular und das Lügenkompendium der nationalsozialistischen Literaturkritik war so ausgerichtet, daß der Bauer nahtlos für die offensiven Ziele des Nationalsozialismus propagandistisch eingesetzt werden konnte. Der Bauer mußte nun zum Soldaten werden. Das „Volk ohne Raum“ konnte erst nach gewonnenem Gebiet im Osten als Siedler eingesetzt werden, als Bollwerk gegen Angriffe. Nun soll aber diese Ideologie vom autarken Bauern gerade durch den Faschismus selbst widerlegt werden: Große Agrargebiete wurden durch den Krieg zerstört. Einziehung der Wehrfähigen, knappe Zuteilung von Betriebsmitteln, Verlagerung von Agrarprodukten zu Kriegsprodukten, hohe Abgabepflichten führten dem Bauernstand den vernichtenden Schlag zu. Die an sich auf den Straßen der Großstadt marschierenden Nationalsozialisten gaben sich großstadtfeindlich und antikapitalistisch, betrieben aber durch Aufrüstung und Industrialisierung eine gegenläufige Politik. Der Bauer war gerade gut genug, in rassischer, völkischer und sozialer Hinsicht den Idealtypus des Nationalsozialismus darzustellen.

Maria Veronika Rubatscher: Sonnwend (1932)³⁷⁾

Der Aufbau:

Sonnwend ist die in germanischer Zeit bereits gefeierte Umkehr und an sich eine wichtige Wende der Sonne: die Sommersonnwend (21. bzw. 24. Juni) und die Wintersonnwend (21. Dezember). In der pangermanischen Strömung Ende des

Stipendien

Zwei zentrale Vorschläge zur Verbesserung des Stipendienwesens machen der Volkswirtschaftsstudent Christoph Kaserer und der Stipendienreferent Adolf Gutweniger in dieser für die SH gemachten Untersuchung: die Stipendien sollen z. T. in Form eines Vorschusses ausgezahlt werden, und sie sollen gestaffelt werden. Die Vorteile dabei sind zweierlei: mit der Vorschußzahlung, die – wie gezeigt wird – nur eine Frage des politischen Willens ist – könnte das leidige Problem der späten Auszahlung beseitigt werden; die Staffelung wiederum will mehr Gerechtigkeit schaffen.

Zum zweiten Vorschlag ein paar Bemerkungen:

Es ist klar, daß die ideale Voraussetzung für eine gerechte Stipendienstaffelung eine gerechte Steuergesetzgebung wäre, damit auch diejenigen am meisten Geld erhalten, die am meisten benötigen. Da wir derzeit noch nicht soweit sind, und der Großteil der Staatsgelder immer noch von den abhängig Arbeitenden (zu 80%) zusammengetragen wird, mußte und muß durch andere Mittel ein ungefährer Ausgleich geschaffen werden (z. B. durch Berücksichtigung des Vermögens). Daß die bisherigen Kriterien aber unzureichend sind, wird beim Lesen dieses Papiers ebenso klar. Schon allein deshalb wird eine Staffelung mit einer Überarbeitung der Wettbewerbsbestimmungen einher gehen müssen.

Die Beschäftigung mit Stipendienfragen ist für die SH nicht nur als Interessensvertretung interessant. Hier werden auch ökonomische (Sozialstaat) und bildungspolitische Überlegungen diskutiert. Am Interesse für diese Fragen kann also auch die Südtiroler Landesregierung gemessen werden. Sie ist aufgerufen, sich eher mit diesem Papier auseinanderzusetzen, als die Zeit in Plänen für Supplentensonderstudienbeihilfen zu investieren (b. s.).

Das Landesstipendium

Mißstände und Verbesserungsmöglichkeiten

von Christoph Kaserer und Adolf Gutweniger

Für Generationen von SH-Aktivisten waren die Studienbeihilfen mit ihren mehr oder weniger großen Mißständen ein zentraler Punkt politischer Auseinandersetzung. Viele ihrer Proteste und Änderungsvorschläge gingen ins Leere, einige hingegen – und nicht die unwichtigsten – wurden von der verantwortlichen Seite aufgenommen. Dazu zählt bspw. der Vorschlag, eine Einkommensbewertung einzuführen, die auch die Vermögenssituation der betreffenden Familie berücksichtigt.

Nichtsdestoweniger stehen wir aber auch heute noch vor der Situation, daß es im Bereich Studienbeihilfen eine Vielzahl von Konfliktpunkten mit den politisch Verantwortlichen gibt. So wird das Stipendium zeit seines Bestehens erst im Mai / Juni bzw. September / Oktober ausgezahlt, also am Ende des akademischen Unterrichtsjahres, weshalb viele Studenten in die Situation versetzt werden, das nötige Geld entweder irgendwo zu leihen oder nach der Matura ein Jahr auszusetzen und sich gewissermaßen das »Startkapital« zu verdienen. Weiters bedeutet die Vergabe eines Einheitsstipendiums von 3 Mio. Lit.

zwangsläufig eine ineffiziente Verteilung der Budgetmittel. Schließlich sei auch nicht vergessen, daß diese 3 Mio. Höchststipendium keineswegs den Lebenshaltungskosten Italiens oder Mitteleuropas angepaßt sind, ebenso wie die nominelle Nichterhöhung des Stipendiums gegenüber dem Vorjahr einer realen Kürzung von ungefähr 10% gleichkommt. Zu diesen Problemen und möglichen Behelfen haben wir folgendes zu sagen.

Studieren auf Pump?

Wie bereits gesagt, ist es seit Bestehen des Landesstipendiums üblich, dieses erst im Mai / Juni für Studierende im Ausland bzw. im September / Oktober für jene im Inland auszuzahlen. In welche Notlage damit viele Studenten gebracht werden – insbesondere jene aus den untersten Einkommensschichten, muß wohl nicht ausführlich dargestellt werden. Tatsache ist, daß all jene, die sich das notwendige Geld nicht von irgendwelchen

Bekanntem und Verwandten mittlerweile ausborgen können, den Beginn ihres Studiums mindestens um ein Jahr nach erfolgter Matura hinauszögern müssen, um sich in der Zwischenzeit das Geld fürs erste Jahr verdienen zu können. Es ist an dieser Stelle zwar nicht möglich mit Zahlen aufzuwarten, doch weiß jeder, daß es solche Fälle zur Genüge gibt. Im übrigen erhält das Stipendium durch diese Auszahlung a posteriori einen »Quasi-Kreditcharakter«, zumal für das geliehene Geld in irgendeiner Form häufig Zinsen gezahlt werden. Bekommt man dann im Mai oder Juni bzw. September / Oktober das Stipendium, so reicht es kaum aus, die Schulden (ohne Zinsen) zurückzuzahlen. Indes steht man dann im Oktober wieder vor derselben Situation, wodurch sich für viele bis zum Ende ihres Studiums ein schöner Zinsenberg akkumuliert. Damit wird das Stipendium zu einem Kredit, für den man Zinsen zahlt, während die Kreditsumme nicht getilgt werden muß.

Das von der Landesverwaltung vorgebrachte Argument für die verspäteten Auszahlungen war im wesentlichen immer die Langsamkeit des Rechnungshofes, welcher die Zuweisungsbeschlüsse durch die zuständigen Ämter der Landesverwaltung kontrolliert und – nach etwaigen Änderungsbeschlüssen – registriert. Erst dann kann das Zahlungsmandat durch das Amt für Schulfürsorge erfolgen. 14 Tage später, nach nochmaliger Kontrolle seitens des Rechnungshofes, kann das Schatzamt auszahlen. Ein langwieriger und umständlicher bürokratischer Weg also, doch als Argument für die verspäteten Auszahlungen etwas schwach.

Wir stellen dem folgenden Vorschlag entgegen: Das Land zahlt anfangs November an die Studenten im Ausland sowie anfangs Jänner¹ an die Studenten im Inland einen 50%igen Vorschuß, den Rest so bald als möglich. Laut Aussage² des Amtsdirektors des Amtes für Schulfürsorge im Schul- und Hochschulbereich, Dr. A. Plätzer, beanspruchen die Zuweisungsbeschlüsse seines Amtes 3,5 Wochen. Das bedeutet, daß sie für die Studenten im Ausland Ende Oktober, für die Studenten im Inland Ende Dezember bereits gefaßt sind. Zumal für Vorschußzahlungen keine Rechnungshofregistrierungen notwendig sind, sofern diese einen Betrag von 2,4 Mio. Lit. nicht übersteigen, kann dann sofort ausgezahlt werden.

Rechtlich gäbe es kaum Schwierigkeiten. So legt Art. 7 des LG 8/78 »Bestimmungen über die Buchhaltung« fest, daß für »Beiträge und Zuschüsse, die von den Landesgesetzen auf den Gebieten des Betreuungs-, des Gesundheits-, des Unterrichts-, des Kultur- und des Sportwesens« vorgesehen sind, »Vorschüsse in einziger Zahlung oder in mehreren Teilbeträgen bis zu 50% des gewährten Beitrages oder Zuschusses« ausgezahlt werden können. Gleichzeitig ist im LG 1/58 »Gewährung von Studienbeiträgen an Hoch- und Mittelschüler« in Art. 3 die Möglichkeit offengalten, die Stipendien in mehreren Raten auszuzahlen. Im LG 7/74 »Schulfürsorge« wird in Art. 7 ausdrücklich daraufhingewiesen, daß der Landesausschuß die Form der Zuweisung der ausgeschriebenen Stipendien festzulegen hat. Womit wir auch beim Kern der Sache sind. Die Tatsache, daß immer so spät ausgezahlt wird, ist, so behaupten wir, im wesentlichen auf mangelnden politischen Willen zurückzuführen und nicht so sehr auf verwaltungstechnische Schwierigkeiten. Das beweist wohl auch die Tatsache, daß die Vorschußzahlung in anderen Bereichen, wo natürlich ganz andere politische Interessen im Spiel sind, völlig problemlos ermöglicht wurde.

So ist bspw. in den LGen zur Förderung des Freizeitwesens, zur Förderung der Bildungstätigkeit sowie im Jugendförderungs-gesetz überall die Möglichkeit einer 50%igen Vorschußzahlung – meist auf Antrag des Begünstigten – nicht nur ausdrücklich vorgesehen, sondern wird auch auf Beschluß des Landesaus-schusses ohne Widerstand erteilert.

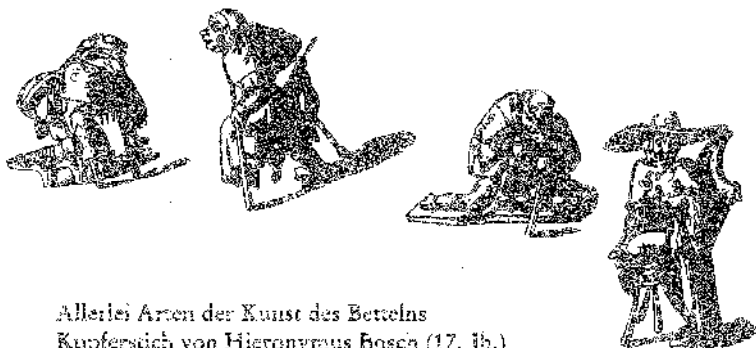
Der Landesausschuß hätte also nichts anderes tun müssen, als einen Beschluß zu fassen, Vorschüsse auf die Studienbeihilfen zu gewähren. Ein Verwaltungsaufwand, der fast unerheblich wäre. Warum dies nicht getan wurde, ist schwer zu sagen. Sicherlich ist es darauf zurückzuführen, daß Stipendienbezieher – im Unterschied zu den begünstigten Institutionen im Bildungs- und Freizeitbereich (Sport) – kaum politischen Druck ausüben können. Gleichzeitig möchte sich natürlich die Landesregierung vor finanziellen Engpässen bewahren – immerhin müßten bis Ende des Finanzjahres Mittel in der Höhe von über 2 Milliarden flüssig gemacht werden.

Wie dem auch sei, stehen wir auf dem Standpunkt, daß es einfach unabweisbar ist, nimmt man Stipendien als Soziallei-stung ernst, zumindest einen Teil der Gelder, zu Beginn des Unterrichtsjahres auszuzahlen. Was das Argument betrifft, daß bei der Rechnungshofkontrolle, die ja nach der Vorschußzahlung erfolgen würde, Änderungsbeschlüsse gefaßt werden könnten, d. h. daß jemand seinen Anspruch auf Studienbeihilfe aus rechtlichen Gründen verlieren könnte (z. B. falsche Angabe im Antragsformular), so kann dieses dadurch entkräftet werden, daß bisher diese Fälle nur unwesentliche Ausmaße hatten (vielleicht 2%). Natürlich müßten diese unrechtmäßig erhaltenen Vorschüsse zurückbezahlt werden.

Eine allenfalls gewährte Vorschußzahlung dürfte die Landesver-waltung aber nicht dazu verleiten, weiterhin mit der eigentlichen Auszahlung so fahrlässig umzugehen. Ein 50%iger Vorschuß, und höher darf er ja aufgrund des LG 8/78 »Bestimmungen über die Buchhaltung« nicht sein, der im November / Jänner ausgezahlt wird, bleibt dann relativ wirkungslos, wenn der Rest des Geldes nicht spätestens im März kommt. Entweder macht also die Landesverwaltung eine Anstrengung, schneller zu arbeiten, oder die regierungsverantwortlichen Parteien setzen sich für eine Ausnahmebestimmung ein, sodaß der Vorschuß auf 2/3 erhöht werden kann. Vielleicht ist es auch sinnvoll, an dieser Stelle noch einmal an Art. 3 des LG 1/58 »Gewährung von Studienbeiträgen an Hoch- und Mittelschüler« zu erinnern, der bestimmt, daß die Beihilfen, die im Sinne dieses Gesetzes gewährt werden, bis spätestens 30. 3. jedes Jahres ausbezahlt werden müssen. Die SH sollte sich vielleicht einmal überlegen, diesbezüglich eine Klage beim Verwaltungsgerichtshof einzurichten.

Staffelung – Ein Vorschlag zur Verbesserung

Wie jeder weiß, wird das Landesstipendium in Form eines Einheitsstipendiums vergeben. Das bedeutet, daß die Beihilfe für alle Begünstigten gleich groß ist. Welches die Gründe für ein solches Einheitsstipendium sein mögen, ist heute nicht ohne weiteres eruiert. Für die politisch Verantwortlichen waren wahrscheinlich verwaltungsökonomische Argumente ausschlag-gehend, für jenen Teil der Studenten, die das Einheitsstipendium befürworteten, wohl die Überlegung, innerhalb der Stipendien-bezieher keine Ungerechtigkeit und damit Entsolidarisierung zuzulassen. Doch wie dem auch sei, wir stehen heute auf dem Standpunkt – und dies ist wohlgernekt unsere persönliche Meinung, daß einen der größten Mißstände im Bereich Studien-beihilfen eben dieses Einheitsstipendium darstellt. Anerkennen wir, daß unsere Gesellschaft eine beschränkte Finanzierungsfähigkeit besitzt, so muß daraus notwendigerweise folgen, daß öffentliche Leistungen nicht nur effizient, sondern auch gezielt und differenziert erfolgen müssen. Auf die Vergabe von Studienbeihilfen umgelegt, bedeutet dies, daß ein für alle gleich großes Stipendium dort zur Verschwendung wird, wo aufgrund des Familieneinkommens davon ausgegangen werden kann, daß eine Beihilfe, die 50% und weniger der Studienkosten deckt, ausreichen würde, und indes unmittelbar darüberliegende Einkommensschichten nicht leer ausgehen müßten.



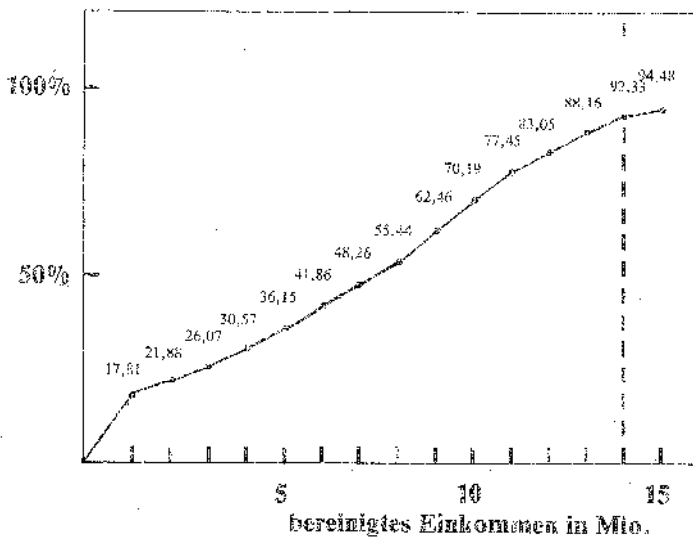
Allelei Arten der Kunst des Bettelns
Kupferstich von Hieronymus Bosch (17. Jh.)

Auf den Punkt gebracht lautet unsere These: Eine Staffelung der Studienbeihilfen würde deshalb eine Besserstellung für die Mehrzahl der Betroffenen bedeuten, da, je nach Art der Staffelung, die Anzahl der Beihilfen um ein Drittel und mehr erhöht werden könnte, und eine Kürzung der Beihilfe in den obersten Einkommensschichten im Normalfall durchaus vertretbar wäre.

Um die Effekte einer Staffelung anschaulicher diskutieren zu können, stellen wir im folgenden 3 mögliche Varianten einer solchen für die heutige Wettbewerbsausschreibung vor, wobei diese mit Absicht so gestaltet ist, daß sie für den Landeshaushalt keine Mehrbelastung darstellen würde.

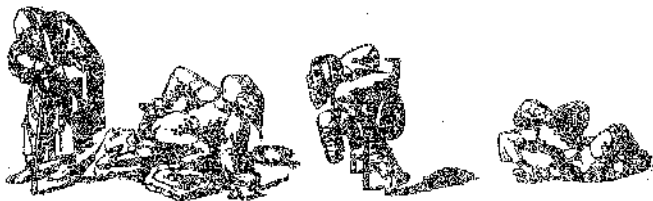
Heuer werden für die Studenten im In- und Ausland 1410 Beihilfen à 3 Mio. Lit. vergeben, das sind um 7 mehr als im Vorjahr. Zur Vergabe kommen damit 4.230.000.000 Lit. Die einkommensmäßige Staffelung der Ansuchenden – für den Schulfürsorgebereich insgesamt allerdings – ist etwa folgende:

Kumulierte Häufigkeitsverteilung des bereinigten Einkommens aller Ansuchenden im Schulfürsorgebereich 1984/85



Quelle: Amt für Schulfürsorge im Schul- und Hochschulbereich

Von dieser Statistik ausgehend, kann man ungefähr abschätzen, wieviel % der Ansuchenden eine bestimmte Grenze unterschreiten, wobei allerdings folgende Einschränkungen gemacht werden müssen: Erstens müssen wir davon ausgehen, daß die Einkommensstaffelung für den Hochschulbereich etwa dieselbe ist, wie für den Schulfürsorgebereich insgesamt; unseres Erachtens eine sehr realistische Annahme. Zweitens beziehen sich die hier angegebenen Einkommen auf 1983. Für heuer hingegen sind die Einkommen aus 1984 relevant. Diese wiederum liegen bei abhängig Beschäftigten um durchschnittlich 11,9% höher.



Dieser Umstand könnte durchaus eine bestimmte, wenn auch für unsere Zwecke nicht besonders relevante, Fehlerquote evozieren. Drittens gilt es zu bedenken, daß dort, wo die Einkommensgrenzen gegenüber den bisherigen erhöht wurden, nur schwer abschätzbar ist, wieviel neue Begünstigte hinzukommen. Zu unserer Verteidigung sei allerdings gesagt, daß man auch in der Landesverwaltung bei solchen Fragen auf ein »trial and error« angewiesen ist.

Anzahl	Höhe	Gesamtsumme	bereinigte Einkommensgr.
994	3 Mio.	2982 Mio.	10 Mio.
341	2 Mio.	682 Mio.	14 Mio.
566	1 Mio.	566 Mio.	17 Mio.
		4230 Mio.	

Eine solche Regelung hätte zunächst zwei große Vorteile. Die Anzahl der Stipendien würde um 34%, also von derzeit 1410 auf 1901 erhöht werden, gleichzeitig würde die bereinigte Einkommensgrenze auf mindestens 17 Mio. erhöht werden können. Sie könnte sogar etwas höher liegen, was aufgrund mangelnder Daten aber nicht abschätzbar ist. Der Punkt, um den sich die Diskussion einer solchen Variante drehen muß, ist indes ein anderer. Was bedeuten obige bereinigte Einkommensgrenzen, ist die Reduzierung des Stipendiums auf 1 bzw. 2 Mio. für diejenigen, die sich derzeit im oberen Einkommensdrittel befinden, vertretbar? Dazu einige Fallbeispiele.

Das Grenzeinkommen (jenes Bruttojahreseinkommen, bei dem eine zusätzlich erworbene Geldeinheit die Überschreitung der jeweiligen wettbewerbsrelevanten Einkommensgrenze bewirkt) würde in unserem Fall heuer für eine Familie mit einem



Einkommen aus abhängiger Arbeit und 3 zu Lasten lebenden Angehörigen (z. B. Gatte und zwei Kinder) für das kleinste Stipendium 28,8 Mio. betragen, das sind 1.802.000 Lit. netto im Monat.⁴ Unseres Erachtens eine durchaus sinnvolle Höchstgrenze, wenn man bedenkt, daß das durchschnittliche Nettomonatseinkommen dieser Kategorie mit 14 bis 17 Mio. bereinigtem Einkommen, bei 1.694.000 Lit. liegt. Es mag nun sehr hypothetisch sein, hier eine zahlenmäßig bestimmte Bedürftigkeit zu eruiieren, der Versuch soll aber trotzdem unternommen werden.

Laut einer ISTAT-Untersuchung⁵ gibt die italienische Familie im Durchschnitt 63% ihres Einkommens für mehr oder minder lebenswichtige Dinge aus (z. B. 29% für Lebensmittel, 19% für die Wohnung, ...). Da wir uns in einem durchschnittlichen Einkommensbereich befinden, mag dieser %satz einigermaßen zutreffend sein. Das würde bedeuten, daß von obigem Durchschnittseinkommen 627.000 Lit. monatlich für das studierende Kind, den täglichen Vergnüglichkeiten sowie den Ersparnissen für den nächsten Urlaub bzw. die Anschaffung langfristiger Konsumgüter übrigbleiben würden. Nicht zu reden vom Auto, für das man in Italien 14%, das wären 237.000 Lit., des Familieneinkommens aufwendet. Daß also die Beitragsfähigkeit einer solchen Familie die 250.000 Lit. monatlich nicht überschreiten kann, ist klar; natürlich muß die Einschränkung bleiben, daß unsere Kalkulation äußerst approximativ war, wenn auch immerhin gut genug, um eine ungefähre Idee von bestimmten nominellen Einkommensgrößen zu geben.

An dieser Stelle geben wir zu bedenken, daß das Grenzeinkommen aufgrund der derzeit geltenden Bestimmungen für dieselbe Familie bei 1.658.055 Lit. liegt. Damit würde eine Familie mit einem wie vorher beschriebenen Einkommen die Wettbewerbsvoraussetzungen nicht mehr erfüllen, also leer ausgehen, während eine andere mit 40.000 Lit. weniger Monatseinkommen 3 Mio. bekommen würde. Damit wird klar, wie notwendig, im Sinne einer größeren Gerechtigkeit, eine Staffelung der Studienbeihilfen ist.

Kehren wir zurück zu unserer Variante Nr. 1. Die mittlere Einkommenskategorie, also diejenigen, die 2 Mio. Stipendium bekommen würden, bewegt sich zwischen 10 und 14 Mio. bereinigtem Einkommen (Grenzeinkommen: 24,8 Mio.). Das ergäbe ungefähr ein durchschnittliches Einkommen von 1.427.000 Lit. netto. Hier eine Beitragsfähigkeit von 150.000 Lit. zu unterstellen, schiene uns nicht falsch. Das Grenzeinkommen für die unterste Einkommenskategorie würde hingegen bei 15.130.000 Lit. liegen, das sind 1.262.000 Lit. netto im Monat. Hier beginnt wohl die Grenze, ab der eine Beitragsfähigkeit der Familie nicht mehr angenommen werden kann.

So weit so gut. Ganz ohne Probleme bleibt die Sache nicht. So ist der Einwand, daß auch die Staffelung Ungerechtigkeiten mit sich brächte, durchaus gerechtfertigt. Das Grenzeinkommen bei der 14-Mio.-Grenze ist ziemlich problematisch. Der Monatsnettoverdienst liegt hier nämlich bei 1.608.000 Lit. Liegt eine Familie auch nur um eine Lire höher, bekommt das studierende Kind nur mehr 1 Mio. Dasselbe gilt für die 10-Mio.-Grenze. Als Gegenargument kann hier jedoch angeführt werden, daß diese, im wahrsten Sinne des Wortes, »Grenzfälle« bei weitem unproblematischer wären, als es jene im derzeitigen System sind. Welches die Effekte bei den anderen Einkommensgruppen wären, ist, aufgrund Datenmangels, nicht leicht zu sagen. Erwähnen möchten wir hier nur, daß bspw. ein Milchwirtschaftsbetrieb, den eine 4-köpfige Familie bewirtschaftet, auf 800 m Meereshöhe gelegen, 25 ha groß sein und 35 Großvieheinheiten haben dürfte, damit das studierende Kind immer noch das Höchststipendium bekommen würde.

Anzahl	Höhe	Gesamtsumme	bereinigte Einkommensgr.
994	3 Mio.	2982 Mio.	10 Mio.
180	2,5 Mio.	450 Mio.	12 Mio.
161	2 Mio.	322 Mio.	14 Mio.
476	1 Mio.	476 Mio.	16,5 Mio.
1811		4230 Mio.	

Diese Variante hätte den entscheidenden Vorteil, daß jene Einkommensschicht zwischen 10 und 12 Mio., die bei der ersteren von der Staffelung sicherlich am schwersten betroffen wäre, immerhin eine halbe Million mehr bekommen würde, dafür müßten von den niedersten um 90 weniger vergeben werden, was eine relativ unwesentliche Herabsetzung der Höchstgrenze von 17 auf 16,5 Mio. zur Folge hätte. Solche Höchstgrenzen sollten ja immer so bemessen sein, daß auch mehr als 90% derjenigen, die die Wettbewerbsvoraussetzungen erfüllen, zu den Gewinnern gehören (siehe Statistik I). Diese Herabsetzung der Höchstgrenze würde vorher genanntes Gren-

zeinkommen von 28,8 Mio. auf 28,1 Mio. herunterschieben. Ansonsten würde sich nichts ändern. Verwaltungstechnisch wäre diese Variante natürlich aufwendiger.

Anzahl	Höhe	Gesamtsumme	bereinigte Einkommensgr.
1098	3 Mio.	3294 Mio.	12 Mio.
936	1 Mio.	936 Mio.	18 Mio.
2034		4230 Mio.	

Das Grenzeinkommen würde sich hier für den analogen Fall wie vorher auf 30 Mio. erhöhen, was einen monatlichen Nettoverdienst von 1.860.000 Lit. bedeutet, wobei das durchschnittliche Einkommen der Kategorie mit 1 Mio. Beihilfe, ähnlich wie bei Variante 1, bei ungefähr 1.690.000 Lit. netto liegen würde. Die 12-Mio.-Grenze hingegen würde bedeuten, daß das monatliche Nettoeinkommen bei 1.420.000 Lit. liegen würde. Natürlich kann auch hier der Einwand der sogenannten Grenzfälle kommen. Als Gegenargument kann aber das vorher Gesagte wiederholt werden: im Vergleich zur derzeitigen Regelung immer noch lange eine bessere. Die Vorteile dieses letzten Beispiels, darauf soll noch kurz hingewiesen werden, bestünden im wesentlichen darin, daß die Stipendienanzahl um über 44% erhöht würde und insbesondere der verwaltungstechnische Aufwand hier am geringsten wäre.

Staffelung - Die Nichtigkeit rechtlicher und technischer Bedenken

Die politisch Verantwortlichen Südtirols, und hier insbesondere die Exponenten der SVP, haben die Möglichkeit einer Staffelung immer mit dem Argument verworfen, daß diese weder rechtlich noch technisch durchführbar wäre.⁶ In Wirklichkeit hat es jedoch niemals derartige Unmöglichkeiten gegeben. Was fehlt und noch immer fehlt, ist der mangelnde politische Wille. Eine Erklärung für diese Tatsache können wir nur in folgender Hypothese finden: eine Beihilfe, die, nur in den unteren Einkommensschichten greift, hält einerseits das Trugbild einer engagierten Sozialpolitik aufrecht, andererseits enthält sie aber in der derzeitigen Situation einen eindeutigen »Incentive«, ins deutschsprachige Ausland zu gehen, zumal es dort andere, nicht mit italienischen Körperschaften zusammenhängende Studienunterstützungen gibt (z. B. Südtiroler Kulturinstitut). Eine Staffelung der Stipendien, aber auch die Forderung einer Angleichung derselben an realistische Lebenshaltungskosten, muß wohl immer auf dem Hintergrund solcher politischer Interessen gesehen werden, womit wir natürlich nicht das Vorhandensein von budgetpolitischen Argumenten abstreiten wollen.

Die rechtliche Lage ist nun folgende. In Art. 34 der italienischen Verfassung ist die Vergabe von Studienbeihilfen nach dem Wettbewerbsprinzip verankert. Damit ist die Einführung eines Fürsorgesystems nach österreichischem Muster ausgeschlossen. Nicht jeder also, der bestimmte Voraussetzungen (Bedürftigkeit) erfüllt, kommt in den Genuß einer Studienbeihilfe, sondern es muß von vornherein feststehen, wieviele Stipendien in welcher Höhe vergeben werden, und jeder, der bestimmte Voraussetzungen erfüllt, darf am Wettbewerb zur Vergabe dieser Studienbeihilfen teilnehmen, womit er allerdings noch lange kein Anrecht auf den Erhalt einer solchen hat. Damit ist natürlich eine Staffelung nicht weniger möglich. Es bleibt nur die Einschränkung, daß sie im Rahmen eines Wettbewerbs erfolgen muß. Im übrigen würde es wahrscheinlich nicht einmal einer Abänderung eines Landesgesetzes bedürfen, wollte man eine Staffelung einführen. Art. 1, lit. a), des LG 1/58 spricht nämlich nur von einer Höchstgrenze der Studienbeihilfen, nicht jedoch davon, daß diese einheitlich sein müßten. Hinzu kommt, daß es bereits seit geraumer Zeit ein Beispiel für eine Staffelung im Rahmen eines Wettbewerbes gibt: in der Wohnbauförderung nämlich. Art. 6 und Art. 6/bis des LG 4/62 sieht ausdrücklich eine Abstufung der anfänglichen Gesamtbelastung als auch der Kreditbedingungen nach Einkommenskategorien vor. Neuer-



dings gibt es ein besseres Beispiel. Im Schulfürsorgebereich wurde heuer erstmals eine Art von Staffelung eingeführt. So ist der Schulförderungsdienst für die Sekundarschulen II. Grades für Familien bis zu einem bereinigten Einkommen von 8.500.000 Lit. kostenlos, für die darüberliegenden ist mit gesondertem Beschluß eine Kostenbeteiligung festzulegen. Wer also will noch immer behaupten, daß eine Staffelung nicht möglich ist?

Wir machen folgenden konkreten Vorschlag, wie eine solche technisch handzuhaben wäre: Es wird ein Wettbewerb genauso wie derzeit ausgeschrieben, mit dem Unterschied allerdings, daß bereits genau ausgewiesen wird, wieviel Stipendien zu welcher Höhe vergeben werden und welche Einkommenskategorien jeweils vorgesehen sind. Im Amt für Schulfürsorge werden dann für jede Einkommenskategorie eigene Ranglisten erstellt (d. h. es wird geprüft, ob jemand 10, 12, oder 14 Mio. übersteigt, danach wird für jeden »Topf« eine eigene Liste erstellt). Es wäre zwar einfacher so vorzugehen, daß den ersten 1000 einer einheitlichen Rangliste bspw. 3 Mio. gegeben würden, den nächsten 500 2 Mio. usw., jedoch würde dies zu der untolerierbaren Situation führen, daß jemand, der einkommensmäßig besser dasteht als ein anderer, ein höheres Stipendium bekommt, weil für die Rangordnung auch der Studienerfolg ausschlaggebend ist. Um also solche Verzerrungen auszuschalten, müßte es eine eigene Rangliste für jede Stipendienhöhe geben. Was geschähe nun mit den Zugelassenen aber Nicht-Gewinnern? Hier gibt es prinzipiell zwei Möglichkeiten. Entweder werden im Nachtragshaushalt der Landesregierung zusätzliche Mittel zur Verfügung gestellt und damit nachträglich die Stipendienanzahl erhöht (was dann passieren kann, wenn die Nicht-Gewinner wenige sind), oder man geht so vor, daß die Nicht-Gewinner jeweils an erster Stelle der Rangliste für die nächstniedrigeren Stipendien rücken. Dem Wettbewerbsprinzip wäre damit Genüge getan, den Interessen der Studenten ein großer Dienst erwiesen.

Studienbeihilfen und konservativer Sparsäfer

In diesen acht Jahren finanzieller Unterstützung der Studenten durch die Südtiroler Landesregierung, machte diese ihre mit soviel Dramatik angekündigten Sparmaßnahmen zuerst und vor allem bei den Studienbeihilfen wahr. Selten waren die Erhöhungen so bemessen, daß damit Kaufkraftverluste abgedeckt werden konnten, von realen Erhöhungen ganz zu schweigen. Die erste rühmliche Ausnahme gab es im Unterrichtsjahr 84/85. Nachdem ursprünglich vorgesehen war, die Stipendien von 2 Mio. auf 2,3 Mio., also um 15% zu erhöhen, entschloß man sich dann doch kurzerhand, diese auf 3 Mio. anzuheben; immerhin 50%. Dem ist allerdings vorauszuschicken, daß bspw. 82/83 um nur 13%, 83/84 gar nur um 5% erhöht wurde. Wären die 2,3 Mio. beibehalten worden, so wären gegenüber dem Stipendium 78/79 gemessen am ISTAT-Verbraucherpreisindex um die 30%-Punkte verlorengegangen.

Diese Überlegungen rücken die letztjährige Erhöhung also in ein wirklicheres Licht, obschon sie die für die Studenten damit eingetretene Besserstellung nicht kaschieren sollen. Vom letzten Jahr auf heuer fand allerdings keinerlei nominelle Erhöhung statt. Vermutlich meint man, daß die Studenten von diesen 50% jahrelang zehren könnten. Diese Nichterhöhung bedeutet für alle Betroffenen eine reale Senkung der Beihilfe um etwa 10%, das sind 300.000 Lit. Kaufkraftverlust. In Italien ist dies durch eine Inflationsrate in ungefähr dieser Höhe bedingt, für die in Österreich oder sonstwo in Europa Studierenden tut die dortige Inflationsrate plus die Liraabwertung im Juli denselben Dienst. Dabei sind solche Kalkulationen noch viel zu optimistisch, wenn man bedenkt, daß die Auszahlung erst im Mai / Juni bzw. September / Oktober erfolgt, man also Geld leihen muß und somit noch einige Prozentpunkte an Zinsaufwendungen in Abzug zu bringen sind. Für im Ausland Studierende kommt darüberhinaus noch die Gefahr von Kursverlusten hinzu. Dies nur deshalb, um vor Augen zu führen, welche finanziellen Dimensionen das Stipendium in Wirklichkeit hat.

Der eigentliche Punkt aber bei der Auseinandersetzung um Erhöhung des Stipendiums sollte ein anderer sein. Es gälte nämlich, den Politikern und auch der Öffentlichkeit klar zu machen, daß die Studienbeihilfen in Südtirol noch lange zu



niedrig sind. Mag sein, daß dies angesichts der Schwierigkeiten, Inflationsabgeltungen durchzusetzen, vermissen klingt, gesagt soll es aber trotzdem werden. In Österreich beispielweise, und immerhin studieren mehr als die Hälfte der Südtiroler Studenten dort, lag das Höchststipendium im letzten Jahr bei 41.800 ÖS, das waren vor der Liraabwertung 4,6 Mio. Durch die Novellierung des StadFöDG letztltn. wurde dieser Betrag sogar auf 45.000 ÖS erhöht, was mit dem derzeitigen Kurs 4,7 Mio. Lit. sind. Wer die endlosen Publikationen der Österreichischen Hochschülerschaft kennt, bzw. wer selbst in Österreich studiert, weiß, daß auch diese Beträge noch zu niedrig sind. Für Italien sind die Studienkosten sicherlich nicht viel niedriger, zumal die Ausgaben für eine Unterkunft um vieles höher sind. Wir persönlich vertreten also den Standpunkt, daß die Stipendien bereits heuer auf 4 Mio. erhöht werden müßten. Jedenfalls aber dürfen sich die Studenten für das nächste Jahr mit keiner niedrigeren Summe bescheiden. Auf unseren Vorschlag zur Staffelung umgelegt, würde dies bedeuten, daß nächstes Jahr das Höchststipendium 4 Mio. (also eine 33%ige Erhöhung im Laufe von zwei Jahren), was einer realen Erhöhung von bestenfalls 13-14% gleichkäme) betragen müßte, alle kleineren Stipendien müßten ebenfalls um dieses Drittel erhöht werden (das Mindeststipendium läge also bei 1,6 Mio.).

Umverteilung - das sozialpolitische Nullsummenspiel

Die Idee des Sozialstaates war die Beschäftigung, wenn auch nur ex post, gesellschaftlich bedingter ökonomischer und sozialer Ungleichheiten. Dessen gestalterischen Eingriffen stand dabei eine breite Palette wirtschafts-, steuer-, sozial- und rechtspolitischer Instrumente zur Verfügung. Viele solcher Maßnahmen entbehren umverteilungspolitischer Absichten, andere enthielten solche nur indirekt. Jedoch immer dann, wo der Staat mit repressiver Einkommensbesteuerung auftrat, um damit seine Transfers (wobei natürlich ihre Art und Form von entscheidender Bedeutung sind) zu decken, war zumindest scheinbar die Absicht vorhanden, durch Einkommensumverteilung mehr Gleichheit zu schaffen. Damit kam insbesondere von Gewerkschaftsseite die Hoffnung auf, der Sozialstaat möge hier eine Umverteilung realisieren, die ihnen in den Arbeitskämpfen der Nachkriegsjahre nicht mehr so recht gelingen wollte. In der Tat ist die hereingete Lohnquote seit den 50er Jahren mit mehr oder weniger großen Schwankungen auf demselben Niveau geblieben (in den 80er Jahren ist sogar in allen OECD-Ländern ein leichtes Sinken der Lohnquoten zu verzeichnen).

Studienbeihilfen sind nun ein typisches Beispiel für den Versuch einer Umverteilung durch die öffentliche Hand. Aus Steuermitteln finanziert, sollen sie dem ökonomisch Schwächeren ein Recht auf Bildung auf allen Ebenen garantieren. Leider sind Studienbeihilfen aber vor allem auf Grund ihrer Disfunktionalitäten ein typisches Beispiel. Dies nicht so sehr deshalb, weil



uns die Erfahrung lehrt, daß trotz Studienförderungen der Anteil der Arbeiterkinder unter den Studenten schon lange konstant bleibt (um die 12% etwa in der BRD und in Österreich) – hier muß die Kritik an der Sozialpolitik als Ganze angebracht werden –, sondern weil man leider einschen mußte, daß die inhaltlichen Vorstellungen des Begriffes »soziale Bedürftigkeit« kaum in eine formale, und damit anwendbare Definition umzuwandeln waren. Kein westlicher Industriestaat hat es geschafft, eine Steuergesetzgebung zu kreieren, in der Einkommen aus Arbeit auch nur annähernd jenen aus Kapital gegenübergestellt werden könnten. Die verschiedensten Möglichkeiten legaler und illegaler Steuerhinterziehung haben dazu geführt, daß in all diesen Staaten der Großteil des Steueraufkommens (in Italien etwa 80%) aus abhängiger Arbeit stammt.

Aus zwei Gründen beißt sich nun die Katze in den Schwanz. Erstens ist es so, daß die Besteuerung eines Einkommens, das direkt aus dem Produktionsprozeß stammt, keinen anderen Effekt erzielen kann, als die Überwälzung des steuerlichen Aufwandes auf das nächste Mitglied in derselben, bis man schließlich beim Endkonsumenten angelangt ist, der ja bar jeglicher Überwälzungsmöglichkeit ist. Mag sein, daß in einer offenen Wirtschaft – wie es die westliche ist – Konkurrenzmechanismen dem einen Riegel vorschieben, an der Tatsache allerdings, daß Umverteilung zwischen den Gewinn- und Arbeitsinkommen so nicht stattfinden kann, ändert sich nichts. Dazu kommt zweitens, daß immer dann, wenn Bedürftigkeit mit offiziellen Steuererklärungen gemessen wird, die Einkommen ein zweites Mal bevorzugt werden. Wer nichts erklärt, hat nichts, so lautet die Überlegung, folgedessen kommen diejenigen, die legal oder illegal Steuer hinterziehen können, als erste in den Genuß von Sozialleistungen. Wie solchen Teufelskreisen zu entkommen sein wird, wird in Zukunft insbesondere eine Herausforderung an die linken Kräfte werden. Wir möchten an dieser Stelle damit aufhören, daß wir das soeben Gesagte als Argument dafür benutzen, weshalb Einkommensbewertungen bei der Vergabe der Sozialleistungen auch auf inaktivem Wege erfolgen können und sollen (die Stipendiausschreibung der Südtiroler Landesregierung bewegt sich, wenn auch nur sehr vorsichtig und mit sehr viel Bedacht auf die Interessen der Vermögenseigentümer [z. B. Bauern], in diese Richtung).

Zur Illustrierung noch ein Beispiel. In Österreich zählen bei der Vergabe der Studienbeihilfen nur die steuerlich veranlagten Einkommen (allerdings muß dazu gesagt werden, daß Österreich eine ausgedehntere Vermögensbesteuerung besitzt). Effekt davon ist, daß bspw. letztes Jahr die Kinder von Land- und Forstwirten 37.500⁷ ÖS Stipendium (im Durchschnitt) bekommen haben, jene von Selbständigen 33.000 ÖS, während Kinder von abhängig Beschäftigten lediglich um die 28.000 ÖS bekommen haben. In der von Minister Fischer vorgeschlagenen Novellierung sah man sich gezwungen, einen Absetzbetrag nur für Einkommen aus unselbständiger Arbeit einzuführen. Über Erfolge läßt sich natürlich noch nichts sagen.

Das Landesstipendium und seine Begünstigten

»... Aufgrund der Volkszählung von 1971 soll der Anteil der Arbeitnehmer in Südtirol etwas über 50% liegen. Ein Vergleich mit den 70%, die in unserer Statistik aufscheinen, sagt uns, daß wir nicht falsch liegen ...« (Amtdirektor des Amtes für Sozialfürsorge, Dr. A. Pitzner, Skolast 3/83).

Vom Standpunkt einer Umverteilungslogik her ein bravouröser Zirkelschluß. Wenn 50% der Bevölkerung Arbeitnehmer sind, dann ist bitte der Gerechtigkeit Genüge getan, wenn auch mindestens 50% der Begünstigten staatlicher Transfers als solche ausgewiesen sind. Denn erstens heißt Umverteilung nicht viel mehr, als Verteilung nach dem Prinzip des geringsten Widerstandes, und zweitens ist die Klassifikation Arbeitnehmer (Neologismus für Arbeiter) lediglich eine sprachökonomische, so wie es beim Fußballspiel einen Torhüter und einen Mittelstürmer gibt. Als kleine Nachhilfelektion sei den Damen und Herren in den regierungsverantwortlichen Parteien unseres Landes folgendes gesagt. Wieviel % einer Bevölkerungsgruppe in den Genuß von Umverteilungsmaßnahmen kommen, hängt zwar indirekt mit ihrer relativen Größe zusammen, primär ist es aber eine Funktion ihrer ökonomischen Stärke. Mühsam sind solche %Sätze so lange zu niedrig, solange der erste Nichtbegünstigte dieser Bevölkerungsgruppe sich in einer ökonomisch schlechteren Situation befindet, als der letzte Begünstigte einer anderen. Versuchen wir, diese 70%, von denen Politiker und Beamte immer wieder sprechen, ins rechte Licht zu rücken. Vom Amt für Schulfürsorge wurde uns folgende Statistik zur Verfügung gestellt:

Statistik II

Statistik nach Einkommensart für die Zugelassenen im Bereich ausländischer Hochschulen⁸ 84/85

		in %
Insgesamt Zugelassene	754	
aus abhängiger Arbeit	566	75
aus selbständiger Arbeit	36	5
aus Kleinbetrieben	230	30,5
Andere	508	79

Insgesamt Einkommen 1430 189,5

Quelle: Amt für Schulfürsorge im Schul- und Hochschulbereich

Abgesehen davon, daß aus dieser 70% im Jahr 84/85 sogar 75% geworden sind, ist das eigentlich Auffällende an dieser Statistik etwas ganz anderes. Es gibt, man höre und staune, 189,5 Begünstigte. Die Erklärungen dafür können nur zweierlei sein: entweder findet im Amt für Schulfürsorge, Landhaus III, alljährlich die wundersame Vermehrung statt, oder obige Statistik widerspricht den Grundregeln ihrer eigenen Kunst. Hoffend, nicht der Kleinkariertheit bezichtigt zu werden, gehen wir also eine korrekte Interpretation dieser Zahlen. 754 Personen wurden zum Wettbewerb zugelassen, diese gaben insgesamt 1430 verschiedene Einkommen an. Zurückzuführen ist das darauf, daß viele Ansuchende mehrere Einkommen haben, etwa

Schlechte Kinderstube



Einkommen aus Arbeit und einer kleinen Rente. Hinzu kommt, daß in dieser Statistik die im Wettbewerb vorgesehenen Vermögensbewertungen nicht enthalten sind. Damit kann eine korrekte Aussage lediglich lauten: 40% aller angegebenen steuererklärungspflichtigen Einkommen stammen aus abhängiger Arbeit (bzw. Renten). Der Aussagewert ist natürlich gleich null.

Damit wird deutlich, wie schwierig es eigentlich ist, festzustellen, wie sich die Empfänger des Landesstipendiums sozial schichten. Immerhin hat man uns im Amt für Schulfürsorge versprochen, daß die Datenlage in Zukunft besser sein wird. Alles was wir derzeit tun können, ist, vermittels einiger mehr oder weniger gewagter Hypothesen ein ungefähres Bild der Verteilung zu zeichnen. Dazu noch eine weitere Statistik:

Statistik III

Statistik nach Vermögensart für die Zugelassenen im Bereich ausländischer Hochschulen⁸ '84/85

		in %
Insgesamt	754	
Viehzucht	208	27,6
Obstanbau	97	13
Hotel- und Gastgewerbe	187	25
Kaufleute / Handwerker	65	8,9
Freiberufler	13	1,7

Quelle: Amt für Schulfürsorge im Schul- und Hochschulbereich

Hier sind nur die aufgrund der Wettbewerbsbestimmungen zutreffenden Vermögensbewertungen⁹ gezählt. Beginnen wir beim Einfachen: 36 Einkommen aus selbständiger Tätigkeit wurden gezählt (Statistik II). Gehen wir davon aus, daß in Familien mit Einkommen aus selbständiger Arbeit dieses auch die vorwiegende Unterhaltssicherung darstellt, so entsprechen diese 36 Einkommen der Anzahl der Freiberufler unter den Zugelassenen, in % ausgedrückt: 5%. Für die Kategorie Kaufleute - Handwerker - Industriebetriebe gilt ähnliches. Hier scheinen in der Vermögensstatistik 65 auf und zumal davon ausgegangen werden kann, daß zumindest jeder, der auch eine Vermögensbewertung angibt, seinen Lebensunterhalt zur Hauptsache aus den Einkünften aus eben einem solchen Unternehmen bestritt, so sind die 65 ein realistischer Anteil an den Zugelassenen; in Prozent: 8,9%. Die nächste Kategorie ist das Hotel- und Gastgewerbe. Laut Vermögensstatistik gäbe es 187 Zugelassene aus dieser Kategorie. Hier sind jedoch die privaten Zimmervermietungen mitgezählt. Betrachtet man die Einkommensstatistik, gibt es 230 Einkommen aus Kleinbetrieben. Zu diesen gehören auch die Hotel- und Gastgewerbebetriebe. Bringen wir also von den 230 die 65 Kleinbetriebe aus der Kategorie Kaufleute - Handwerker - Industriebetriebe in Abzug, bleiben 165. Dies dürfte eine ziemlich genaue Zahl sein. Damit



hätten 22% der Zugelassenen ihr Haupteinkommen aus dem Hotel- und Gastgewerbe

Als nächste Kategorie kommen die Bauern dran. Hier wiederum muß zwischen Obst- und Weinbauern einerseits, und sonstigen Bauern (z. B. Milchwirtschaftsbetriebe) andererseits unterschieden werden. Aus unserer Vermögensstatistik resultieren 97 Einkommensbewertungen aufgrund Bewirtschaftung von Obst- und Weinbaugründen. Die Zahl der Familien, die sich hauptsächlich von den Erträgen derselben ernähren, wird aus folgenden Überlegungen nicht viel davon abweichen. Zwar mag es in dieser Kategorie durchaus häufig Einkommen aus anderen Tätigkeiten geben, etwa Zimmervermietung, Renteneinkommen, allfällige Zuerwerbstätigkeit, doch ist wohl kaum anzunehmen, daß es viele Fälle gibt, in denen eine dieser Tätigkeiten gegenüber der Bewirtschaftung der Dauerkulturen das Haupteinkommen für die Familie darstellt. Um solchen Fällen Platz zu gewähren, gehen wir hypothetisch davon aus, daß die Anzahl der Familien mit hauptsächlichem Einkommen aus Obst- und Weinbau bei 90 liegt, das wären ziemlich genau 12% der Zugelassenen.

Für die Bauern, die sonstige landwirtschaftliche Betriebe bewirtschaften, wird die Sache nun um einiges schwieriger. Gehen wir zunächst von folgender Tatsache aus: die bisherige Kategorien haben gemeinsam einen Anteil von 47,9% an den Zugelassenen. Daraus folgt, daß der Anteil der Nicht-Obstbauern und der abhängig Beschäftigten gemeinsam um die 52,1% liegen muß. Obschon wir einräumen, daß dieser Prozentsatz durchaus um 2 - 5% abweichen kann, ist dieses Ergebnis einigermaßen verblüffend, zumal angesichts der 75% Arbeitnehmeranteil, von denen die SVF so protzig spricht.

Unternehmen wir nun weiters den Versuch, diesen Anteil von 52,1% auf die beteiligten Kategorien zu disaggregieren. Aufgrund der Landwirtschaftszählung '82 wissen wir, daß 48,76% der landwirtschaftlichen Betriebe Südtirols Nebenerwerbsbetriebe sind. Als reine Hypothese und in bestem Wissen über die methodische Unzulässigkeit, übertragen wir nun trotzdem diesen Prozentsatz auf die obigen Daten über die Nicht-Obstbauern. Ergebnis wäre ein Anteil von 107 Voll- und Zuerwerbsbetrieben mit Nicht-Dauerkulturen; der Anteil der Nicht-Obstbauern läge also bei 14,1%, woraus auf einen Anteil an Arbeitnehmerfamilien (Familien, deren Unterhalt hauptsächlich aus Einkünften aus abhängiger oder dieser gleichgestellten Tätigkeit bestritten wird) von 38%. Unsere Statistik hinsichtlich der Verteilung der Landesstipendien würde also folgendermaßen ausschauen:

Statistik IV

Statistik nach dem Einkommen, aus dem die Familie des Zugelassenen hauptsächlich ihren Lebensunterhalt bestritt:

Einkommensart	in % der Zugelassenen
selbständige Tätigkeit	5%
Einkommen aus Kleinbetrieben	8,9%
(ohne Hotel- und Gastgewerbe)	
Hotel- und Gastgewerbe	22%
Obst- und Weinbau	12%
sonstige landwirt. Tätigkeit	14,1%
abhängige Tätigkeit	38%
	100%

Wir sind uns natürlich bewußt, daß die vorangegangenen Überlegungen keine exakten Aussagen über Verteilungsgerechtigkeit bei der Vergabe der Studienbeihilfen zulassen. Dies deshalb nicht, da Anteilsprozentsätze nur indirekte Rückschlüsse auf eine solche zulassen (was bereits zu Beginn dieses Kapitels



erklärt wurde) und natürlich unsere notwendigerweise getroffenen Hypothesen durchaus kritisiert werden können. Trotzdem möchten wir einige Bemerkungen machen. Die Behauptung von offizieller Seite, die Wettbewerbsbestimmungen seien überaus arbeitnehmerfreundlich, ist als unbegründet und demagogisch zurückzuweisen. Zweitens halten wir es für sehr bedenklich, wenn von insgesamt 26,1% Anteil an Bauernfamilien, nur knapp mehr als die Hälfte dem Nicht-Obstbau zugeschrieben werden können. Für uns liegt deshalb eine ziemliche Bevorzugung der Obst- und Weinbaubetriebe auf der Hand.

All diesen Spekulationen könnte natürlich dann bald ein Ende gemacht werden, wenn man in der Landesverwaltung über vernünftigeres Datenmaterial verfügen würde. Gleichzeitig müßte aber auch der Südtiroler Hochschülerschaft als Interessensvertretung der Südtiroler Studenten ein besseres Einblicksrecht in die vorhandenen Daten gewährt werden (z. B. Einblick in das originäre Datenmaterial, d. h. in die Gesuche).

Die Wettbewerbskriterien im allgemeinen

Wer nun glaubt, daß wir aufgrund des bisher Gesagten eine vollkommene Neugestaltung der Wettbewerbskriterien vorschlagen werden, der irrt. Sicherlich wäre es wünschenswert, Kriterien zu haben, mit denen jeder gerecht behandelt würde – im Gegensatz zur herrschenden Situation. Leider, und wir haben bereits ansatzweise ausgeführt weshalb, ist dies nicht, oder zumindest nicht ohne enormen Zeitaufwand, möglich. So befürworten wir die grundsätzliche Absicht, welche gewiß auch in der Landesregierung vorhanden ist, Einkommensbewertungen vermittelt einer Vermögensbewertung zu korrigieren. Der Diskussionspunkt ist nun sicherlich der, wie dies zu geschehen hat. Hierzu ist zweierlei zu sagen. Erstens sind die Obst- und Weinbauern die bevorzugteste Kategorie und es müßte eine Erhöhung der Vermögenspunkte für diese Kategorie unbedingt erfolgen. Zweitens sollten ansonsten noch die Ergebnisse des nächsten Jahres abgewartet werden, da der Wert des Vermögenspunktes⁹ für den heurigen Wettbewerb um 25% erhöht wurde und also festzustellen ist, welche Effekte diese Maßnahme auf die Verteilung hat.

Ein weiterer neuer Umstand, der allerdings erst im übernächsten Jahr zur Geltung kommen wird, sind die Auswirkungen des sogenannten Visconti-Gesetzes. Es ist nämlich zu erwarten, daß sehr viele Betriebe, die bisher als Kleinbetriebe geführt wurden, in solche mit doppelter Buchhaltung umgewandelt werden (insbesondere durch die Gründung von Personen- und Kapitalgesellschaften). Hier würden wir vorschlagen, daß auch auf solche Betriebe die Einkommensbemessung, wie sie für Kleinbetriebe derzeit gilt, herangezogen wird. Für den Besitz von Anteilen an Kapitalgesellschaften, wo ja nur die Dividendenausschüttung als Einkommen berechnet wird, sollte dann eine

Einkommensberechnung nach obigem Muster erfolgen, wenn der Anteil dermaßen groß ist, daß von »società controllatae«¹⁰ oder »società collegata« gemäß Art. 2339 codice civile gesprochen werden kann.

Fazit

Wir haben also gesehen, daß es eine ganze Reihe von Kritikpunkten an der Vergabe von Studienbeihilfen durch die Südtiroler Landesregierung gibt. Einige dieser Punkte könnten, wäre der politische Wille vorhanden, rasch und einfach gelöst werden. Wir wir gesehen haben, wäre die Durchführung einer Staffellung als auch die Zahlung eines Vorschusses kein besonderer rechtlicher und verwaltungstechnischer Aufwand. Ebenso könnten im Bereich der Wettbewerbskriterien bestimmte Ungleichheiten sofort beseitigt werden (höhere Punkte für Obstbauern). Demgegenüber gibt es natürlich auch eine Menge von nicht so einfach zu lösenden Problemen. Die Frage, wie etwa ganz allgemein gerechtere Kriterien ausschauchen sollten, ist sicherlich sehr sehr schwer zu beantworten.

So wird also die Auseinandersetzung um die Landesstipendien weitergehen und es werden sich auch weiterhin eine SVP mit ihren Unternehmer- und Bauernfraktionen einerseits und eine Südtiroler Hochschülerschaft mit ihrem hoffentlich auch weiterhin bestehenden Interesse, die Anliegen der Lohnabhängigen Bevölkerung zu vertreten, andererseits, gegenübersehen.

Fußnoten:

- 1) Innerer unter der Voraussetzung, daß die Einkommensliste der Gesuche Ende September bzw. Anfang Dezember ist.
- 2) Siehe Skolast Nr. 283.
- 3) Das bereinigte Einkommen ist das aufgrund der Wettbewerbsbestimmungen zu errechnende für Einkommen aus abhängiger Arbeit bzw. zählen 75% des Bruttoeinkommens. Davon können noch Freibeträge für zulasten lebende Familienmitglieder in Abzug. Andere Kategorien, z. B. Bauern, müssen bei diesem bereinigten Einkommen auch die Vermögensbewertung hinzunehmen. Für den heurigen Wettbewerb darf dieses Einkommen die 15-Mio.-Grenze nicht überschreiten.
- 4) Hier handelt es sich wohlgerne um einen durchschnittlichen Monatsnettoverdienst, d. h. 13. und 14. sowie sonstige Zulagen sind anteilberechnet.
- 5) »La Repubblica«, 25. 7. 85.
- 6) Siehe auch Skolast Nr. 383, Interview mit dem Amtsdirektor des Amtes für Schullernsorge, Dr. A. Plitzner.
- 7) Rundschreiben des Ministers für Wissenschaft und Forschung vom 9. 7. 85.
- 8) Diese Statistik bezieht sich nur auf den Wettbewerb für die Auslandsstudien. Die 655 Stipendien, die im letzten Jahr an Inlandsstudenten vergeben wurden, sind also nicht mitberechnet. Alle weiteren Überlegungen gehen also von der Annahme aus, daß die Verteilung bei den Studienbeihilfen für Inlandsstudenten ähnlich ist.
- 9) Kleinbetriebe, Freiberufler und Bauern müssen ihr Einkommen aufgrund einer Vermögensbewertung bereinigen. Dabei wird je nach Größe (für Bauern auch nach Moerschhöhe) des Betriebes eine bestimmte Punktezahl vergeben. Diese Punkte werden dann mit einem Koeffizienten multipliziert (heuer 350.000 Lit.) und müssen zum Einkommen dazugezählt werden.
- 10) Società controllata: der Aktienanteil ist so hoch, daß man auf ordentlichen Vollversammlung die Mehrheit hat, oder der Aktienanteil ist so hoch bzw. es gibt derartige vertragliche Bindungen, daß man eine »influenza dominante« ausübt, oder man »kontrolliert« eine Gesellschaft vermittelt der »Kontrolle« über eine andere. Società collegata: ein Aktienanteil von mehr als 10%, wenn die Gesellschaft an der Börse quotiert, von mehr als 5%.



Abzuraten

19. Jahrhunderts wurde diesen Vorgängen mehr Bedeutung zugewiesen als dem Kirchenjahr, das ja bestimmend war. Rubatscher versucht nun in diesem Roman die Verbindung von Brauchtum im Bauernjahr mit der christlichen Tradition. „Sonnwend“ ist eines der kühnsten und deutlichsten Zeugnisse einer im faschistischen Italien lebenden Schriftstellerin, die ja schon 1925 aus dem Schuldienst entlassen wurde.³⁹ Rubatscher drückt in ihrer volksnahen und direkten Art offen aus, was im Volk noch Leben hatte. Dennoch kommt es in diesem Roman zu einer Konzentration von volkstümlichen und volkskundlichen Hinweisen. Das erste Kapitel spielt in Bozen („Der Gote im Käfig“). Der Sarner Bauer wird des Totschlags beschuldigt und letztlich zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt. Die Erzählerin bemängelt aber die Ungerechtigkeit der Prozeßführung, die schon dadurch gegeben ist, daß sich der Angeklagte einer Welt, einem Staat gegenüber sieht, die nicht seine Sprache spricht. Er hat zwar den Landstreichler Zocher totgeschlagen, aber nicht auf gemeine Art, sondern es war sehr viel Unglück dabei. Er stand ihm die ganze Nacht bei und stellte sich sofort den Behörden. Es wird gezeigt, wie die Richter mit verschiedenen Maßen messen, und beispielsweise italienische Räuber und Mörder freigehen lassen. Die folgenden Kapitel spielen im Sarnatal („Schimmel, Greif und Stern“, „Klößekolnacht“ und „Sonnwend“) und zeigen den Weg Sannas, der Tochter Volkmarseggers, die vom Bauern verstoßen, beim Grafen Aufnahme findet und schließlich Jos, einen Großknecht kennenlernt, mit dem sie aufs Jöchl zieht. Das letzte Kapitel („Sonnwend“) spielt in Venedig.

Die in Brauchtum und Jahreszeit eingebettete Welt der Bauern und der Sumpf der Stadt.

Rubatscher hat eine Vorliebe für Höhen. Wena es auch karg und windig zugeht, so macht das der Bauer durch eigene Kraft wett, dafür ist er aber frei. Um eine vollkommene Glückseligkeit zu erreichen, muß man in die Höhe, dort ist Gottesnähe. Zwar wird die Stadt als Umschlagplatz, als Marktplatz gezeigt und akzeptiert, aber dort lauern die Gefahren. Rubatschers Weltbild scheint einer einfachen Auffassung von Ökonomie zugrunde zu liegen. Einerseits ist der Markt die ökonomische Grundlage auch des Bauern, andererseits aber möchte sie die reine Welt im Gebirge darstellen, in der die Verbindung von Natur und Erwerb sich im Brauchtum äußert. Rubatschers Figuren sind nicht „inakt“, sondern in Sitte und Brauchtum anders. Sie bedient sich im Roman vieler dialektaler und lokal begrenzter Ausdrücke und regionalisiert alles bis zur Unverständlichkeit, der Horizont verschwindet sprachlich zu einem kleinen Punkt, dadurch kann sie die Zusammenhänge von Blut und Boden eher vermitteln. Die bäuerliche Welt wird durch die Brauchtümer der Sarner Bauern konträr gesetzt zu der Welt der Besatzung. Dabei erlebt Susanna gerade in der Hufnacht alle möglichen Figuren aus Sage und Mythologie. Materielle Armut bedingt demnach Reichtum an Mythologie und Brauchtum.

Der Bauer ist frei, „auf freier Föh“ (S. 19). In dieser Aussage wird Kampf ästhetisiert, Lebensangst und Unfreiheit werden verleugnet. Die Tatsache der Krise der Bergbauern wird in der lapidaren Kombination von „Frei“ und „Bauer“ ausgeschaltet, die ökonomischen Bedingungen werden verschwiegen.

„Und doch ist es schön da oben, heut erst weiß er, wie schön. Und heut erst nach fünf Wochen Bahnhofsdienst, Nachtleben, Stadstaub und verklavter Fremde weiß er, was Alnhut und der Blick über alle Tiefe wert ist. Was es um die Arbeit ist, um die große, gesunde, herrliche Arbeit unter Gottes Himmel, auf der Scholle der Väter, um das liebe Brot. Und daß es köstlich ist und Reichtum ist, arm sein, ja, aber frei sein auf deutscher Erde. Da oben auf dieser harten, armen Höhe weht keine Fahne, regiert keine Uniform; raucht kein Schlot, dienen kein Kellner und weht kein Zeitungsblatt zur Tür herein. Von Haue und Pflug erobert und Jahr um Jahr neu erkämpft grünt ewig – deutsches Land, atmet die mütterliche Erde, die nichts von Haß und Hader weiß und alle ihre Kinder liebt und nährt.“ (S. 285)

Oben wird mit schön verbunden, Nachtleben, Stadstaub und verklavte Fremde sind Angstzustände des gedachten Bauern.

Der Blick über alle Tiefen ist der Stoßseufzer und das Wunschdenken der bedrängten Kreatur. Schon in Rubatschers Selbstdarstellung sieht sie im Vater einen idealen, armen Bauern.

„Kaum konnte er die Geißel führen und eine Herde Vieh regieren, verdingte er sich, erst im Tal und im Brünner Mittelgebirge als Hüf, dann im Pustertal und endlich im Innial als Knecht, Trennwärter und Postbote. Jeden Kreuzer und Gulden trug der Knabe und dann der junge Geselle seinem Vater heim zum Wiederaufbau der Heimat, obwohl er wußte, daß nach dem ungeschriebenen, seit undenklichen Zeiten waltenden „Erbhofgesetz“ der Ältaste der alleinige Erbe würde und er dann nichts beanspruchen dürfe, als alljährlich für ein paar Tage das Gastrecht: Kammer und Strohsack, Brennsuppe und Milch, Gerstenknödel und Türteln so oft er käme, um die herbe Luft der Heimat zu atmen und den Kreuzkofel aus nächster Nähe erglänzen zu sehen, wenn die Sonne hinter dem Peitler sinkt und die kleine Glocke von St. Barbara zum Feierabend läutet ... Im Burgfrieden am Pfeffersberg hat mein Vater das Hössengut gekauft. Und nun erst, seit er aus dem unfreien Leben im Staatsdienst zur Erde zurückgekehrt und wieder Bauer geworden ist, wie es seine Ahnen waren, ist er wieder glücklich, und wir sind es mit ihm.“⁴⁰

In der Parallelsetzung dieser beiden Texte erkennt man, wie einerseits privates Leben zum Glück stilisiert und wie andererseits diese Stilisierung auch auf die Figuren des Romans übertragen wird. Rubatscher stellt sich Glück nur im Zusammenhang mit Höhe, Schönheit und intakter Landschaft vor, wenn sie auch dabei über alle ökonomischen Bedingungen hinweg abstrahieren muß. Sie versteht sich als Teil dieser bäuerlichen Welt. Sie schildert sie, und natürlich hält sie auch dem Vergleich mit der Volkskunde stand, die Volkskunde kann bestenfalls von Rubatscher lernen und sich korrigieren. Dabei stößt man aber auf das grundsätzliche Problem der Schreibweise Rubatschers: Sie benützt den abgestandenen Brauchtumsballast, um Eigenart und Andersartigkeit der deutschen bäuerlichen Bevölkerung zu zeigen. Damit erstarrten die Bauern selbst zu Museumsstücken, erstickt und leblos gemacht dienen sie den völkischen Absichten der Autorin. Nicht die Nähe zu den Bauern ist das Problem, sondern die fehlende erzählerische Distanz. Sie liefert einmal mehr Argumente, die den Bauern als Garant für Gesundheit, Heimat, Tradition und Freiheit ausweisen.

Der Bauer wird, im Gegensatz zum Städter, dazu benützt, die Kritik an der Zivilisation zu begründen. Es stellt ja niemand in Frage, daß der Bauer nicht abhängig wäre von äußeren Bedingungen wie Bodenbeschaffenheit, Wetter, Saat und Ernte, u.s.w., und daß Aberglaube, Sagen und Opfergaben in dem Maße vorhanden sind, als die technischen Hilfsmittel zur Bewältigung der natürlichen Bedrohung fehlen. Aber die Vereinfachung der Welt, die Überhöhung des Bauerntums ist letztendlich das gefährliche an der Agrarromantik. Gerade in diesem Roman „Sonnwend“ werden Vergleiche wie Bauer, dort italienischer Beamter effektiv voll gehandelt. Hier kann im Beamtentum das wurzellose, das bestochene, das sumpfige, das niedere Menschentum gezeigt werden. Der deutsche Bauer müßte aber mit dem italienischen Bauern verglichen werden. Die Vergleiche sind spärlich, obwohl Rubatscher durch die Hereinnahme eines italienischen Handlungsortes (Venedig) genug Möglichkeit dies zu zeigen gehabt hätte

„Ochsen schreiten unter dem römischen Joch über großbrüchige Scholle, die das Blut vieler Völker in sich getrunken und zu Frucht gewandelt hat.“ (S. 278)

In diesem so dahingeschriebenen Blut- und Bodensatz zeigt sich dennoch im Gegensatz von deutscher Erde und Blut vieler Völker doch wieder rassistische Implikation: Der Italiener ist demnach ein Abkomme verschiedenster Völkerschaften und steht schon auch von daher dem deutschen Bauern ungleich gegenüber. Sosehr „Sonnwend“ auch die Unterdrückung der deutschen Minderheit durch Staat (Erlasse, Gerichtsbarkeit, usw. ...) aufzeigt, kann Rubatscher doch die Anklage gegen das Regime nicht begründen, denn sie ist selbst dem faschistischen – in diesem Fall völkisch-nationalistischen – Gedanken verfallen. Je ärmer der Boden, desto reicher die Ideologie, könnte man sagen. Durch den Schein der Autarkie⁴⁰ wird eine Art

Bild von ewiger Ordnung und ewigem Glück erzeugt, das nicht über das Reale hinausgehen muß. Diese Überschaubarkeit hat letztlich die Funktion, dieses Modell auf die Gesellschaft zu übertragen, die die Kämpfe im gesellschaftlichen Bereich selbst als „fremd“ darzustellen vermag. Geschichte wird vereinfacht und biologisiert. Annamaria Leitgeb hat diese Tatsache sehr treffend formuliert:⁴¹ Der Bauer ist aus dem gesellschaftlichen Leben Südtirols nicht wegzudenken, aber er gehorcht zu sehr der Stimme der Oberen. Dies zeigt das Optionsergebnis von 1939, dem zufolge sich 86% der Südtiroler Bevölkerung für das Deutsche Reich entschieden haben. Nur der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges brachte die Umsiedlung ins Stocken. Rubatscher war eine „Dableiberin“, doch der von ihr so hochstilisierte arme Bauer war durchaus bereit, den Boden zu verlassen, nicht aber der Großgrundbesitzer, der arme Bauer also, der für die ganze Flut von Heimatromanen herhalten mußte. Daraus kann auch die Verbitterung Rubatschers gegen den Nationalsozialismus erklärt werden.

Durch diese – heute nicht mehr so verpönten – Themen kann sich Rubatscher zur bewährten Diskrepanz von Stadt und Land äußern. Sie schafft diese Aufgabe dadurch, daß sie schon sprachlich nicht bereit ist, die Stadt in gleicher Weise wie das Land bildlich aufleben zu lassen. Die Parteinahme für das Gute wird offensichtlich.

Die unmoralische Stadt ist „walsch“.

Durch die Tatsache, daß das Städtische auch sprachlich unzugänglich ist, schafft es eine doppelte Fremdheit: Nicht nur die städtische Gesellschaftsstruktur ist undurchschaubar, auch die Sprache ist fremd, die der Machthaber, der anderen Rasse. Rubatscher bietet ja keine Lösung. Wenn auch die Stadt objektiv unaussehlich, unmoralisch, verdorben ist, so kommt ihr doch die Aufgabe zu, eine viel höhere Anzahl von Menschen in einem sozialen Kontext zu sehen. Die Möglichkeit, sich auf die „Scholle“ zurückzuziehen, hat eben nicht jeder. Hier sei auf die Stelle verwiesen, die oben zitiert wurde, wonach der Vater Rubatschers als Nichttätigster vom Hof gehen mußte. Daher sind die Wünsche und Erkenntnisse die Stadt betreffend elitär und utopisch. Das Lesepublikum, das sich diesen Vergleichen ausgesetzt hat, hat dadurch ökonomische Funktionen bekommen, indem es durch den Fremdenverkehr die Möglichkeit sich abzureagieren bekommen hat. Der Berg ist für Rubatscher der Ort der Resistenz. „Keine Fahne, keine Uniform, kein Schloß“ (S. 285) Das ist das Hauptmerkmal, das die Höhe auszeichnet, das den geschichtlichen Konflikt mit der Staatsmacht aufzuheben scheint. Als Sanna und Jos aus Verona zurück in ihre Heimat kommen, kehren sie von der Stadt direkt in die vom Brauchtum gekennzeichnete Bergwelt heim, vorbei am Siegesdenkmal, das bereits in Bozen errichtet worden ist. „Ein prunkendes Stäublein Zeit in ihrem zeitlosen Rund, schimmert das Siegesdenkmal jenseits der Talfer in neuntarmorner Weiße und künstlichem Blöndlicht.“ (S. 291) Hier zeigt sich Neonlicht gegen Sonnwendfeuer, „ein prunkendes Stäublein Zeit.“

Die Stadt hält auch nichts von der Gerichtsbarkeit. In fremder Sprache wird Jörg Volkmersegger verurteilt, in fremder Sprache verteidigt. Im Krankenhaus gibt es ebenso Verständigungsschwierigkeiten. Hier die Sprache des Beamten, dort das „erdverbundene“ Sprechen des Bauern.

Der Biologismus in „Sonnwend“

„Biologismus“ nenne ich jene Abart von Ideologie, die biologische Vorgänge auf die Gesellschaft überträgt. Dies gilt im Besonderen für die Nazizeit. Die im Titel „Sonnwend“ angedeuteten jahreszeitlichen Bezüge verdeutlichen den Wechsel vom Frühling zum Sommer und ist seit je her ein archaisches Motiv und „der Zeitpunkt, an dem eine konstruktive Phase der Naturentwicklung in eine destruktive ...“⁴² umschlägt oder umgekehrt. Der Mensch ist nach Auffassung der Biologen in diesem Prozeß von Werden und Sterben eingebettet, die Natur wird beseelt, der Mensch ordnet sich den Kräften unter. Nächte, Kälte sind nötig, um das Keimen vorzubereiten. Dadurch bekommt auch die Rauhnacht große Bedeutung. „Unter Eis und Schnee, gleich dem Korne in der Winternacht ist sie (die



Ich habe den Führer gesehen!

Liebe) gewachsen und groß geworden.“ (S. 293) In dem ganzen Sonnwendgeschehen ist ja die Liebe zwischen Sanna und Jörg zentral und am Schluß des Romans fällt Rubatscher dieses Geschehen in der Symbolik von Rauhnächten und Sonnwendtagen zusammen:

„In der Rauhnacht ist Großraucht Liebe erstmals über sie gekommen, hat sie ein erstes Keimen wie grünen Schwertes Spitze aus urmütterlichem Schoß gestoßen. Unter Eis und Schnee, gleich dem Korne in der Winternacht ist sie gewachsen und groß geworden. Nun wissen sie: Sie sind einander gegeben, auf daß sie den armen Boden der Heimat behauen, Brot schaffen, selber frucht werden. Und sie wissen: nach allen Nächten ist es noch immer Tag geworden. Die dunkelsten Wege führen in das wärmste Licht. Über Gräber geht der Weg zum Leben. Flut, Blut und Tränen sind vergessen ob der Wonne, die aller Lebensgüter schönstes ist.“ (S. 293)

Hier ist dem menschlichen Handeln, der Zivilisation, der Arbeitsteilung kein Platz mehr gelassen. Rubatscher ordnet die ganze Liebe und alles Politische den biologischen Gesetzen unter. „Politische und gesellschaftliche Veränderungen (werden, H.W.) zu ‚natürlichen‘ Ereignissen vereinfacht.“⁴³

Auch die Geschichte ist ähnlich der Natur von Aufstieg und Verfall bestimmt gemäß der Auffassung Oswald Spenglers, daß sich die „Geistesepochen“⁴⁴ weltgeschichtlich analog zum Wechsel der Jahreszeit, beginnend mit dem Frühling, abgespielt haben. Kennzeichen des Winters ist unter anderem „die Ausbreitung einer letzten Weltbestimmung“⁴⁵ die sich im Abendland an der „Verbreitung (des) ethischen Sozialismus seit 1900“ zeige. Nun, nach dem Winter kommt aber der Frühling. Rubatscher besitzt auch die „aus der Geschichte abgeleitete Gewißheit, daß alles wieder gut werde.“⁴⁶

Sie drückt sich so aus:

„Nach allen Nächten ist es noch immer Tag geworden. Die dunkelsten Wege führen in das wärmste Licht. Über Gräber geht der Weg zum Leben!“ (S. 293) Und: „Ein neuer Tag bricht an.“ (S. 294)

Man muß demnach unten sein, um wieder aufzusteigen, es muß Nacht sein, damit wieder Tag werde, es bedarf des Winters, av.

wieder aufzublähen. In der Person aber, die das herbeiführen könnte, hat sie sich verschätzt, auch darin, daß es ein Führer sein muß, der den Wiederaufstieg garantiert. Selbst der gute Andreas Hofer kann nicht mehr aufstehen:

„wie lang schlafst du noch, Sandwirt?“

Sandwirt steh auf!

Dein Troad verdirbt.

Brand ist im Trieb, Fäule im Halm, Wurm an der Wurz ...“
(S. 156)

Die Hoffnungen sind auf einen Mann gesetzt, der eben Verderbnis, Brand, Fäulnis und Wurmsüchtiges zu beseitigen versteht. Der noch schlafende André Hofer sollte in Gestalt eines anderen Führers wiederkommen. Die Geschichte hat dieses Denken widerlegt.

Hans Matscher: Das Spiel auf der Tenne. (1936)⁴⁷⁾

Hans Matscher fällt mit diesem Roman aus dem Rahmen der üblich ideologisch überfrachteten und „ernsten“ Bauernromane dieser Zeit. Er stellt das Dorf St. Waltraut, gemeint ist sicherlich St. Waltraut im Ultental bei Meran, vor. Dieses Dorf steht also im Mittelpunkt der Handlung. Mit Ironie und Witz zeichnet Matscher den Versuch der Dorfbewohner, aus ihrem Dorf ein „künstlerisches Zentrum“ anhand eines Bauerntheaters zu machen. Von dieser Spannung, nämlich der Kluft zwischen dem Vorhaben und dem tatsächlichen Ergebnis, bzw. der Unmöglichkeit, einem Dorf etwas „Neues“ aufzupropfen, lebt der Roman. Der Wirt Rößlmaier hat in der Nähe von Innsbruck so einem Bauerntheater beigewohnt und möchte dies nun auch in St. Waltraut einführen, denn nicht das Stück, das er dort gesehen hat, hat ihn interessiert, sondern die Möglichkeit, aus dem vermehrten Konsum von Getränken und Speisen Gewinn zu ziehen. „Wir müssen den Fremdenverkehr im Tal haben.“ Im Ta-le he-ben, betonte der Wirt noch extra hochdeutsch und flügte gemächlich daran: „... und uns zwei damit.“ (S. 12) Nach anfänglichem Sträuben erklärt sich ein Großteil des Dorfes bereit, dabei mitzumachen. Nun kann das ganze Dorf aufmarschieren, jeder mit seinen Fehlern und auf kleine Vorteile bedacht. Matscher führt alles an Charakteren ein, was so ein Dorf besitzt, den Tuifelmaler und G'stanzl-Poet Peter Andergassen, den Fuhrmann Gustav Moser, den Faxenmacher Gugg Weber, den Holzknecht Jöchler Martl, die Großbauerntochter Lena, eine anzügliche Kellnerin Burgl, den Kooperator Frischmaler, die Vizevorsteherin des Jungfernbundes Marianne Reinstadler, von außen dringen der Maler Friedl Kuntringer, ein Schwindler aus Wien, der dem Wirt Flaschenweine aufschwätzt, Jakob Frey und später dann der blonde Fremde mit den schwarzen Brillen ein. Sie haben ihre Wehwechen und sind als unverwechselbare Charaktere dargestellt. Mit dem „Neuen“, das auf das Dorf zukommt, spaltet es sich gleichzeitig schon in eine Gruppe von Bejahern und eine Gruppe von Skeptikern. Der erste Teil des Romans besteht darin, den schwierigen Prozeß bis zur Verwirklichung des Projekts zu zeigen: die Rollen zu besetzen, den Text zu verfassen, schließlich die Partien auswendig zu lernen und nicht zuletzt, die Erlaubnis von zu Hause zu bekommen. Dies bedarf eines schlaun Koordinators in der Person des Wirts „Zur Blauen Traube“, Rößlmaier. Es kommt zum Höhepunkt mit der mehrmaligen Aufführung des Stückes „Judith und Holofernes oder Die blutige Heldenstat einer Wittfrau in fünf Teilen.“ (S. 110) auf der Tenne Rößlmaiers. Aller Skepsis zum Trotz scheint vorerst zur Freude aller das Projekt zu gelingen. Die Folgen aber sind so schwerwiegend, daß das Stück nach vier Aufführungen eingestellt werden muß. Die Bauern sind aus dem Rhythmus des Jahres geworfen, Gasthausaufenthalte häufen sich, die Liebe spielt ihre Streiche und verursacht Trennungen, neue Verbindungen, Eifersüchteleien. Das Stück wird vor dem eigenen Dorfpublikum so gespielt, daß die Trennungslinie zwischen Spiel und Realität kaum vorhanden ist. Das Bauerntheater muß scheitern, denn die Motive waren nicht lauter genug und entsprangen dem Ungeist der Profitgier. Die Moral scheint bedroht, das Gleichgewicht gestört. Da muß sich nun der Konkurrent in der Gestalt des

Engelwirts übergangen fühlen, er ist es, der nun um die Moral des Dorfes äußerst besorgt ist. Aber auch die gestandenen Bauern weichen dem mit Geschäft und „Fremden“ praktizierenden Rößlmaier aus. Am Schluß dann hat aber wieder alles seine Ordnung. Die Bauern und Handwerker können nun ihrer Arbeit wieder nachgehen, das Dorf „funktioniert“ besser denn je. Die Verwicklungen und Störungen, die sich aus dieser Situation ergeben haben, werden entwirrt: Sich ankündigende Liebschaften finden ein happy end, die auf der Strecke Gebliebenen finden Erfüllung in ihrem Beruf und die Marotte des einzelnen kann sich nun voll entfalten, ohne daß es im Dorf auffallen würde. Das Dorf ist wieder das, was es vorher war und sein wollte: ein Ort, wo Unruhe in Ruhe übergeht, wo der innere Reinigungsprozeß so vorstatten geht, daß alles seine Ordnung hat.

Das gereinigte Dorf

„Der Zusammenbruch des Rößlmaierschen Spieles wirkte sich viel nachhaltiger und lärmvoller aus unter den Waltrautern, als bei den zum Spiel gekommenen Fremden. Für diese war schon die Weise, wie dies dörfliche Ereignis sich entwickelt hatte, und die Art, wie es die Waltrauter feierten, schier etwas wie ein Theater.“ (S. 307)

Dieser Roman trägt alle Merkmale einer Charakterkomödie, darin durch die Darstellung von Laster gleichzeitig die Reinigung (Katharsis) davon erreicht wird. Hinzu kommt noch, daß die Belehrung außerhalb des Spieles fortgesetzt wird. Dem Wirt Rößlmaier, z.B., der sich so diebisch auf die Bilanz der Festspiele gefreut hat, wird das Geld von einem „zugereisten Teufel“ (S. 306), dem strohblonden Fremdling, gestohlen, und seine Frau kann jubeln, daß „dieses Sündengeld“ (S. 306) nicht mehr im Hause ist. Das Geld will ehrlich verdient sein. Der Dieb hilft sogar mit, die Lehre aus den Geschmüssen zu ziehen, wenn er in einem Abschiedsbrief meint:

„Üb' immer Treu und Sittlichkeit

Bis an dein kühles Grab,

Fang' nicht mit Luder äir die Leut,

Sonst geht's mit dir bergab.“ (S. 307)

Das Luder ist nämlich die Kellnerin Burgl, die durch ihren Lebenswandel im Gasthaus und auf der Bühne am meisten Anstoß erregt. Sie ist die Inkarnation des Unsittlichen und Scharlosen, aber an ihr kann Matscher auch die nicht geringere Falschheit der Dorfsmoral geißeln. Der Erzähler läßt auch die nicht standesgemäße Ehe des Holzknechts Martl (Holofernes) mit der Großbauerntochter Lena (Judith) möglich erscheinen, aus der trivialen Erkenntnis: lieber arm und sittlich als reich und verdorben. Der Wille zur Tat vermag offenbar im Leben mehr zu erreichen, als das billig erworbene Geld. Schließlich wird das Luderleben der Burgl dann ein Ende haben, wenn sie im Hafen der Ehe landet und zwar gemeinsam mit einem zu ihr passenden Mann, dem berufsmäßig als Fuhrwerker und fahrenden Gesell lebenden Gustav Moser. Übertriebene und scheinheilige Sittlichkeit (Jungfräulichkeit) erduldet das Dorf ebensowenig, wie das hochtrabende Studieren in der Stadt. So wird die Marianne Reinstadler nach einer Affäre mit dem Maler aus der Fremde, Friedl Kuntringer, zur „Unperson“ und wird mit dem inzwischen verkrachten Studenten Johannes Rößlmaier von sich aus das Dorf verlassen. Ihrer „Art“ gemäß werden sie eine Wanderbühne gründen. Das Dorf hat die Krise überstanden. Es kann sich nach dem Eindringen von fremden Personen und Ideen schließlich behaupten.

„Es hatte ganz den Anschein, als ob die ‚Blaue Traube‘ aus einem soliden Boden heraus erst recht gedeihen werde.“ (S. 308)

Die Fremden und das Dorf

Mit Jakob Frey, der sich als „getaufter Wiener, aber trotzdem kein Jud“ (S. 71) vorstellt, betritt der erste „Zugereiste“ das Dorf St. Waltraut. Er schwätzt dem Wirt gegen alle Trinkgewohnheiten Flaschenweine auf. Der Wirt fällt darauf herein und kann am Schluß nur mehr Bilanz ziehen:

„Wein ruhte in den Tiefen des Kellers; viele Flaschen Jakob Freys lagerten im Sande; viele Würste haunelten noch von der Decke; viele Speckseiten harrten des Anschnittes. Der

große Anger war verwüstet und niedergezogen und gab für heuer kein Ertragnis mehr ab." (S. 302)

Jakob Frey hat sein Geschäft gemacht und zur Strafe für diesen Reinfall muß der Wirt zusehen, wie er diese „Flaschenweine“ an den Mann bringt.

Das Sündenregister des zugereisten Malers Kuntringer ist auch so groß, daß der Erzähler ihm einen entsprechenden Abgang verschaffen kann, er portraitiert Dorfschönheiten in „schicktem Gewande“, läßt die Burg in einem durchsichtigen Kleid die Bühne betreten und verdreht zu guter Letzt der biederen Jungfrau Marianne den Kopf. Beim Versuch, Marianne bei Nacht aufzusuchen, lernt er die Tücke des Dorfes kennen: Er fällt in die Abortgrube. „Jetzt allerdings sah er nicht mehr sehr malerisch aus ...“ (S. 236) Unter dem Gelächter der verschmitzten Bauern schleppt er sich zum Dorfbrunnen, um ein kühles Bad zu nehmen. Das Resümee:

„Die Lächerlichkeit seines Falles von einem Gang zur Liebsten in eine Jauchengrube, das Verhalten des Wirtes und das unverhohlene Gerede der Dorfsassen um den Brunnen überzeugten den Maler, daß hier seine Farben verblaßt wären. Beim Morgengrauen schlich Friedl Kuntringer aus dem Dorf talaus.“ (S. 238)

Der Dieb mit der schwarzen Brille kommt schon verkleidet im Dorf an, er trägt eine hohle Perücke, sodaß seine Gesinnung ohnehin schon auffallen mußte. Öffentliche und das Dorf überschreitende Aktivitäten ziehen demnach vor allem auch das „Gesindel“ an. Durch seinen Diebstahl macht er dies deutlich. Die Lehre: Bleib bei dem, was das Dorf besitzt. Nicht anders ergeht es den aus dem Dorf in die Fremde Abgewanderten. Bei der Rückkehr kann man nur mehr Faulheit, Arroganz, Fremde, ihnen nicht anstehende Formen entdecken. So beim Verlobten der Judith, Tobias Rübler, der als Offiziersdiener in Salzburg sein Geld verdient. Mit seinem souveränen Getue verspielt er die Liebe der Jena, und ist kokk genug, bei der Gelegenheit zu eröffnen, daß er ohnehin in Salzburg eine habe. Dabei ist er noch so tolpatschig, daß er seinem Spion Toni Pocher, der das Verhalten der Jena beobachten sollte, eine Ladung Schrotkugeln in das Gesäß schießt anstatt dem Jöchler Martl. Auch Tobias verschwindet schließlich. Frauen, die „einheiraten“ möchten ins Dorf, wie etwa die Lori und die Witwe Stecher aus St. Zeno, haben ebenfalls keine Chance, den Gustav Moser zu „erobern“. Das Dorf siegt auf allen Linien. Es bleibt intakt. Es wird kein Versuch angezeigt, durch die Begegnung mit dem „Außen“ zu einer korrigierten Weltanschauung zu gelangen. Das „Städtische“ steht den Dorfbewohnern nicht an und umgekehrt. Dabei soll es bleiben.

Die dargestellte Bauernwelt

Matscher vermeidet auffallend die Beschreibung eines klotzigen, auf seine Sippe bedachten und grenzlandverteidigenden Bauern. Er versucht sie in ihren Schwächen zu karikieren. Da gibt es den Großbauern, der auf seinen Ruf bedacht ist, aber auch einen Großknecht, der zum Bauern „avancierte“ durch Heirat, wobei aber nach wie vor die Frau „die Hosen anhat“. Es ist der Aicher Sepp, der mit dem Theaterspielen glaubt, seine Rolle als Bauer auszuspielen, wenn er sich nur mehr im Gasthaus aufhält. Diese „Knechtsnatur, künstlich aufgeblasen zu einem Herrn“ (S. 244) versucht dabei sogar nach anderen Frauen zu schießen. Da trifft ihn die gerechte Strafe. Bei einem Versuch, bei der Dorner Zenz in die „Menschenkanne“ (S. 244) zu kommen, schmeißt diese ihn die Stiege hinunter. Nun befiehlt wieder die Aicherin:

„Ihr (Knechte) habt ihm zu der Scharsch verhoffen und zum Spielen, was an allem Schuld ist. Aber i lass' deswegen mein' Hof nit schlecht machen! Es ist mein Hof und der ist meine Ehr' und von heut an bin i wieder Schaffer und mein Willen regiert! Wem's nit paßt, der kann gehen, Großknecht, Dirn oder Bauern selber“. Bäurin, es ist so, wie du sagst. Du hast recht, sprach mit Würde der Großknecht. „Es tut uns leid, Bauer, aber du hast den Hof selber verspielt mit dem Spiel.“ (S. 245)

Dem Faxenmacher Gugg kommt seine Frau auf subtilere Weise bei. Auch er gehört zu den Kleimbauern, die durch das Theaterspielen sich mehr im Gasthaus aufhalten als bei der Feldarbeit. Als er nämlich im frühen Morgengrauen mit seinem

Zechbruder Aicher nach Hause geht, empfängt ihn bereits das gerichtete Frühstück seiner Frau, die ihn schließlich sanft zur Feldarbeit treibt.

„Mühsam erhob er sich vom Frühstück, und das finke Weib schob ihn vor die Haustüre an den Döngelsack. Sense und Hammer lagen schon bereit. Chrysostomus (Gugg) grüschte die Beine, plumpste hinterm Döngelisen nieder und hob an zu klopfen. Ein Nickerchen, ein Hieb auf den Daumen, ein schmerzhaftes Erwachen; Zwischenspiele, die das Schärfen der Sense zeitweilig, wenn auch nicht kurzweilig unterbrachen ... Beim Mähen hüßte Gugg die Sünde der Völlerei völlig ab. Die Junisonne ... schien mit ihren goldenen Pfeilen ausgerechnet den Gugg aufs Korn zu nehmen. Chrysost' erwies sich als vorräftlicher Destillierapparat und der gestrige Wein rann heute in hellen Bächlein aus allen Poren.“ (S. 230)

Bei Oborkoller, Springenschmid, Rubatscher oder Trenker wäre diese Ironie unmöglich, bei denen wird einfach nicht gesoffen. Wie sehr hier Matscher die Nöte und durchaus fehlerhaften Bauern trifft, zeigt ein Blick in die Realität. Der Versuchung, den Bauern zu einer mythischen Figur zu überhöhen, erliegt Matscher nicht. Vielleicht geht daraus gerade jene Frische aus, die den betont völkischen Romanen fehlt. Es sind keine ganzen Männer, alle Figuren sind mit Fehlern ausgestattet, die man gerne duldet. Sie sind den Bauern genauso immanent wie den anderen Bewohnern des Dorfes. Auch die Tatsache, daß das Dorf eine ihm gemäße Art hat, mit Eindringlingen fertigzuwerden, ist durchaus realistisch. Selbst der Pfarrer, der um das Seelenheil besorgt, hat eine bestimmte Funktion zugewiesen bekommen, die aber nur in seinem kleinen Bereich der Kirche und des Widums ausgeübt werden kann.

Die Motive im „Spiel auf der Tenne“

Willi Höfig hat die Inhalte der Heimatliteratur den Themenkreisen¹⁾ die bäuerliche Welt allein,²⁾ die bäuerliche Welt im Gegensatz zu der mit ihr innerhalb des gleichen Horizontes stehenden feudalen Welt der Grundbesitzer, Schloßherrn, usw.,³⁾ die bäuerliche Welt im Gegensatz zur bäuerlichen Sphäre⁴⁾ folgenden Motivgruppen zugeordnet:

„den Hof betreffende Motive (b) Denkweise und Standesmoral im bäuerlichen Milieu, (c) Der Motivkreis der „ganzen Dorfgemeinschaft im Zusammenhang mit der pädagogischen Tendenz der Heimatliteratur auf Pestalozzi zurück. (d) Der Motivkreis „Stadt – Land“ (e) Eine fünfte Motivgruppe geht auf die Tradition der Kalender- und Schwankerkzählung zurück.“⁴⁹⁾

Im „Spiel auf der Tenne“ sind eine Unzahl an Motiven verarbeitet: Ein Bauer verschuldet den Untergang des Hofes durch Sauferei, das „Hinaufheiraten des armen Partners“, Bauer-Knecht, Bauer-Magd, Liederlichkeit der Dienstboten, der Fremde im Gegensatz zur Gemeinschaft, die Stadt als Gegner des Bauerntums, Händler und Künstler aus der Stadt, Eingeborene, die in die Stadt gehen, und von dort zurückkehren: Bauernsoldaten und -studenten, Frömmerei und Ungläubigkeit, Geldgier, Geiz, Spiel- und Trunksucht, usw.. Ausgespart hat Matscher die Naturbeschreibung, die in der Bauernliteratur so große Bedeutung hat. So ist etwa die Sonne nichts Herrliches und Romantisches, sondern sie „schien mit ihren goldenen Pfeilen“ (S. 230) auf das Haupt des Chrysostomus. Die anthropomorphe Natur ist nicht vorhanden.

Hans Matscher, ein Arzt in Meran (1878 – 1967), hat sicherlich das „Pradler Bauerntheater“ zum Vorbild genommen, in dem zur Belustigung aller das Köpfen beliebig wiederholt werden kann. Auch die Bezeichnung „Rößlmair“ scheint vom Vorbild „Rößl in der Au“⁵⁰⁾ nicht allzu weit entfernt. Auch dieses Gasthaus ließ kurzerhand, der Überlieferung nach, das Bauerntheater schließen:

Das mühsche Töchterlein der Rößlwirtin hatte am Theater oder wohl an den Spielen allzugroßes Gefallen gefunden, so daß die besorgte Mutter trotz des guten Geschäfts, das ihr das Bauerntheater und sein durstiges Publikum eintrug, die Theaterleute kurzerhand auf die staubige Straße setzte.⁵¹⁾

Diese Episode mag als Kern für Hans Matschers Roman angesehen werde, um den herum er ein beträchtliches Maß an Motiven rankte. Dennoch hebt sich dieser Bauernroman trotz

der Einlagen, die man mit dem Wort „Kitsch“ am besten umschreibt (etwa das Pflücken von „Rauten“ unter Lebensgefahr für die Liebste), deutlich von den verkrampten tiefschürfenden Blut- und Boden-Romanen ab. Dies zeigt sich auch darin, daß etwa der angesichts des Theaterstücks mit biblischem Inhalt zu erwartende Antisemitismus unterbleibt, obwohl er zu diesem Zeitpunkt (1936) sich angeboten hätte. Daß dies ein Südtiroler Bauernroman ist, zeigt nicht nur die Wahl des Ortes St. Waltraut, sondern auch die Sprache, in der gesprochen wird. Der Leser von damals wird mit Genuß vermerkt haben, daß in dieses Dorf weder gleichsprachige Fremde einzudringen vermögen, geschweige denn die fremdsprachigen Italiener. Darin mag auch die Vorfänglichkeit dieses Romans liegen.

Luis Trenker: Leuchtendes Land (1937)⁵⁹ unter Mitarbeit von Karl Springenschmid

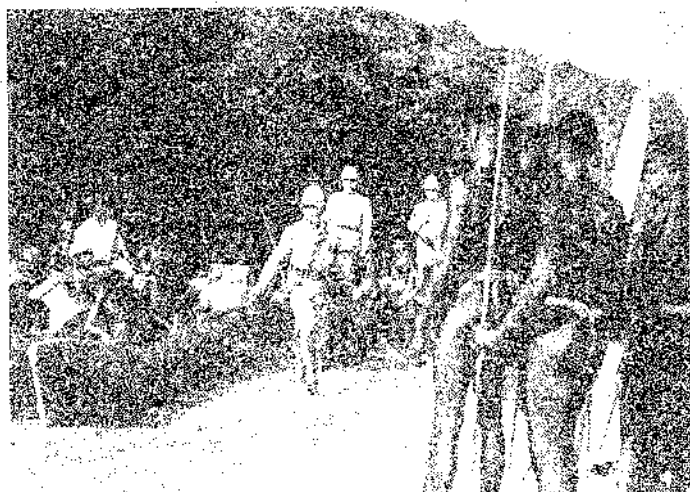
Wiedergewinnung der Kolonisation des Ostens?

„Leuchtendes Land“ gehört zur großen Zahl von Kolonialromanen, die in den dreißiger Jahren lauthals die Rückeroberung der deutschen Kolonien forderten.⁵⁹ Das eigenartige an diesem Roman ist nicht nur das Autorengespann Trenker/Springenschmid⁶⁰, sondern auch, daß ein Südtiroler Bauernsohn zu den Vorkämpfern des Kolonialgedankens stilisiert wird. Wurde doch immer bisher argumentiert, daß Südtirol nur durch konsequente Bebauung des Bodens durch deutsche Bauern deutsch bleiben kann. Nun wird der Held Thomas Hoffingott neben seinen Fähigkeiten als Jäger und Bauer zum zuverlässigen deutschen Kolonisator und ideenreichen Bebauer afrikanischen Bodens. Die Ausarbeitung dieser Fabel ist offenbar so treffend gelungen, daß Franz von Epp, Leiter des Kolonialpolitischen Amtes der NSDAP⁶¹ 1934 das Vorwort dazu schrieb:

*Das Schicksal eines Tiroler Bauernsohnes als Farmer in Deutsch-Ostafrika wird zum künstlerischen Denkmal all der deutschen Kolonialpioniere, die Weltkrieg und Diktat von Versailles um Leben und Besitz gebracht hat. Die Gestalt des Thomas Hoffingott ist Sinnbild für die Größe der deutschen Leistungen in den Kolonien. Musterhaft geschildert sind sein harter Aufstieg als Pflanzer, sein kampfbereiter Einsatz im Weltkrieg, seine unverzagte Haltung in der Zeit des Niederganges und sein ungebrochener Glaube an die Wiedergewinnung des geraubten deutschen Lebensraumes. Das Buch eröffnet den Blick in die Weite kolonialer Welt, es wird helfen, das Verständnis für die Bedeutung von Kolonien im deutschen Volk zu verstärken. Es sollte weiteste Verbreitung finden!*⁶²

Franz von Epp hatte zu diesem Zeitpunkt (1937) allen Grund um seine von ihm vertretene Richtung, der Wiedergewinnung

Kolonialpropaganda gehört in das alte Konzept vom Kampf um die Weltherrschaft. Deutsche Kolonialherren wie Carl Peters kommen selbstverständlich zu Recht, da als uneigenützige Helfer, ins Land



ehemaliger deutscher Kolonien, zu werben, da man in der NSDAP in dieser Frage geteilter Meinung war. Es gab nämlich 1935/36 eine erbitterte Kontroverse zwischen dem Reichskolonialbund, dessen Leiter Epp war und dem Reichsbauernführer Walther Darré⁶³, dem Leiter des Reichsnährstands, Verfechter der Ostraumpolitik.

„Gegen die ‚Wilhelminischen Imperialisten‘ wandte Darré und seine Anhänger polemisch ein, ihre Pläne führten zu ‚Verkafferung‘ der Auswanderer, und früher oder später gehe überdies der ‚Pflanzling‘ seine eigenen politischen Wege (Kanada, Australien).“⁶⁴

Darré setzte auf die „Kolonisation“ im Osten, die nach der Eroberung der Gebiete und Entseignung dort lebenden Bevölkerung nötig sein werde. Man dachte dabei später sicher auch an die Versetzung des „hochwertigen Grenzmaterials“ aus Südtirol, dessen Bewohner nach der Aussiedlung zum idealen Siedler taugen sollten.

Thomas Hoffingott, ein Tirolischer Cornelius Frieboht?

Trenker und Springenschmid versuchten die Einigung schon 1937 nachzuweisen. Es ist nahezu unglücklich, was der arme Thomas an Taten und Erkenntnissen durchleben muß, um ja den Nachweis eines „ganzen“ Deutschen und „ganzen“ Mannes zu erbringen. Am Hof wäre er der beste, aber das Gesetz der Primogenitur versagt ihm die Übernahme des Hofes. In Essen, einer roten Hochburg, muß er entlassen werden, obwohl er der tüchtigste Arbeiter wäre, bloß weil er sich weigert, der „Organisation“ beizutreten. Da hilft ihm eigenartigerweise ein deutscher Großindustrieller, Senator Pier aus Hamburg, aus der Enge, er verschafft ihm die Möglichkeit, nach Afrika zu reisen, um dort zu arbeiten. Hoffingott besitzt in kürzester Zeit den schönsten Hof weit und breit, so einen wie zu Hause, denn er sät dort in entsprechender Höhe „deutsches Korn“. Der Hof gedeiht so gut, daß er bereits den Hackl und den Rottenpuscher nachkommen läßt, um eine Mikro-Tirolerkolonie zu schaffen. Den Sechstausender Kilimandscharo besteigen die Tiroler und hissen natürlich eine Deutsche Fahne. Dann lernt auch er (die Parallelität zu den Stationen Friebohts aus Hans Grimms „Volk ohne Raum“ sind verblüffend⁶⁵) den „Hauptfeind Deutschlands kennen, den englischen Imperialismus“⁶⁶. Obwohl Afrikas Deutsche im Ersten Weltkrieg unter Lettow-Vorbeck „im Felde unbesiegt blieben, müssen sie Afrika verlassen. Dann stellt unser Held zu seiner Verbitterung fest, daß „der gefesselte Riese Deutschland“ (S. 316) in Ketten liege, tief gesunken sei auch die Moral. Denn als sie durch die Stadt Hamburg marschieren, werden sie von den eigenen Leuten bespuckt und nach einer Rauferei vor ein Sondergericht gestellt. Wäre nicht der allerdings „rote“ Adam Hoffingott Richter gewesen, sie hätten die Gefängnismauern nicht mehr lebend verlassen. Adam Hoffin, wie man ihn nennt, erschießt sich nach dem Freispruch an seinem Bruder aus Schmach darüber, daß er Blut und Deutschland verraten hat. Aber Hoffingott glaubt an Deutschland. Er sucht nach seinem Sohn Christoh, der eine Schiffskatastrophe überlebt hat. Die liebe Frau Lena allerdings hat Thomas verloren. Nur eine Sehnsucht erfaßt ihn, nachdem sich Vater und Sohn gefunden haben, wieder nach Afrika zurückzukehren. Dies ist erst möglich, nachdem in Deutschland der „Trommler“ an die Macht gekommen ist.

„Der dumpfe Schlaf, die Ohnmacht jenes Niederschlags von Versailles war einer klaren Erkenntnis gewichen, das Licht leuchtete wieder, ein Trommler war gekommen und hatte seinen Weckruf durch das Land getragen, Glaube und Mut waren auf einmal wieder da, wo es nur Not und Bruderzwist gegeben hatte ...“ (S. 316)

Unter diesen Umständen kann nur der „ewige Streiter, Seefahrer, Bauer, Weltfahrer und Soldat“ (S. 317) mit seinem Sohn, in dessen Herz „das Feuer und der Mut der neuen deutschen Jugend“ (S. 319) brannte, in die Kolonie zurück. Heimweh brauchten sie nicht zu haben und nicht Abschied nehmen von Deutschland, denn Deutschland war dort, wo sie waren, denn Deutschland war in ihrem Herzen und blieb immer bei ihnen.“ (S. 319)

Der kommunistischen wird die völkische Vision des ‚wahren‘, des ‚nationalen‘ Sozialismus entgegengesetzt

Breiten Raum erhält die Auseinandersetzung mit der Stadt und ihren negativen Begleiterscheinungen. Thomas fährt nach Essen, um dort dem Bruder Adam das Erbeil auszuzahlen. Aber nicht einem Tiroler begegnet er dort, sondern einem von den Umständen verdorbenen, die Herkunft verleugnenden Stadtmenschen. Er sieht auch dementsprechend aus:

„ein Mann, etwas kleiner als er, eine Schirmmütze in die Stirn gezogen, kaum daß man das Gesicht sehen konnte, ein blaßes Gesicht mit tiefliegenden Augen und hohlen Wangen.“ (S. 55)

Adam ist gierig auf den Erbeil und denkt nur ans Geld. Thomas muß mit ansehen, wie sich Adam in dieser Stadt wohlfühlt, alle Straßenlagerer zu kennen scheint. Adam ist ein Gewerkschaftsfunktionär, wohnt aber in einem „engen, düsternen Raum“:

„vier beinahe kahle Wände, ein Tisch, ein altes, verweitztes Plüschsofa, ein Stuhl, hinten das Bett. Ein einfaches Holzbrett war an der Wand befestigt, darauf lagen einige Bücher, und darüber war das Bild eines Mannes, aus irgendeiner Zeitung geschnitten, an die Wand geklebt.“

„Wer ist das?“ fragte Thomas ...

„Der! Das ist August Hebel!“ (S. 57)

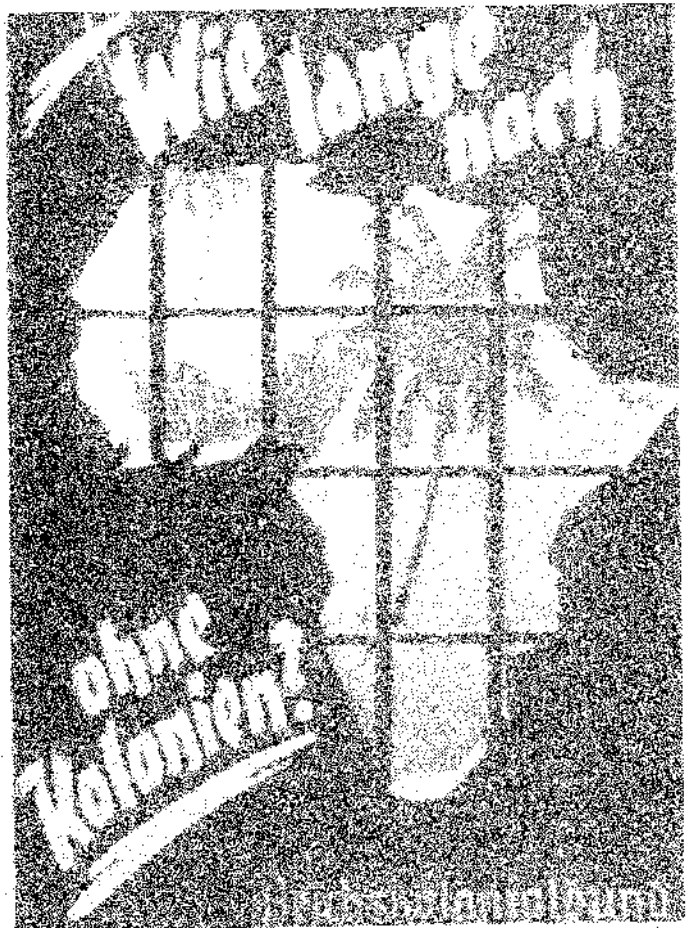
Adam will in dieser Stadt leben, obwohl er nichts zu essen hat, er will das Elend beseitigen helfen mit einem Mann, dessen Bild er an die Wand hängt:

„Aber der da, der haut uns heraus, der Mensch, der, der versteht es. Ich hab' ihn gehört. Wie er spricht, Thomas. Der weiß, was Elend ist, wie es dem Volk geht, das sich nicht sattfressen kann!“ In seinen Augen war ein ganz anderer Blick, den hatte Thomas nie gesehen.“ (S. 59)

An Adam bekommt Thomas einen Begriff, was Sozialismus ist. Alle Klischees werden aufgeboten, um die Stadt und die Organisationsformen zu diskreditieren, so, daß es dem Leser aufgehen muß, auf welchen Mann man setzen muß. Im Lokal prant Adam mit dem Geld, das er schließlich dem „Kampffonds“ überantwortet. „Ich will nichts haben. Ich will nichts besitzen ... Ich will ein Proletarier sein. Es lebe ... es lebe das internationale Proletariat!“ (S. 65), grölt er. „Der Mann mit der Narbe ... der Erste“ (S. 65) nimmt seelenruhig das Geld an sich, Thomas versteht das alles nicht, er ahnt nur, „daß über allen diesen Menschen da, die zu kämpfen glaubten, ... irgendein dumpfes Verhängnis lag.“ (S. 66). Dem können die Autoren Trenker/Springenschmid entgegenhalten: die Ordnung der Natur, des Staates und des Lebens. Thomas kann mit den „Organisieren“ nichts anfangen, er sucht sich ein anderes Zimmer, weg vom Proletariat. „Bei einer Bergarbeiterwitwe fand er ein kleines, sauberes Zimmer mit dem Blick auf die Dächer. Dann ging er, eine Arbeit zu suchen.“ (S. 69) Zwar gelingt es Thomas, Arbeit zu finden, aber die Stadt ist zu dicht besiedelt, die Landschaft ist besetzt:

„Es (das Land) war nicht zu sehen, es lag alles endlos und eben, und überall standen die Schloten auf, Fabriken, Hochöfen, Schlachtenanlagen. Eine Wiese oder ein richtiger Acker war nirgends zu entdecken. Alles ist halt nicht beisammen, sagte sich Thomas, große Städte stehen eben nicht in den Bergen! ... Immer lag Rauch oder Dunst in der Luft, so daß man schier glauben konnte, es wäre das alles nicht wirklich hier, und hinter den grauen Schleieren läge rein und unverstellt die wirkliche Welt.“ (S. 71)

Wollte Thomas nicht so enden wie sein „Kainsbruder“ Adam, dann mußte er aus der Stadt. Gezeigt wird hier eine Stadt, dichtbevölkert, von Gewerkschaften und Organisationen verunsichert, wo nur die dunklen Gestalten sich behemtet fühlen. Das Volk hat zu wenig Raum. Wie muß da erst das weite Land Afrika wirken! Springenschmid/Trenker schweigen die Existenz der linksgerichteten Utopie nicht tot, wie es meistens der Bauernroman tut⁽⁶⁾, hier wird die Konfrontation gesucht. Beide Autoren wollen damit den Marxismus widerlegen und ihm das neue völkische Modell entgegenstellen. Sie halten nicht stand, denn sie müssen Thomas wieder in seine Berge schicken, in denen er sich wieder dahinfühlen kann. Da kommt es auch



Plakative Kolonial-Propaganda der Nazis

vor, daß Springenschmid zwei Holzknechte an einer Baumsäge ziehen läßt, eine Geschichte die ohne größere Abwandlung aus einer anderen Veröffentlichung in den Text genommen wurde.⁽⁶⁾

Der Bauer als Siedler

Mit diesem Roman wollen beide Autoren zeigen, daß der Deutsche sehr wohl auch kolonisatorische Fähigkeiten besitzt. Afrika scheint ein Land ohne Menschen zu sein. Da man sich ohnehin biologisch überlegen glaubt, holt man sich auch das Recht heraus, dieses Niemandsland zu kolonisieren. Es ist dies eine Haltung, die in der gesamten westeuropäischen Kolonialliteratur vorherrschend ist, eine Ideologie „von der rassistischen und kulturellen Überlegenheit des ‚weißen Mannes‘“⁽⁶⁾. Voll Bewunderung staunen die Arbeiter am Pilatushof, Schwarze, was der „Bana Tilola“ (S. 120) alles zu leisten imstande ist. Wie Thomas den Einwohnern die Identität nimmt, zeigt folgende Szene: Der zehnjährige Muini wird Thomas als Boy zugeteilt. Dessen „schmutziger Lendenschurz“ wird mit einer Lederhose vertauscht.

„Er hatte richtig einen zweiten Menschen angezogen, und all dieses Neue, Großartige floß für ihn in dem einen Begriff zusammen: Bana tilola, sein Herr, für den er atmete und lebte. Nicht Muini, hatte Thomas am ersten Tag zu ihm gesagt. Muini heißen bei uns die Katzen. Jokele heißt du!“ (S. 122)

Das ist also der Wunschtraum des Weißen: Herr zu werden über Leben und Atem der Ureinwohner.

Dieser Roman unterscheidet sich kaum von den anderen Siedlerromanen. Gezeigt wird die „Besiedlung des öden Landes, (der) Aufbau einer Farm, Bedrohung der Arbeit durch Aufständische“ und schließlic die Vertreibung durch die Niederlage im Ersten Weltkrieg.

Es sind deutsche Siedler rund um den Kilimatscharo, Thomas macht sich selbständig und gründet das Anwesen „Neupilatur“ etwas höher als die Hüblerfarm. Gerade so hoch, daß man das Korn, das er sich aus der Heimar bestellt hat, anbauen kann. Der Bruder Joos schickt ihm Saatgut:

„Weizen vom Pilaushof: Streichelnd ließ Thomas die Hand über gelbbraune Fülle gleiten, ließ wie liebkosend die prallen, harten, wohlausgerösteten Körner durch die Finger rinnen, und wie ein Goldgräber, der eine glückliche Ausbeute zeigt, hielt er seiner jungen Frau auf der flachen Hand eine Probe des Saatgutes hin, und tief fühlte Lena in diesem Augenblick, ohne es in Worte fassen zu können, was für ein inniger Zusammenhang bestand zwischen diesem Getreide und der Liebe dieses Mannes.“ (S. 184)

Diese Stelle verweist deutlich auf den bereits besprochenen Roman „Saat in der Nacht“, unschwer erkennt man darin die Feder des auf Saatgut spezialisierten und mit der Biologie vertrauten Karl Springenschmid. Ja, der Samen wird wieder aufgehen, das Korn ist deutsch: „Durch den Mann und durch das Korn wurde aus dem afrikanischen Boden ein deutscher Acker.“ (S. 184) Aber der deutsche Bauer ist alles in einem, wie schon so oft betont wurde, was an Männlichem gerade anfällt. So beschließen die drei Tiroler, den „Kibö“ zu besteigen, um dort eine deutsche Fahne zu hissen. Es kommt schließlich zu einer wohl einmaligen Szene auf dem Sechstausender, auf dem plötzlich „eine feierliche, eindringliche Stille (eintrat), die nur vom Flattern des Fahmentuches und vom Brausen des Windes unterbrochen wurde.“ (S. 221) Ohne Fahnenweihe und Gelöbnis geht es im nationalsozialistischen Siedlerroman nicht. So verspricht der Thomas:

„Männer ... wir sind da heroben jetzt die höchsten Deutschen auf der Welt. Wir wollen dem Berg, auf dem wir stehen, die Treue halten unser Leben lang, und der Berg wird und muß sie uns halten. Dös wollen wir versprechen für alle Deutschen in der Welt drüben und herüben.“

Dann ziehen sie in den Krieg und bleiben unbesiegt, genauso wie die Gruppe um Falck in „Saat in der Nacht“. Die Welt kann nicht groß genug sein, als daß nicht Trenker und Springenschmid irgendein deutsches Schicksal entdecken könnten, an dem auch Südtiroler beteiligt wären.

Joseph Georg Oberkofler: Der Bannwald (1939)⁶⁴

Der Inhalt

Die Sippe der Genner am Vorin hatte schon ihre lange Ahnenreihe, als sich Gall, der Sohn des Matthäus Genner, entschloß, nach Vorin zu ziehen. Gall handelte mit dem Urban auf Vorin die Ehe der Kinder Peter und Elisabeth aus, und so war Peter der Genner, der erste Genner auf Vorin. Das war zur Zeit der Bauernkriege. Die historische Zeit ist aber nicht von Bedeutung, sondern das Beständige, die Sippe, der Hof, den Gesetzen der Natur muß sich der Einzelne unterordnen, und wer dieses Gesetz mißachtet wird ausgestoßen oder kommt darin um. Und so mußte das Geschlecht der Genner nun darauf achten, den Bannwald als Schutzwald zu pflegen und darauf zu achten, daß nicht geschlägert würde. Neun Geschlechter⁶⁵ später ereignet sich die Handlung. „Vergeßt mir den Bannwald nicht, ihr alle!“ ruft den Söhnen der alte Vater zu. Peter war es nicht gelungen, den Bannwald zu erwerben, er sicherte sich aber das Vorkaufsrecht. Die Gemeinde wollte aber darangehen, ihn zu schlägern und Holz zu verkaufen. Der Genner aber hat bereits erfolgreiche Verkaufsverträge mit Anrainern gemacht, die Händler (Köbl und Grant) jedoch setzen auch alles daran, die wankelmütigen Nachbarn für sich zu gewinnen. Wolfgang, der Sohn des alten Genner und Hoferbe, beginnt eine Liebschaft mit Sabina, der Tochter des Gemeindevorstehers Plank zu Aucht. Sie erwarten ein Kind, ohne aber zu heiraten. Wolfgang, der vorerst noch nicht weiß, daß Sabina ein Kind erwartet, erkennt, daß seine Liebe zu Sabina nicht groß genug sei, zu heiraten. Als Sabina ihm aber ihre Schwangerschaft preisgibt, ersucht Wolfgang sie, auf die endgültige Antwort zu warten. Da aber schaltet sich schon Plank ein, der auf Umwegen schon gehört hatte, daß zwischen Wolfgang und Sabina etwas laufe. Es stellt sich nun heraus, daß Wolfgang zögert und schließlich

die Heirat ausschlägt. Plank gibt nun als Rächer der Ehre Sabinas den Bannwald zur Schlägerung frei. Wolfgang, der Schuldige, ist aber nicht ein solcher, der ohne Gewissen wäre. Er ist ein Genner, ein Glied in der Kette des noblen Bauerngeschlechts. Wolfgang sucht dieses Unrecht wiedergutzumachen: Seine Beziehung zu Sabina war das Ausschlaggebende in den Verhandlungen um den Erwerb des Bannwaldes, er kann sich also nur mehr durch ein außergewöhnliches Opfer wieder um diese Sache verdient machen: Sobald die Händler zu schlägern beginnen, verhindert er es dadurch, daß er sich unter die erste stürzende Lärche stürzt und dabei stirbt. Der Sohn Sabinas wird später dann auf dem Hof als Erbe eingesetzt und er wird das Geschlecht weitervertreten.

Oberkofler ist mit den drei Romanen „Das Stierhorn“, „Bannwald“, „Flachsbraut“ zu einem bedeutenden Repräsentanten der nazistischen Bauernromane⁶⁶ geworden. Im „Hauspruch“, dem ersten Gedicht der Sammlung⁶⁷, die dreigeteilt ist in „Sippe“, „Hof“ und „Land“, spricht Oberkofler von „Schelmen“:

„Ein Schelm ist, wer die Sippe schmäht,
Denn er zerstört, was Gott gesät.“

Ein Schelm ist, wer den Ahn vergißt,
Kein Bauer für sich selber ist.“

Ein Schelm ist, wer Gold sucht anstatt Brot,
Denn unser Reichthum ist die Not.“

Ein Schelm ist, wer das Land verrät,
Darin er stirbt und aufersteht.“

Ein Schelm ist, wer an Gott nicht glaubt,
Weil er dem Hof den Aem raubt.“ (S. 1)

In diesen Zeiten zeigt sich die Auffassung von einem bestimmten Ordo, der gefährdet ist vom Schem. Dabei sind die Autoritäten so absolut gesetzt, daß sie unumstößlich scheinen. Die Tugenden der Armut, der Reinhaltung der Rasse und der Landesverteidigung sind die Voraussetzungen, daß diese Gesetzmäßigkeit möglich ist. Feinden dieses Ordo-Denkens wird der Kampf angesagt, dafür bürgen Gott, die Sippe, das Brot, das Land, der Hof. Die Positivität impliziert Gewalt. Denn die axiomatisch gesetzten Autoritäten sind eben keine Garantien für Ordnung. Durch diese Absolutsetzung sind auch schon die Verachtungswerten ausgemacht: Derjenige, der sich gegen Gott, gegen das Land, gegen die Sippe auflehnt, zerstört die Ordnung, löst die Idylle auf, er ist der Verbrecher. In diesen spruchhaften Strophen gibt uns Oberkofler bereits eine Andeutung, wozu es ihm in seinem Werk geht. Dabei sei aber auf die Vorbilder verwiesen, auch auf den allgemeinen literarischen Kontext, in dem Oberkofler zu dieser Zeit stand. Oberkofler fügt sich schön in die Reihe konformistischer Mitläufer – als Einzelgänger, und alle waren sie es in irgend einer Weise. Die von ihnen so gepriesene Gesamtheit wollen sie dann aber leugnen.⁶⁸

Die Gefährdung des Bannwalds durch Händler und von innen her: unkontrollierte Sexualität, bzw. Hofübergabe

Hof und Umgebung sind im Roman vorgegeben. Der Bannwald gehört dazu, nicht so sehr als Beschützer, sondern vor allem sollte er endgültig in den Besitz des Gennerggeschlechts übergehen, das eine natürliche Nutzung, nicht rücksichtslose Schlägerung, garantiert. Die Gesetze des Hofes sind ewig und beständig, wie Gott. „Gott und Vorin bleibt“⁶⁹, diese immer wiederkehrende Beschwörungsformel setzt eine Analogie, die unantastbar scheint. Durch zwei Faktoren kann diese Ordnung – nach Oberkofler – gefährdet sein: durch gebeugtes Recht, das den Händlern die Erlaubnis zuteilt, schlägern zu dürfen und durch nichtkontrollierte Sexualität. Wolfgang macht mit Sabina etwas, was den Hof durch die starren Besitzübergabegesetze gefährdet: Er zeugt nicht nur einen „wilden“ Sohn, sondern löst große Konflikte um den wirtschaftlichen Bestand aus. „Schwächling! Dem Genner graute vor dem eigenen Blute.“ (S. 158) Nicht viele Kinderkriege ist das Problem (Wolfgang's Brüder konnten

sich alle schön in männerlose Bauernhöfe einheiraten), sondern die erschlichene Sexualität. „Das Bluterbe der Sippe wollte der Gennner wahren, wie er es vor geringer Zeit seinen Söhnen darlegte. Nun war Wolfgang, der Erbe in die Irre gegangen.“ (S. 201) Ein klassischer Fall eines Ödipuskonfliktes. Der Verstoß gegen die Moral wird dann vom Gemeindevorsteher Plank, dem Vater Sabinas, zum ausschlaggebenden Motiv, gegen den Gennner zu stimmen und den Bannwald anderen zu überlassen. Wolfgang, der Schuldige, kann sich mit den herausgeforderten Gewalten nur durch Auslöschen seiner physischen Existenz wieder versöhnen. Auch Sabina als makellose Frau durfte sich diesen Fehltritt nicht leisten. Bezeichnend die Stellen im Buch, in denen die Wahrheit, die der Plank zuerst als Lüge bezeichnete, ans Licht gebracht wird.

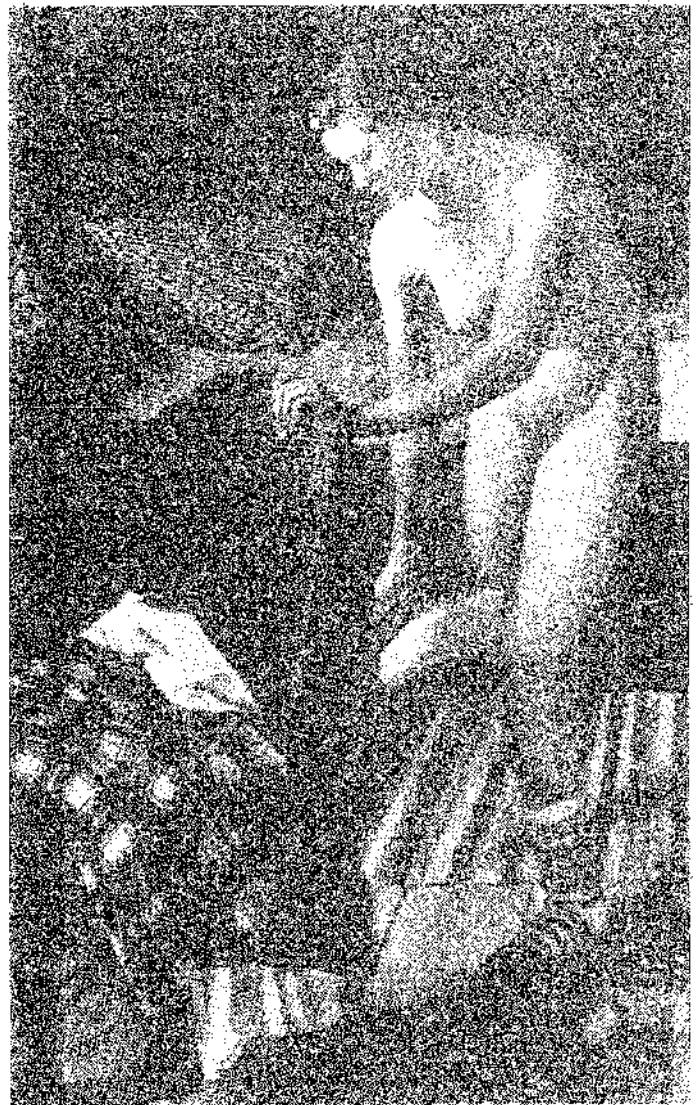
„Eine Lüge ist Wahrheit geworden. Der Plank dachte an den Kölbl. Das Licht auf dem Dangelstein ist nicht umsonst verlöscht, und ich war richtig am Platze in der alten Dachkammer ... Das haben wir nicht verdient. So schlimm lebten wir nie, und so gleichgültig haben wir unsere Kindern nicht erzogen. Ich habe als Bauer zu Auchia meine Pflicht getan, und als Anwalt war ich stets bemüht, das Rechte zu treffen.“ (S. 147)

Sabina hat damit ihre Kostbarkeit weggeschmissen und in der Patriarchalität ist sie weniger wert als der „Täter“ Wolfgang. Sabina ist gerade dabei die Koffer zu packen, als sie dem Vater die Wahrheit eröffnen will. Der Vater sieht aber die Möglichkeit sich zu rächen, indem er den Bannwald freigibt.

Es ist höchst merkwürdig, wie austauschbar die beiden Motive Liebe und Wald sind, wie sie als Pfand- und Handelsstücke verwendet werden. Sabina erhebt aber nicht das Los einer ledigen Mutter, die den Hof verlassen mußte, sondern sie bleibt in gewisser Weise rein mit dem bißchen Schuld halt, dem Kind, und gerade dieses Kind wird ja dann später als Hoferbe eingesetzt werden, Sabina ist insofern also „produktiv“ geliebt. Sexualität außerhalb der von Sippe und Religion festgesetzten Normen gilt als unproduktive Sexualität. Dabei wird dieses Kind auch abgelehnt. Wer die dörfliche Situation kennt, der findet immer wieder das Schicksal der „ledigen“ Mutter in grausamer Weise wiederholt. Das Kind schafft es nicht sich rechtens zu machen, es bekommt den Status des Außenseiters von vorneherein eingepflegt. Literarische Zeugnisse, in denen dieses Außenseitertum gestaltet wird, ist müßig anzuführen (von Goethes Faust bis Innerhofers ‚Schöne Tage‘ begegnen wir diesem Motiv). Oberkofler überhöht aber diese Faktizität zum Kampf der Sippe, er individualisiert dieses Problem insofern, als er der Ausweglosigkeit dörflicher Existenz „Sinn“ gibt. Das vom Dorf abgelehnte Verhalten privatisiert er und dreht es zu einer positiven Wende, jedoch nur durch außergewöhnliches Opfer. Oberkoflers Interesse berührt nicht das Jetzt und Gegenwärtige, sein Blick schweift über Jahrhunderte⁷⁰⁾, da ist das bißchen Blut, das für Hof und Sippe und Gott fließt, nichts dagegen. Diese Konkrettheit scheint er zu verabscheuen. Die Sprache im Bannwald ist auch niemals Dialekt, sondern gestochenes Hochdeutsch, es verbietet das Ewige. In der Summe gesehen kommt Oberkofler dem Ideal des NS-schreibenden Schriftstellers am nächsten. Dabei aber ist das Dorf so gut wie nicht vorhanden. Es wird in Sippen unterteilt.

Die Deutung des Bannwaldes. Möglichkeiten.

Man kann den Bannwald als ein an den Hof Vorin angrenzendes Grundstück sehen, das für den Hof von elementarer Bedeutung ist: Schutz und Lebensspender. „Überleben“, dies scheint der Auftrag zu sein, der in diesem Roman dem Leser vermittelt werden sollte: Überleben, aber nicht ohne den Kampf. Der Kampf der Gennner gegen die Cennner. Der Kampf Wolfgangs um seine Ehre. Der Kampf Sabinas gemeinsam mit Plank um die sittliche Ehre im Dorf. Oberkofler erzählt ohne Bezug auf den Leser. Sein Ton ist biblisch.⁷¹⁾ Er erzählt so, als ginge es

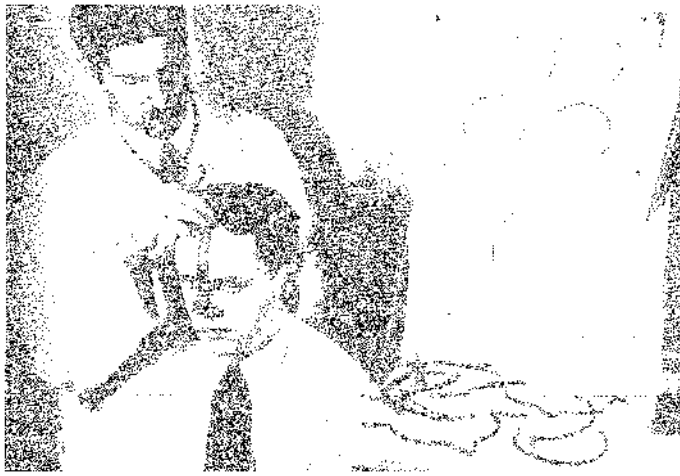


»Bauerliche Venus« von Hilz, bevölkerungspolitische Sinnlichkeit mit ländlicher Idylle vereinend. Leicht verständlich, doch schwer durchschaubar, verdirbt die NS-Kunst den Geschmack des Volkes

nur um seine Figuren. Er schreibt imperfektisch, apodiktisch. Dadurch werden dem Leser keinerlei Möglichkeiten zu Überprüfung gegeben. Der Leser wird daran gehindert, jene Rolle zu entdecken, die er ständig von den sozialen Normen zugewiesen erhält, um dadurch in ein kritisches Verhältnis zu den gesellschaftlichen Zwängen zu gelangen. Oberkofler aber erreicht durch die Ausschaltung dieser Funktion des Lesers eine autoritäre Ablehnung der sozialen und realen Spannungen, denen sich die Bauern durch die permanenten Schwankungen der Marktlage ausgesetzt sahen. Beispielhaft werden Feinde des Bauertums, des gesunden Bauertums, vorgeführt, die es zu bekämpfen gilt, die ja bedrohlich sind für die höhere und gottgewollte Ordnung des Hofes. Wie aber in diesem Kosmos, in diese Gesetzmäßigkeit eingreifen, wenn die Figuren selbst hoffnungslos den großen nicht hinterfragten Idealen (Sippe, Gerechtigkeit, Kraft, Mann, Weib, Gott) ausgesetzt sind? Die Möglichkeit ist durch die Kraft des So-Seins, der festgelegten Moral, zerstört, sie wird „Gewißheit“, letztlich Ausweglosigkeit und vernichtet sogar jeden Versuch, der immanent stattfindet. Folglich ist der Leser entmachteter, genauso wie der Soldat in Diktaturen und wie der Bürger entmachteter ist, und ihm ist – zumal im Kontext des Dritten Reiches – es nicht möglich, diese Gesetzmäßigkeit in Frage zu stellen. Dies zeigt sich vor allem in den Kritiken und Rezensionen⁷²⁾ der Romane, die durchwegs

Mädels! Eure Kleidung
vom arischen Kleiderhaus

Hilz
LITZ
Schwarz



Im Berliner Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie werden in ganzen Serien Schädel mit Bleiband nachgeformt, um Unterlagen für die Unterscheidung der »Arier« von »Nichtariern« zu schaffen.



Befehlshaber des Arbeitsdienstes ist Reichsarbeitsführer Hierl. Ihm unterstehen 1939 dreihundertsechzigtausend Mann in militärischer Disziplin. Heirat z. B. bedarf der Genehmigung durch Vorgesetzte.

positiv waren, da sie, so schien es, das Programm des NS voll erfüllt haben.

Die Kunst ist eine erhabene und zum Fanatismus verpflichtende Mission. Wer von der Vorsehung ausersehen ist, die Seele eines Volkes der Mitwelt zu enthüllen, sie in Tönen klagen oder in Steinen sprechen zu lassen, der leidet unter der Gewalt des allmächtigen, ihn beherrschenden Zwanges, der wird seine Sprache reden, auch wenn die Mitwelt ihn nicht versteht oder verstehen will, wird lieber jede Not auf sich nehmen, als auch nur einmal dem Stern untreu werden, der ihn innerlich leitet

Der Leser hat nichts mehr zu entdecken, zu sichern, er ist kaltgestellt von der autoritären Art, von der Klotzigkeit des „Dichters“. Die Ausschaltung des Lesers bringt er aber nicht mit sich, daß ihm eine ungleich schwierigere Rolle zugewiesen würde, die das Verhältnis von Autor und Leser hinterfragen müßte, sondern die Identität von Aussage – Zuweisung – Aufnahme schafft eine Art Unantastbarkeit. Das Ziel, nämlich das Opfer Wolfgangs für den Bannwald, wird schlechthin zum Inhalt. Oberkoffers Figuren umkreisen das Opfer so unantastbar, daß in dieser Aktivität alle Gedanken verschwinden; das Opfer könne nur als Wunsch, als die große Ausrede oder gar als Überdruß verstanden werden. Die Varianten, in denen das Opfer durchgespielt wird, sind einfach zahlreich, so daß die Realität immer weiter entrückt.

Das „Reden von den letzten Dingen“ als Fluchtversuch vor der konkreten Wirklichkeit.

Als treuer Exeget des Werkes Oberkoffers mag der Innsbrucker Dissertant Leopold Haindl⁷⁴⁾ gelten. Dabei unterstellt er dem „Dichter“ alles erdenklich Positive und stellt sich niemals die Frage von Ideologemen, gefährlichen zumal, die Oberkoffer in die Nähe der völkisch-nazistischen Literatur rücken. Es ist ein großer Fehler, die Zusammenspiele von Öffentlichkeit und Literatur nicht zur Kenntnis zu nehmen, doch davon später. Haindl meint also:

„Auch in diesem Werk, das wiederum von der ewigen gottgewollten Ordnung kündigt, erzählt der Dichter von den letzten Dingen, um deren Deutung menschlicher Geist sich vergebens bemüht.“⁷⁵⁾

Dabei ist Oberkoffers Roman aber kein religiöser Roman, es ist ein Bauernroman. „Sebastian und Leidlieb“ müssen wir nach den Eigengesetzlichkeiten eines religiösen Romans beurteilen, es ist aber falsch, dies beim „Bannwald“ ebenfalls zu tun. Nicht „gottgewollt“ scheint hier die Welt des Bauern, sondern gewollt durch Sippe und Geschichte. Der Bauer vermag eine Autarkie zu erzeugen, und diese Schau Oberkoffers ist grausam, fleischlos und überhöht, unbestimmt und imperativisch. Der Tatsache, daß Oberkoffer der Volks-Preis 1939⁷⁶⁾ zuerkannt wurde, ist hohe Bedeutung zuzumessen. Hier ist auf die publizistische Wirksamkeit dieses Aktes, an dessen Höhepunkt die laudatio von Franz Koen, dem Lektor der „Bücherkunde“, steht, hinzuweisen. In dieser Vierdeutigkeit, in der Ordnung dargestellt wird, liegt Oberkoffers Wirkung, so daß ohne größere Schwierig-

keiten Bauernordnung und Gottesordnung sich abwechseln lassen. Oberkoffer will nicht wahrhaben, was auch für den Bauern längst vollzogen wurde: Auflösung der Monarchie, Weltkriegsgrauen und Abtretung Südtirols. Er suggeriert, daß bei der Ordnung der Dinge diese Realitäten zu umgehen wären. Südtirol mußte abgegeben werden, weil es gefordert wurde, und dies Fördern war eben die Folge der Ereignisse. Über den Verlust Südtirols hinweg tröstet er sich durch das Sittengesetz, das den Bauern einverleibt ist.

Im „Bannwald“ vermisst man „erhellende Wärme“ wie in der „Flachsbraut“ und im „Stierhorn“, meint Haindl, es gibt sie doch auch im „Bannwald“. Der Genner kann den toten Wolfgang heimholen, der Fortbestand des Hofes ist gesichert. „Erhellende Wärme“. In diesem Ideologem ist das völkische Programm konzentriert wiedergegeben. Das ist eine der möglichen Arten, Literatur unter dem Hackenkreuz für die Nachkriegszeit zu retten: Der Dichter wollte nur das Gute und Gerechte, er war religiös. Der konservative politische Katholizismus wollte die Allianz mit völkisch-nationalen Kräften! In den Begriffen Güte und Gerechtigkeit steckt ein ungeheures Potential von Aggressivität! Zumal die Gerechtigkeit des Großbauern, der ja dominant ist in den Werken Oberkoffers, kann es nur die ihm genehme Gerechtigkeit geben und Güte nur, wenn der Hof nicht infrage gestellt wird. Die Unterteilung von Bauer, Knecht, Weib zeigt auch schon die soziale Rangordnung an. Kölbl und Grant sind nicht nur die Käfer, die den Bannwald schlägern, sie möchten auch die Fundamente der Struktur untergraben. Sie werden im Roman die Repräsentanten des Bösen. Insofern gilt ihnen der Zorn und die Wut des Erzählers. So sehr sie Oberkoffer auch verzerrt, sie gehören doch alle zur Sippe der Systemstabilisierer.

Die Schuld Wolfgangs: ein Vergehen gegen das „Sippengesetz“

Warum läßt Wolfgang so große Schuld auf sich? Ist er etwa auch ein „Schwächling“, der in der „Sexualität“, im Genuß das Glück sucht und nicht die verantwortungsbewußte, den Hof rettende Reproduktion? Ja! Denn der Tod Wolfgangs will offenbar zeigen, daß Liebe, darauf hin die Beziehung geprüft wird, nicht gefragt sei. Nur eine „Ehe“ könnte die Schmach verringern, das zeigen der Plank, Sabinas Vater, und der Genner. Wolfgang will es – sittenwidrig – dem Vater zeigen. Das Opfer Wolfgangs, das Schuldopfer, bekommt Sinn, der im Sohn Wolfgangs verkörpert wird. Mit dem kleinen Genner ist etwas ans Licht gekommen, was zwar nicht in „Liebe“ sondern genußvoll, triebhaft, gezeugt wurde, aber nützlich ist und nicht verdächtig: Blut zu Blut!

„Durch diese Sühne wird er (sc. Wolfgang) nicht nur zum überragenden Helden in der langen Reihe der großen Genner, sondern er gewinnt auf diese Weise auch den Bannwald für seine Sippe.“⁷⁷⁾

Würde diese Aussage zutreffen, dann könnte dem gewagten Hinweis Zimmermanns⁷⁸⁾ Oberkoffer stelle die Eingliederung Österreichs (1938) symbolisch dar, nichts entgegengehalten:

werden. Oberkofler kann aber nicht linear auf politische Situationen interpretiert werden. Wenn schon, dann könnte man in den Käufern Kölbl und Grant Faschisten erkennen, die über die Gemeinde, wie schon erwähnt, diese „Tallwälder“ anzukaufen versuchten.⁷⁰⁾ Oberkofler glaubt an die Beständigkeit des Bauern, dem Garanten der (auch rassischen) Echtheit. Er muß ja nicht Kommentator politischer Vorgänge sein, es diskreditiert ihn ja schon, wenn er dem Denken (das im Übrigen sehr wirr ist) des Nationalsozialismus nichts entgegenzusetzen hat. Oberkofler geht es letztlich um die Darstellung des Kampfes zweier Arten, der haltlos im Leben treibenden wurzellosen Kräfte⁸⁰⁾ auf der einen und der „heimatgebundenen lebenserhaltenden Mächte des Volkes“⁸¹⁾ auf der anderen Seite. Durch diese Polaritäten zeigt er verkürztes und diskriminierendes, weil durch die Verhältnisse festgesetztes Denken. Und wenn Haundt eine solche Lehre aus dem „Bannwald“ zieht

„Leid und Trauer bleibt keinem Bewohner dieser Welt erspart. Es ist uns aber nicht gestattet, mit unseren persönlichen Anliegen, die vor der ruhig dahinströmenden Ordnung des Lebens nicht erscheinen, in den Gang der ewigen Gesetze einzugreifen.“⁸²⁾

so entbindet er Oberkofler wiederum seiner militanten Aussage und hebt ihn zurück in den Schoß der Unverbindlichkeiten. Strömt die Ordnung dahin? Meint er den Trieb des Menschen, der diesen Strom gefährdet? Kaum regt sich individuelles, muß es zugrunde gehen, das Gesetz muß aus jedem sprechen und einem höheren „Wir“ geopfert werden. Dies meint die Vernichtung des individuellen Bedürfnisses zugunsten der Volkheit. Bei Oberkofler ist es nicht das Soziale, sondern Höheres, Unbegründetes. Noch einmal sei festgehalten, daß damit das Ökonomische verdrängend ferngehalten wird, aber letztlich die Voraussetzung dieser Totalität ist. Nachprüfbar ist dies am Beispiel des Verhältnisses des Bauern zum Knecht. Die Probleme des Knechtsstandes löst er autark durch den Großbauern, der durch Einsicht und Mildtätigkeit, „Werke der Baraherzigkeit“, alles zum Positiven wendet. Die sexuellen Probleme, die im Knechtsstand aufscheinen, wenn eine Magd schwanger geht, werden weit souveräner gelöst als das Problem der Nachfolge im Bauernhaus. Auch wenn dies in hohem Maße zutrifft, dann macht sich Oberkofler zum Apologeten dieser Struktur, anstatt die Nachteile aufzuzeigen, die diesem Hofgesetz anhaften. Im Dorf kommt der Kirche die Rolle des ethischen Kontrollors zu. Oberkofler geht aber darüber hinweg, ungeht die Macht der Kirche, indem er dieses Ordendenken bereits im Bauern anlegt, es bedarf nicht mehr der Ratschläge des Pfarrers.

„Diesem kunstpolitischen Interesse dient die ‚monumentale Gestaltung‘. Und zwar tut sie das auf doppelte Art. Erstens schmeichelt sie der bestehenden wirtschaftlichen Ordnung, indem sie sie ihren ‚Ewigkeitszügen‘ nach, das heißt als unüberwindlich darstellt. Das Dritte Reich rechnet nach Jahrtausenden ... Vor dem Blick der faschistischen Herrn, der, wie wir sahen, über Jahrtausende schweift, ist der Unterschied der Sklaven, die aus Blöcken die Pyramiden errichtet haben, und der Massen von Proletariern, die auf den Plätzen und Übungsfeldern vor dem Führer selbst Blöcke bilden, ein verschwindender.“⁸³⁾

Durch diesen „Jahrtausendblick“ oder „Ewigkeitsblick“ sind die Probleme der Knechte und Mägde auf dem Hof verschwindend. Die Art, wie Oberkofler die Gesetze festlegt ist streng und rührt eher von Nietzsche her als von der Logik. Der Predigtton ist unverkennbar. Oberkofler wird durch das axiomatische Aussagen nicht „Deuter“ sondern Urteilsverkünder. Er eignet sich die „olympische Position“ an, „bäuerliches Gesetz (steht) über aller Herzensnot“ (S. 207). Und Aufstand gegen dieses Gesetz wird bestraft. Daß dies nicht eindeutig dem Nationalsozialismus zuzuschreiben wäre, zeigt das Programm der Vaterländischen Front des Engelbert Dollfuß. Pfoser hat dazu bemerkt:

„Dollfuß pries das Mittelalter als jene Zeit, in der der Arbeiter gegen seinen Herrn nicht aufstand und organisiert war“, und in Hinsicht auf die Ideen der Französischen Revolution ließ er verlauten, daß wir die Aufgabe haben, die letzten 150 Jahre unserer Geistesgeschichte gutzumachen.“⁸⁴⁾

Südtiroler Schriftsteller sind alle im Lager des völkischen Nationalismus anzutreffen, aber nicht alle wurden im Dritten Reich in dem Maße wie Oberkofler rezipiert.



Holzgeschnitzte Tortafel eines Erbhofbauern

Anmerkungen zum Bauernroman

- 1) Steurer, Leopold: Südtirol zwischen Rom und Berlin. 1919 - 1939. Wien-München-Zürich 1980, S. 120
- 2) Ebd., S. 121
- 3) Ebd., S. 254
- 4) Ebd.
- 5) Stolz, Otto: Rechtsgeschichte des Bauernstandes und der Landwirtschaft in Tirol und Vorarlberg. Bozen 1949, S. 502
- 6) Steurer, Leopold: a.a.O., S. 122
- 7) Stolz, Otto, a.a.O., S. 502
- 8) Surböck-Reier, Walburga: Literatur und Politik in Südtirol. Hausarb. aus Geschichte. Abt. f. Neuere Geschichte. Wien 1976, S. 51
- 9) Zimmermann, Peter: Der Bauernroman. Antifeudalismus - Konservatismus. Stuttgart 1975, S. 1
- 10) Surböck-Reier, Walburga: a.a.O., S. 53
- 11) Zimmermann, Peter, a.a.O., reißt etwa „Berge in Flammen“ in die Liste der Bauernromane ein. Karl Springenschmied, der Bauernautor, fehlt in der Auflistung
- 12) Zimmermann, Peter: a.a.O., S. 1
- 13) Wibmer-Peddit: In: Wiener Neueste Nachrichten vom 10. April 1938
- 14) Oberkofler, Joseph Georg: Begegnung und Heimkehr. In: Die Literatur 40 (1937/38), S. 589
- 15) Ebd.
- 16) Zimmermann, Peter: a.a.O., S. 1

- 1.) Mecklenburg, Norbert: Erzählte Provinz, Regionalismus und Moderne im Roman. Konstanz, La. 1980, S. 12.
- 18.) Schweizer, Gerhard: Bauernroman und Faschismus. Tübingen 1976, S. 103.
- 19.) Mulot, Arno: Das Bauernrum in der deutschen Dichtung unserer Zeit. Stuttgart 1937.
- 20.) Ebd., S. 9.
- 21.) Mecklenburg, Norbert: a.a.O., S. 102.
- 22.) Mulot, Arno: a.a.O., S. 12.
- 23.) Ebd., S. 18.
- 24.) Ebd., S. 19.
- 25.) Ebd., S. 1.
- 26.) Ebd., S. 38.
- 27.) Ebd., S. 51.
- 28.) Ebd., S. 63.
- 29.) Ebd., S. 71.
- 30.) Ebd., S. 72.
- 31.) Mulot, Arno: Deutscher Diebraub unserer Zeit, 7. erw. Aufl. Stuttgart 1944.
- 32.) Ebd., S. 130.
- 33.) Ebd.
- 34.) Ebd., S. 131.
- 35.) Langenbücher, Hellmuth: Volkhafte Dichtung der Zeit, 7. erw. Aufl. Berlin 1940, S. 206.
- 36.) Ebd.
- 37.) Rubatscher, Maria, Veronika, Sommer, Roman: Salzburg-Postat 1973.
- 38.) Leitgeb, Annamaria, M. V. Rubatscher: Pflil. Diss. Innsbruck 1980, S. 32.
- 39.) Rubatscher, M. V.: Almten und Heimat. In: Die Neue Literatur 1931/32, S. 166ff.
- 40.) Rossbacher, Karlheinz: Heimatkausbewegung und Heimatroman. Stuttgart 1975, S. 108ff.
- 41.) Leitgeb, Annamaria: a.a.O., S. 141-162.
- 42.) Ebd., S. 144.
- 43.) Ebd., S. 139.
- 44.) Spengler, Oswald: Untergang des Abendlandes. Lizenzausgabe München 1973, S. 72.
- 45.) Ebd., S. 75.
- 46.) Ebd.
- 47.) Matscher, Hans: 1943 Spiel auf der Bühne. Ein Bauerntheater. Leipzig: Staackmann 1976.
- 48.) Höfig, Wilh.: Der deutsche Heimatfilm 1947-1960. Stuttgart 1973, S. 23.
- 49.) Ebd., S. 26.
- 50.) Paulin, Karl: Tiroler Köpfe. Innsbruck 1983, S. 215.
- 51.) Ebd.
- 52.) Trenker, Luis: Leuchtendes Land. Roman unter Mitarbeit von Karl Sprungenschmid. München: Franz Eher 1937.
- 53.) Dazu Zimmermann, Peter: Kampf um den Lebensraum. Ein Mythos der Kolonial- und Bluts- und Bodenliteratur. In: Hans-Denkler und Karl Prumm (Hrsg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Stuttgart 1976, S. 165-182.
- 54.) 1969 erschien dieser Roman unter dem Titel „Die Fauna am Kilmändscharn“ allerdings ohne den Hinweis auf eine Mitarbeit Sprungenschmids. Natürlich wurde diese Neuausgabe den „Forderungen“ der Zeit angepaßt, das heißt abgeschwächt. Akzent: Abenteurer.
- 55.) Benz, Wolfgang: Süddeutschland in der Weimarer Republik. Ein Beitrag zur deutschen Innenpolitik 1918-1923. Berlin 1970, S. 146 (Anm. 23).
- 56.) Epp war mit seinem Freikorps auch am Kapp-Putsch beteiligt. Zitiert wird nach der Ausgabe: Leuchtendes Land, 9. Aufl. 81-82. Laus, München 1972.
- 57.) Zimmermann, Peter: Kampf um den Lebensraum, a.a.O., S. 170.
- 58.) Ebd.
- 59.) Graml, Hans: Volk ohne Raum. München 1932.
- 60.) Zimmermann, Peter: Kampf, a.a.O., S. 166.
- 61.) Vgl. Schweizer, Gerhard: a.a.O., S. 152ff.
- 62.) u.a. in die im Boyzer Tagblatt vom 31. 12. 1944 abgedruckt. Hier S. 82f.
- 63.) Zimmermann, Peter: Kampf, a.a.O., S. 168.
- 64.) Oberkötter, Joseph Georg: Der Bannwald. Roman. Jena 1939.
- 65.) Das Aufzeigen der Ähnlichkeit ist seit Rossgogors „Jakob dem Letzten“ eine Topos. Den mittelständischen Romanhelden erscheint ihr durch die historische Tiefendimension mit Ewigkeitswert ausgestatteter Lebensbereich zunächst durch Besitz und Sitte dauerhaft gesichert.
- 66.) Vgl. Zimmermann, Peter: Bauernroman, a.a.O., S. 72.
- 67.) Als Zeichen dafür mag der „Volkspreis für deutsche Dichtung“ für Oberkötter angesehen werden.
- 68.) Vgl. Koch, Franz: Was bleibt aber, stützen die Dichter. Ansprache anlässlich der Verleihung des Volkspreises der deutschen Gemein-
- 67.) Oberkötter, Joseph Georg: Wie stirbt das Land. Jena 1937, S. 7.
- 68.) Vgl. Hermann, Bodo: Die Konvergenz der Einzelgänger. Im Horst-Denkler und Karl Prumm (Hrsg.): Literatur im Dritten Reich, a.a.O., S. 118-137.
- 69.) Dazu Rossbacher, Karlheinz: a.a.O., S. 225. „Man spürt herrisches Zeigen, Verweisen auf die Tatsache, die zu bleiben habe.“
- 70.) Dazu auch das „Mythische“ an Oberkötter, siehe Langenbücher, Hellmuth: a.a.O.
- 71.) Zum Vergleich etwa: Altes Testament, Buch der Sprüche 8, 13: „Hoffart, Hochmut, böser Lebenswandel und verkehrte Reden lassen dich, oder 9, 12: „Bist du zuchtlos, so hast du es allein zu tragen.“
- 72.) Etwas Langenbücher, Hellmuth: a.a.O.; Mulot, Arno: a.a.O.; Koch, Franz: a.a.O.; Pollack, Walter: Joseph Georg Oberkötter, Träger des Volkspreises deutscher Dichtung. In: Der getroffene Eckart 17 (1939/40), Beiblatt: Lebendiges Wort, S. 49-50.
- 73.) Schwank, Johann: F. H. Johann Georg Oberkötter, Oberschnit durch das Werk des Tiroler Dichters. In: Die Literatur 4-6 (1938), S. 590-597.
- 74.) Adolf Hitlers Rede auf der Kulturtagung der NSDAP 1933 in Nürnberg. In: Nürnberg 1933, Berlin 1935, S. 84-90, S. 89.
- 75.) Handl, Leopold: Das epische Werk Joseph Georg Oberkötters. Phil. Diss. Innsbruck 1949.
- 76.) Ebd., S. 138.
- 77.) Siehe Anm. 66.
- 78.) Handl, Leopold: a.a.O., S. 138.
- 79.) Zimmermann, Peter: a.a.O., S. 149.
- 80.) Stolz, Otto: a.a.O., S. 141.
- 81.) Im Stierhorn (Jena 1938) sind es die Ehemänner und Zinsleute.
- 82.) Handl, Leopold: a.a.O., S. 140.
- 83.) Ebd., S. 141.
- 84.) Benjamin, Walter: Pariser Brief I. In: Gesammelte Schriften, Bd. III, Hrsg. v. Tiedemann Schoppenhäuser, Frankfurt a. M. 1980 (Werkausgabe 9., edition suhrkamp).
- 85.) Ploser, Alfred: Literatur und Austromarxismus. Wien 1980, S. 246.

Schlußbemerkungen

Die Stoff- und Motivanalyse des Südtirolromans konnte einen bestimmten Motivvorrat nachweisen. Südtirolroman: In diesem Begriff ist bereits die Form und der Inhalt vorgegeben. Es muß immer die Geschichte Südtirols ab 1918 mitgedacht werden. Der Südtirolroman ist dadurch bestimmten Themen schon verpflichtet: Bauern- und Soldatenrum, deutsches Grenzland. Die Zwischenkriegszeit hat die Südtirolromane geprägt, aber auch sie sind zu Zeugnissen dieser Epoche geworden. Es besteht ein geistes- und literaturgeschichtlicher Zusammenhang mit den Motiven der völkisch-nationalen und nationalsozialistischen Literatur. Dennoch war es eine politisch unangenehme Literatur, da die offizielle Politik Südtirol bereits Italien bedingungslos zuerkannte. Von Verböten und Zensuren bedroht, mußte die anfänglich offene Kritik an den Repressionen Italiens im Historischen und Mythischen eine Gegenwirklichkeit entwerfen: Soldaten, Bauern, Grenzlandbewohner. Diese Motivkonstanten der analysierten Romane haben vom heutigen Standpunkt aus auch etwas Positives. Durch die geänderten Rezeptionsbedingungen werden sie ungewollt zu historischen Zeugnissen eines Bewußtseins, das dem Interpreten nur scheinbar den Standpunkt leicht macht, er ist nämlich versucht, diese Produkte zynisch abzuqualifizieren. Die Nichtigkeit der Romane wird durch die Stofflichkeit wettgemacht. Falsches Bewußtsein hat an der Geschichte den gleich großen, wenn nicht größeren Anteil als das richtige. Insofern sind der Hinterfragung der eigenen ideologischen Lebenswirklichkeit Grenzen gesetzt. Der Standpunkt der Romanautoren war ein politischer. „Dichtersoldaten“ oder „Soldatendichter“ führten sich insbesondere in den 30er Jahren angefordert, im Weltkrieg Erlebtes und aus der Geschichte Überliefertes für die Literaturbetriebe des Dritten Reiches und Ständestaates fruchtbar zu machen. Die Zäsur von 1945 gibt es für die Südtirolromane nicht. Durch Neuauflagen und Fortsetzungen der Südtirolromane blieb die Motive- und Stoffkonstanz bewahrt.

Skolast: Die Gruppentreffen der Al-Anon werden, wie auch bei den Anonymen Alkoholikern (AA) Meetings genannt. Können Sie uns schildern, wie so ein Meeting abläuft?

Agnes: Ein Meeting besteht darin, daß sich die Angehörigen, die ein Alkoholproblem haben, sich treffen, und daß jeder einzelne seine Erfahrungen, die er gemacht hat, erzählt und so versucht sie weiterzugehen.

Skolast: Sind bei einem Meeting auch Ärzte oder Psychologen anwesend, oder lediglich Angehörige von Alkoholikern?

Agnes: Es treffen sich nur Angehörige von Alkoholikern. Es kann sein, daß einmal ein Arzt oder sonst jemand eingeladen wird, und daß dieser dann auf gewisse Fragen antwortet. Aber das ist nicht die Regel.

Skolast: Grundlage für diese Treffen sind die Richtlinien, die Ihnen das Al-Anon Programm vorgibt?

Agnes: Ja. Das Hauptprogramm läuft über die »12 Schritte«. Man lernt mit den 12 Schritten etwa vom Loslassen des Partners oder von der Gelassenheit. Es sind also verschiedene Lebensprogramme, die man gemeinsam durchgeht.

Skolast: Werden die einzelnen Schritte in der Gruppe diskutiert, und jeder sagt dann seine Erfahrung dazu, oder geht man mit den Schritten nach Hause und versucht, die in der Realität anzuwenden?

Agnes: Man nimmt z. B. den 4. Schritt her, das wäre der Punkt »Selbsterkenntnis«, und man beginnt über die eigenen Fehler nachzudenken, was man selber für Fehler macht, es macht ja nicht nur der Partner Fehler, sondern man macht auch selber Fehler. So wird der 4. Schritt in der Gruppe durchgearbeitet und man versucht dann zu Hause, das was man daraus gelernt hat anzuwenden.

Skolast: Wie oft treffen sich die Leute zu einem Meeting?

Agnes: Das ist von Ort zu Ort verschieden. Wir treffen uns zweimal im Monat, jeden ersten und dritten Donnerstag.

Skolast: Sie sind jetzt zwei Jahre bei einer Al-Anon Gruppe dabei. Was hat sich für Sie in dieser Zeit verändert?

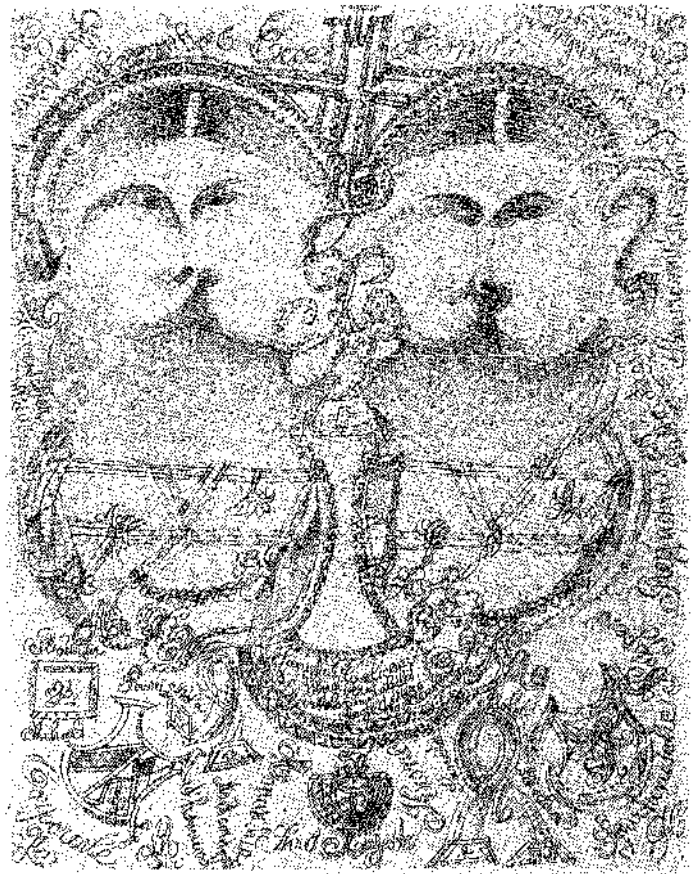
Agnes: Für mich hat sich sehr viel geändert. Ich bin selbständiger geworden und mein Leben und Denken dreht sich nicht mehr nur um das Trinkproblem meines Partners. Auch die Kinder haben gesehen, daß ich mich verändert habe, und daß es so besser geht, und weniger Streit in der Familie herrscht. Ich versuche, nicht mehr auf jede Kleinigkeit einzugehen, was ja überhaupt nichts bringt, sondern versuche zu verstehen, warum der Partner so reagiert, und versuche auch, mich nicht mehr herausfordern zu lassen. Das Wichtigste ist eben, daß viel Streit in der Familie vermieden wird.

Skolast: Wichtig ist also, daß man zuerst sich selbst ändert und nicht versucht, mit Gewalt den Partner zu verändern. Kann man das so ungefähr formulieren?

Agnes: Ja, den Partner kann man überhaupt nicht ändern, ändern kann nur ich mich, weil mein Partner muß sich selber ändern. Genauso wie niemand anders mich verändern kann, kann auch ich nicht jemand anderen ändern. Man soll jeden eben so akzeptieren wie er ist.

Skolast: Ist also ein Grundsatz der Al-Anon, oder überhaupt der Selbsthilfegruppen der, daß man sich nur selber ändern kann, und ein zweiter Grundsatz, daß man sagt, ich selbst kann mich durch die Gruppe ändern lernen, daß gerade das Gespräch mit und in der Gruppe Hilfe bringt?

Agnes: Man muß erkennen, daß man selbst ein Recht hat, seine Meinung zu sagen und zu leben vor allen Dingen. Nicht nur für den anderen zu leben, sondern man muß erkennen, daß man für sich selbst etwas tun muß, und das kann man eben in der Gruppe lernen, weil man von den Erfahrungen der anderen hört, und das Beste für das eigene Leben herausholen kann. Man versucht, es gelingt ja nicht immer, aber man versucht, nach dem Programm zu leben und wenn man merkt, wieviel Gutes es einem überhaupt bringen kann, wird es immer leichter.



Fall 91.

Abb. 66: „Eines Heino“ (Bleistift).

33x42.

Skolast: Der Alkoholismus wird als Familienkrankheit bezeichnet. Hat sich Ihr Verhalten durch die Gruppe zu Ihren Kindern im Positiven verändert?

Agnes: Mein Verhalten hat sich sehr verändert. Ein Fehler war, daß ich für die Kinder durch mein schlechtes Gewissen zu viel getan habe, und sie dadurch zu wenig hab selbständig handeln lassen. Aber das Wichtigste ist für die Kinder, daß es nicht mehr diese Streitigkeiten um den Alkohol gibt, denn die Kinder leiden durch die Streitigkeiten am meisten. Ich glaube schon, daß sich da sehr viel geändert hat.

Skolast: Es ist vielleicht so, daß sich viele Leute, die zum ersten Mal zu einer Al-Anon-Gruppe gehen, ein Patentrezept erhoffen, wie sie ihren Partner dazu bringen können, daß er mit dem Trinken aufhört. Gibt es Patentrezepte?

Agnes: Al-Anon hat keine Patentrezepte, um den Partner trocken zu kriegen. Man kann durch das eigene veränderte Verhalten dazu beitragen, dem Partner zu helfen, weil man lernt, ihm nicht mehr die Verantwortung abzunehmen, die man ihm vorher immer abgenommen hat und man gibt sie ihm wieder langsam zurück. Und das trägt dazu bei, daß der Partner darüber nachdenken muß, was er selber falsch macht. Das ist die Hilfe, die wir unserem trassen Partner geben können. Aber Patentrezept gibt's keines...

Skolast: ...außer, daß jeder nur sich selbst helfen kann...

Agnes: ...ja, helfen kann jeder nur sich selbst, indem er das erste Glas stehen läßt, und indem er weiß, daß er nie wieder normal trinken wird können, und daß er eben das erste Glas stehen lassen muß.

Skolast: War es für Sie schwer, in eine Gruppe zu gehen und dort über Ihre Probleme zu sprechen?

Agnes: Für mich war es nicht schwer, weil ich schon längere Zeit so eine Gruppe gesucht habe, wo ich Hilfe finden kann. Wenn man selbst die Probleme nicht mehr meistern kann, dann muß man eben etwas suchen, wo es besser geht, und meiner Meinung nach ist das eben die Selbsthilfegruppe.

AA auf einen Blick

Was heißt AA?

Die Anonymen Alkoholiker sind eine zwanglose, weltweite Gemeinschaft von Männern und Frauen aus allen Berufs- und Gesellschaftsschichten, die sich regelmäßig treffen, um nüchtern zu werden und ihre Nüchternheit zu erhalten. Die einzige Voraussetzung für die Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft ist der Wunsch, mit dem Trinken aufzuhören. Die AA kennen weder Mitgliedsbeiträge noch Gebühren.

Wie groß ist die Gemeinschaft der AA?

Es gibt schätzungsweise mehr als eine Million nüchterner Alkoholiker in zehntausenden von AA-Gruppen, die über die ganze westliche Welt verbreitet sind (1978: etwa 30.000 Gruppen in 92 Ländern).

Die Beziehungen der AA zu anderen Organisationen

»Zusammenarbeit aber keine Vereinigung« heißt der Leitsatz der AA, wenn es um die Verbindung zu anderen Organisationen geht, die auf dem Gebiet des Alkoholismus arbeiten. Wir nehmen weder Stellung zu Fragen, die außerhalb unserer Gemeinschaft liegen, noch beteiligen wir uns an öffentliche Debatten.

Wie erhält sich die Gemeinschaft der AA?

Im Laufe der Jahre ist es zu einer anerkannten und bewährten Tradition unserer Gemeinschaft geworden, uns selbst zu erhalten



und weder Unterstützung von außen her zu erbitten noch anzunehmen.

Wie die AA ihre Nüchternheit bewahren

Das Programm der Anonymen Alkoholiker beruht auf völliger Abstinenz. Wir lassen einfach das erste Glas stehen, wir trinken es nicht. Dieser Vorsatz gilt immer nur für den heutigen Tag. Wir erhalten uns unsere Nüchternheit, indem wir unsere Erfahrungen, unsere Kraft und Hoffnung in den Gruppen-Meetings miteinander teilen und nach den Empfehlungen der Zwölf Schritte leben.

Warum sind die Anonymen Alkoholiker anonym?

Anonymität ist die geistige Grundlage der Gemeinschaft, die sich nach ihren Grundsätzen und nicht nach den Ansichten einzelner Personen richtet. Wir stellen Prinzipien vor persönliche Interessen. Wir bemühen uns, unser Genesungsprogramm bekanntzumachen, und wollen nicht einzelne Menschen vorstellen, die nach diesem Programm leben. Anonymität im Umgang mit der Öffentlichkeit schützt den Einzelnen und die Gemeinschaft vor unerwünschter Popularität. Die Zugehörigkeit zu unserer Gemeinschaft wird nicht bekannt.

Jeder kann an offenen AA-Meetings teilnehmen

Der Zugang zu offenen Meetings steht jedem frei, der sich für die Krankheit Alkoholismus und für unsere Gemeinschaft interessiert. Gewöhnlich sprechen mehrere Alkoholiker über ihre Erfahrungen, über ihr neues Leben und die Gemeinschaft der AA. Außerdem werden in speziellen Meetings, den öffentlichen Informationsmeetings, interessierte Nichtalkoholiker über unsere Gemeinschaft und unsere Arbeit unterrichtet. Ärzte, Geistliche, Sozialarbeiter und andere auf dem Gebiet der Suchthilfe Tätige werden dazu eingeladen. Geschlossene Meetings sind nur für Alkoholiker.

Wie die Gemeinschaft der AA begann

Die Gemeinschaft der AA wurde 1935 durch einen New Yorker Börsenmakler und einen Chirurgen aus Ohio gegründet. Beide waren »hoffnungslos« Trinker. Bill und Bob gründeten die Gemeinschaft, um anderen Alkoholikern zu helfen und selbst nüchtern zu bleiben. Mit der Gründung vieler autonomer Gruppen wuchs die Gemeinschaft zunächst in den Vereinigten Staaten und dann überall in der Welt. Die erste deutsche Gruppe entstand 1953 mit Hilfe amerikanischer Soldaten in München.

Was die Gemeinschaft der AA nicht macht

Die AA führen keine Mitgliederlisten und zeichnen keine Krankheitsgeschichten auf... wir beteiligen uns weder an Forschungsprogrammen noch unterstützen wir sie ... wir schließen uns nicht mit Beratungsstellen oder anderen Sozialdiensten zusammen (obwohl einzelne AA, Gruppen und Dienststellen häufig mit diesen zusammenarbeiten) ... wir laufen unseren Gruppenzugehörigen nicht nach, versuchen auch nicht, sie zu kontrollieren ... wir stellen keine medizinischen oder psychiatrischen Diagnosen und erteilen weder medizinische noch psychiatrische Ratschläge ... wir haben keine Ausnüchterungs-, Krankenpflege- oder Sanatoriumsstellen ... wir bieten keine religiösen Dienste an und vermitteln weder Arbeit, Wohnung, Nahrung, Kleidung, Geld noch Wohlfahrts- oder Sozialhilfe ... wir sind keine Ehe- oder Berufsberatung.

(aus: AA auf einen Blick, Herausgeber: Anonyme alkoholiker deutscher Sprache, Postfach 422, 8000 München 1)

Mein Name ist Else, ich bin Alkoholikerin und medikamentenabhängig.

Diese acht Worte enthalten eine Tragödie, die sich über Jahre hinzog. Eine Tragödie, die beinahe nicht nur mich zugrunde gerichtet hätte, sondern auch all jene, die in engstem Kontakt zu mir standen und mit mir leben mußten.

Meine Kindheit war glücklich und behütet. Mein gutbürgerliches Elternhaus war intakt. Trotzdem war ich schon in meiner Jugend nicht fähig mich den ganz normalen Schwierigkeiten des Lebens zu stellen. So mußte ich schon sehr früh die wohltuenden Bekanntschaft mit Medikamenten machen, vor allem Beruhigungsmittel. Ich baute mir meine eigene Scheinwelt auf. Trotzdem habe ich geheiratet. Meine 25jährige Ehe verlief aber nicht immer gut. Mein Mann ist am Alkohol elend zugrunde gegangen. Aber auch der erschreckende und plötzliche Tod meines Mannes reichte nicht aus, um mich vom Trinken fernzuhalten. In dieser Zeit lernte ich nämlich durch Zufall den Klosterfrau-Melissegeist kennen, diesen stellte ich mir als Ausgleich zu meinen Medikamenten vor. Zu spät merkte ich, daß ich bei diesem Mittel nicht nur die für mich harmlosen Kräuter zu mir nahm, sondern auch 40-%igen Alkohol. Da ich auf dem Lande wohne, war die ständige Besorgung des »Geistes« schwierig. Ich wußte mir allerdings allsbald zu helfen und versuchte es mit Cognac und mußte mit Freude feststellen, daß ich die selbe wohltuende Wirkung verspürte, und nun auch preiswerter. Welch schönes Gefühl leicht und beschwingt durch



Die Trinkerin. 1889.

den Alltag zu schaukeln. So hatte ich nun endlich ein Mittel, das ich auch bei allen Schwierigkeiten anwenden konnte, ... und ich habe es reichlich getan. So hatte ich mich daran gewöhnt zu meinen Medikamenten nun auch Alkohol zu nehmen; es ist mir mit der Zeit selbstverständlich geworden, auch wenn ich keinen Kummer hatte. Alle Ermahnungen meiner Kinder helfen nichts; aber von dieser Zeit an konnte ich ohne Schuldgefühle nicht mehr trinken. Das Versteckspiel der mir lieb gewordenen Flaschen begann, ich war süchtig, auch meine Trinksysteme wiesen darauf hin. So war ich in kurzer Zeit mit meinen Nerven am Ende, ich brach in meinem Elend zusammen, ich konnte nur noch Angst und Niedergeschlagenheit, ich war mutlos und so konnte ich auf einmal um Hilfe bitten. Ich sprach mit meinem Arzt und fuhr zur Entziehungskur nach Wien – nur möglichst weit weg von zu Hause, damit niemand den wahren Grund meines Aufenthalts erfahren konnte.

Dort entzog man mir Medikamente und Alkohol, man half mir die Entzugerscheinungen zu überstehen, doch daß ich abhängig geworden war und dies wohl ein Leben lang bleiben würde, darüber verloren sie kein Wort, man gab mir bei der Entlassung sogar schwarz auf weiß, daß ich nun wieder völlig geheilt war. So kam es bald wie es kommen mußte. Ich griff nach kurzer Zeit erneut zur Flasche und zu Medikamenten und geriet wieder in den Teufelskreis der Sucht, ich konnte nur mehr mit einer bestimmten Menge dieser Gifte mein Leben ertragen. Schon bald kam der Tag, an dem ich zum zweiten Mal in meinem Leben am Ende war und mich wiederum zu einer Entziehungskur entschloß. Es war ein Weg durch die Hölle. In meiner seelischen Not fand ich den Weg zu Gott. Aufrichtig und ehrlich bat ich um Hilfe. Ich hatte endlich eingesehen, daß es einer vollkommnen Renovierung meines Inneren bedarf, um ein neues Leben beginnen zu können. Nach einem dreiviertel Jahr in Trockenheit lernte ich AA kennen. Hier waren Menschen mit den selben Problemen.

Hier hörte ich von den zwölf Schritten und was für mich wichtig war, »das erste Glas stehen zu lassen«. Da eröffnete sich für mich eine nüchterne Welt, ein Dasein in Gesundheit, Friede und Glück. Allein die Tatsache, daß ich mit Menschen zusammen bin, die einen Ausweg aus dieser Misere gefunden haben, gibt mir ein Gefühl der Sicherheit. Meine Krankheit, der ich mich bisher schämte, wird hier akzeptiert. Ich habe gelernt, mich selbst und die Welt zu lieben und diese Welt gibt mir Liebe zurück, ist das nicht ein Wunder? Ja, für mich ist es ein Wunder, daß ich nicht mehr trinken muß, daß ich den Absprung doch noch geschafft habe. Mit jedem Tag spüre ich nun, wie ich mein Leben besser und fester in die Hand bekomme. Aber ich weiß auch, daß ich mich damit nicht zufrieden geben kann. Ich muß immer engen Kontakt mit AA und meinen AA-Freunden haben und will versuchen, das, was ich bekommen habe, weiterzugeben, damit ich selbst nüchtern bleibe und daß anderen Alkoholikern zur Nüchternheit verholfen wird.

Die 12 Traditionen der AA

1. Unser gemeinsames Wohlergehen sollte an erster Stelle stehen; die Genesung des einzelnen beruht auf der Einikeit in AA.
2. Für den Sinn und Zweck unserer Gruppe gibt es nur eine höchste Autorität – einen liebenden Gott, wie Er sich in dem Gewissen unserer Gruppe zu erkennen gibt. Unsere Vertrauensleute sind nur betraute Diener; sie herrschen nicht.
3. Die einzige Voraussetzung für die AA-Zugehörigkeit ist der aufrichtige Wunsch, mit dem Trinken aufzuhören.
4. Jede Gruppe sollte selbständig sein, außer in Dingen, die andere Gruppen oder AA als Ganzes angehen.
5. Die Haupt-Aufgabe jeder Gruppe ist, unsere AA-Botschaft zu Alkoholikern zu bringen, die noch leiden.
6. Eine AA-Gruppe sollte niemals irgendein außenstehendes Unternehmen unterstützen, finanzieren oder mit dem AA-Namen decken, damit uns nicht Geld-, Besitz-, und Prestige-probleme von unserem eigentlichen Zweck ablenken.
7. Jede AA-Gruppe sollte sich selbst erhalten und von außen kommende Unterstützungen ablehnen.
8. Die Tätigkeit in AA sollte immer ehrenamtlich bleiben, jedoch dürfen unsere zentralen Dienststellen Angestellte beschäftigen.
9. AA sollte niemals organisiert werden. Jedoch dürfen wir Dienst-Ausschüsse und -Komitees bilden, die denjenigen verantwortlich sind, welchen sie dienen.
10. AA nimmt niemals Stellung zu Fragen außerhalb ihrer Gemeinschaft; deshalb sollte auch der AA-Name niemals in öffentlichen Streitfragen verwickelt werden.
11. Unsere Beziehungen zur Öffentlichkeit stützen sich mehr auf Anziehungen als auf Werbung. Deshalb sollten wir auch gegenüber Presse, Rundfunk, Film und Fernsehen stets unsere persönliche Anonymität wahren.
12. Anonymität ist die geistige Grundlage aller unserer Traditionen, die uns immer daran erinnern soll, Prinzipien über Personen zu stellen.

Ich heiße Franz und bin Alkoholiker.

In dieser für uns »Anonyme Alkoholiker« zur Norm gewordenen Selbstvorstellung liegen zwei wesentliche Punkte unseres Programms: Die Anonymität und das Bewußtsein, unser Leben lang, wenn auch latent, alkoholgefhrt zu bleiben. Wir wahren und achten die Anonymität, weil wir wissen, daß falsch verstandener Selbstfnkel nur allzuoft den Alkoholiker vor einem demütigen Bekenntnis zu dieser Krankheit hindert und damit den Weg zur Genesung versperrt. Vorurteile und Vorbehalten in unserer Gesellschaft tun ein briges, den Alkoholiker in seinen Minderwertigkeitsgefühlen und seiner Verlassenheit allein zu lassen. Zum anderen wissen wir, daß, auch nach Jahren absoluter Trockenheit ein Tropfen Alkohol genügt, wieder in die alte Krankheit zurückzufallen. Treibt nicht auch den Raucher selbst nach jahrelanger Abstinenz die erste Zigarette wieder in die Abhängigkeit dieser anderen Droge? Von daher das stete Rekenntnis zum Alkoholismus, selbst wenn davon genesen.

Der Abstieg in den Alkoholismus vollzog sich bei mir wie bei allen anderen Alkoholikern. Als »trinkfester« Kerl habe ich feucht-fröhlich überall und jederzeit mitgemacht. Feierabendtrunk, frohe Stunden in geselliger Runde, Vereinsabende und dergleichen mehr: Anlässe genug, stets kräftig mitzusingen: »Gaudemus igitur ...« Und wenn es manchmal auch zu hoch herging und ich über die Schur hautete, am nächsten Tag war ich wieder »fit« im Beruf und in der Familie. Dabei täuschte ich mich über die Realität des sich bereits anbahnenden Abstiegs hinweg. Aus dem gelegentlichen »Gls« wurde allmählich ein Drang, der Griff zum Glas wurde zum täglichen Zwang. Der Tagespegel meines Alkoholkonsums stieg und stieg.

Ich beachtete nicht oder bagatelisierte zumindest meine sich einstellenden psychischen und physischen Fehlfunktionen. Ich tat sie mit Überarbeitung, nervlicher Überlastung und vorübergehender Allgemeinschwche ab. Das morgendliche Zittern, die Appetitlosigkeit, Schweißausbrüche und Kltezustnde nahmen immer mehr zu. Ebenso bemerkte ich ein Nachlassen der beruflichen und familiären Pflichten, Gedächtnislücken, ein Scheuklappenverhalten gegenüber dem Ernst des Alltags und seiner Probleme. Bald sah ich in meinem Leben eine einzige Sinnlosigkeit, eine Verlassenheit, ein Auenseiterdasein und Isoliertsein selbst bei den Menschen, die mir lieb und teuer waren. Man verstand mich nicht und ich verstand die Welt nicht mehr. In dieser scheinbaren Zwecklosigkeit spielte ich selbst mit dem Gedanken des Selbstmords, vor dem mich noch ein letzter Rest von Verantwortung abhielt, vielleicht – oder Gott sei Dank – war es auch Feigheit und ein Funken Lebenswille, der mich vor einem solchen Ende bewahrte.

In dieser Aussichtslosigkeit, in diesem seelischen Tiefstand fand ich zu A.A. Und damit zu Menschen mit dem gleichen Schicksal, die mich in meiner Not verstanden, denen ich alles erzählen konnte und die mich zur Einsicht brachten, daß ich krank war, krank an Leib und Seele. Aber auch, daß es einen Gott gab, einen »Höheren Macht«, die mich herausführen konnte aus meiner Not, wenn ich nur wollte. Und sie, diese Menschen waren bereit, mir dabei zu helfen, weil sie das alles selbst bitter erfahren mußten.

Der Raubbau an meinem Körper blieb aber nicht ungestraft. Mit kaputter Leber, infiziertem Blut und totaler physischer Erschöpfung ließ ich mich ärztlich untersuchen. Diagnose: Krebs in vorgerücktem Stadium. Die Chancen einer erfolgversprechenden Operation standen auf 10 zu 100. Vielleicht noch geringer.

Aber das schier Unmögliche wurde wahr: seit nunmehr 12 Jahren bin ich ein vom Krebs geheilter und vom Alkoholismus genesener Mensch. Zurckschauend kann ich sagen: wenn ich mich in das Unabwendbare der Krebskrankheit selbst und der

notwendigen wiederholten Operationen (Entfernung des Karzinoms, Transplantationen usw.) gefühlt habe und nie die Hoffnung auf ein schöneres Morgen mit neuem Anfang, neuer Lebensfreude aufgegeben habe, so verdanke ich alles neben einem starken Gottvertrauen und den kundigen Chirurgenhnden auch dem Umstand, daß ich kurz vor meiner Einlieferung in die Klinik die A.A. mit ihrem Programm kennen lernen durfte, die mich mit ihrem »Gelassenheitsanspruch« während und nach meinen Krankheiten täglich beten ließen: GOTT GEBE MIR DIE GELASSENHEIT, DINGE HINZUNEHMEN, DIE ICH NICHT ÄNDERN KANN. DEN MUß, DINGE ZU ÄNDERN, DIE ICH ÄNDERN KANN UND DIE WEISHEIT, DAS EINE VOM ANDEREN ZU UNTERSCHIEDEN.

Die 12 Schritte der AA

1. Schritt Wir gaben zu, daß wir dem Alkohol gegenüber machtlos sind – und unser Leben nicht mehr meistern konnten.
2. Schritt Wir kamen zu dem Glauben, daß eine Macht, größer als wir selbst, uns unsere geistige Gesundheit wiedergeben kann.
3. Schritt Wir faßten den Entschluß, unseren Willen und unser Leben der Sorge Gottes – wir wir ihn verstanden – anzuvertrauen.
4. Schritt Wir machten eine gründliche und furchtlose Inventur in unserem Inneren.
5. Schritt Wir gaben Gott, uns selbst und einem anderen Menschen gegenüber unverhüllt unsere Fehler zu.
6. Schritt Wir waren völlig bereit, all diese Charakterfehler von Gott beseitigen zu lassen.
7. Schritt Demtig baten wir Ihn, unsere Mängel von uns zu nehmen.
8. Schritt Wir machten eine Liste aller Personen, denen wir Schaden zugefügt hatten und wurden willig, ihn bei allen wieder gut zu machen.
9. Schritt Wir machten bei diesen Menschen alles wieder gut – wo immer es möglich war – es sei denn, wir hätten dadurch sie oder andere verletzt.
10. Schritt Wir setzten die Inventur bei uns fort, und wenn wir Unrecht hatten, gaben wir es sofort zu.
11. Schritt Wir suchten durch Gebet und Besinnung die bewußte Verbindung zu Gott – wie wir ihn verstanden – zu verbessern. Wir baten Ihn nur, seinen Willen für uns erkennen zu lassen und um die Kraft, ihn auszuführen.
12. Schritt Nachdem wir durch diese Schritte ein geistiges Erwachen erlebt hatten, versuchten wir, diese Botschaft an Alkoholiker weiterzugeben und unser tägliches Leben nach diesen Grundsätzen auszurichten.

Gespräch mit Christian Folie

von der Caritas-Beratungsstelle für Alkoholiker

Seit 4 – 5 Jahren gibt es im Vinschgau eine Gruppe von Sozialassistentinnen, die eine Beratungsstelle für Alkoholiker aufgebaut haben. Vor allem durch den Einsatz von Anne Wiegand ist es dazu gekommen. Heute gibt es Beratungsstellen in Mals, Schlanders und Naturns. In Bozen und Eppan befinden sie sich im Aufbau.

5 Sozialassistentinnen und ein pädagogischer Mitarbeiter leisten die Arbeit. Getragen werden die Beratungsstellen von Caritas, finanziert durch Beiträge des Landes. Christian Folie ist pädagogischer Mitarbeiter. Seine Haupttätigkeit ist die Vorbereitung und Führung von Gruppensitzungen und Therapien. Neben der Caritas-Beratungsstelle gibt es in Südtirol außerdem die »Sozial-medizinischen Beratungsstellen« (CMAS), den »centro recupero alcoolisti« (CRA) und die Anonymen Alkoholiker (AA), die mit Alkoholikern arbeiten.

Das Skolast-Gespräch mit Christian Folie haben Gabriel Grüner und Heinrich Zoderer geführt.

Skolast: Wie wird gearbeitet?

Christian: Man muß davon ausgehen, daß der Alkoholiker nicht auf uns zukommt. Alkoholismus wird vorwiegend medizinisch gesehen oder im populären Sinn als Willensschwäche. Unsere Konzeption hat folgende Stufen: die Kontakt- und Motivationsphase: der erste Kontakt findet meist im Krankenhaus statt. Wir haben mit diesen gute Verbindungen. Unsere erste Aufgabe besteht darin, die Bereitschaft für eine ambulante Therapie herzustellen. Verläuft diese Kontaktphase positiv, wird der Alkoholiker in eine Motivationsgruppe eingeführt, die 3 – 6 Monate läuft. Darauf beginnt die therapeutische Arbeit, die verschiedene Unterphasen hat. In der Aufbauphase geht es darum zu entlasten und Zusammenhänge herzustellen. In der Trainingsphase beginnt er an der eigenen Biographie zu arbeiten. Er lernt die Ursachen seines Suchtverhaltens zu verstehen, er muß lernen, mit den Schwierigkeiten als Alkoholiker zu leben. In der Nachsorgephase versuchen wir, eine Selbsthilfegruppe aufzubauen, die nach dem deutschen Muster des Kreuzbundes arbeitet. Es hat sich gezeigt, daß die Selbsthilfegruppe von sehr großer Bedeutung ist. Wir versuchen auch die Angehörigen miteinzubeziehen. Jedes Jahr organisieren wir 14-tägige Familienfreizeittherapien in Miramonte. Wir haben Kontakt zum Fachkrankenhaus Maria Ebene in Vorarlberg und mit dem Ringelhof in Deutschland, in denen Patienten 2 – 6 Monate stationär untergebracht werden können.

Skolast: Ist der Kreuzbund mit den Anonymen Alkoholikern vergleichbar?

Christian: Bei den Anonymen Alkoholikern treffen sich nur Betroffene, d. h. Alkoholiker. Der Kreuzbund hat eine religiöse Ausrichtung. Aber im Prinzip steht es jedem frei, dort hinzugehen oder nicht. Es ist wichtig, daß der Alkoholiker wieder Halt und Orientierung findet. Eine Grundschwierigkeit des Alkoholikers ist es ja, daß er sich nie entscheiden kann. Es können neben dem Kreuzbund auch andere Gruppen entstehen, Freundesgruppen, Selbsthilfegruppen, so wie es auch bei uns der Fall ist. Personen, die erfolgreich die Therapie abschließen und sich dann längerfristig zu einer Freundesgruppe zusammenschließen.

Skolast: Was sind deine persönlichen Erfolge?

Christian: Die Arbeit hat mich in der Anfangsphase fasziniert. Ich habe mit der ersten Gruppe das Gefühl erlebt, daß man etwas tun kann. Hernach haben sich die Erwartungen geändert. Obwohl ich von der Literatur her gewußt habe, daß nur rund 70% die Therapie erfolgreich beenden, erwartet man sich immer

einen 100%igen Erfolg. Für viele im Vinschgau ist es schwer, zu den Gruppensitzungen nach Schlanders zu kommen, weil sie vielfach dann nicht mehr nach Hause kommen. Viele, die die Therapie abschließen, abstinent geworden sind und gelernt haben, an ihrer Persönlichkeitsstruktur zu arbeiten, werden nach 3 – 4 Jahren rückfällig. Wir rechnen mit Rückfällen, es ist sogar Teil der Therapie. Oft können Rückfälle sogar sehr sinnvoll sein, weil sie dem Betroffenen eine weitere Einsicht ermöglichen. Der Rückfall ist für den Betroffenen sehr schmerzhaft. Denn vorher durfte er ein Trinker sein und jetzt hat er gelernt, abstinent zu bleiben. Die Trauer darüber muß gelernt werden.

Skolast: Heißt das, daß ihr wie die Anonymen Alkoholiker davon ausgeht, daß ein Alkoholiker immer Alkoholiker bleibt, auch wenn er aufgehört hat zu trinken?



Christian: Jawohl. Ein Alkoholiker kann nur trocken, d. h. abstinieren werden. Er kann nur die Kontrolle über den Alkohol finden. Mit diesem Bewußtsein muß jeder lernen zu leben. Nur verlangen wir nicht wie die AA, daß sich die Person als Alkoholiker präsentiert und so Bestandteil seiner offiziellen Identität wird. Er muß aber oft z. B. fragen, ob im Eis oder Kuchen nicht Alkohol enthalten ist.

Skolast: Ihr geht zu den Alkoholikern. Die AA sagen, daß man jemand nur helfen kann, wenn er den Tiefpunkt erreicht hat und selbst den Willen zur Hilfe bekundet.

Christian: Zugehen und Abwarten sind zwei Seiten eines Prozesses. Durch unser kulturelles Defizit wissen viele nicht, daß Hilfe möglich ist. Es heißt: »Der isch a Trinker, dem isch nit zu helfen«. Einzelne zeigen schnell Bereitschaft mitzuarbeiten. Es gibt andere, die Hilfe ablehnen. Es kann sein, daß jemand Spiegeltrinker ist, d. h. regelmäßig trinkt, ohne betrunken zu werden, aber regelmäßig trinken muß und sich nicht als Alkoholiker betrachtet. Es gibt dann den sporadischen Trinker, den Quartalsäufer, der 1 - 2 Wochen abstinent lebt und nach dem ersten Glas so lange trinkt, bis er umfällt. Wir leben in einer zwiespältigen Kultur. Alkoholismus wird zwar abgelehnt, die Trinkfestigkeit wird aber honoriert. Je mehr jemand verträgt und je mehr jemand trinkt, ohne abhängig zu werden, um so mehr wird er als starke Persönlichkeit geschätzt. So stellt unsere Gesellschaft einen guten Nährboden für gefährdete Menschen dar. Frauen unterliegen einer anderen gesellschaftlichen Kontrolle.

Skolast: Heißt das, daß Alkoholismus erst in einer späten Phase erkannt wird?

Christian: Ich glaube, viele wissen gar nicht, was Alkoholismus

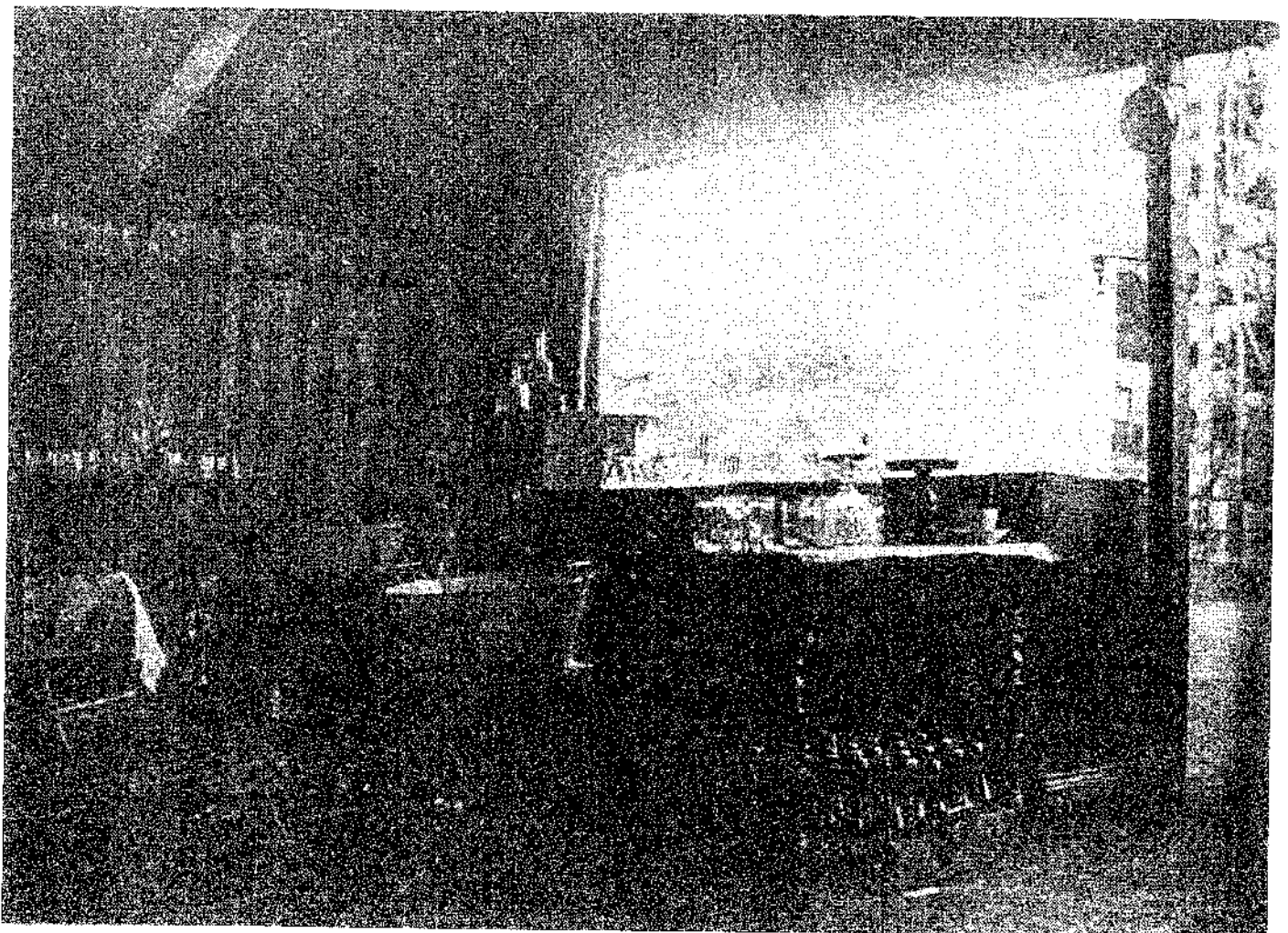
ist. Aufklärungsarbeit wäre notwendig. Wir sind zweimal eingeladen worden, in Schlanders und Taufers, das war recht gut.

Skolast: Bei den Medien und in der Öffentlichkeit stehen die illegalen Drogen im Mittelpunkt. Wie siehst du das?

Christian: Es hat sich ein bißchen was geändert. Das Alkoholproblem wird gerne tabuisiert. Das merkt man, wenn bestimmte Leute sich gegen Alkoholwerbung aufregen. Die Literatur aus dem deutschen Sprachraum spricht von 5 - 10% der Erwachsenen, die man als Alkoholiker bezeichnen kann. Die Gefährdeten und Familienangehörigen sind da nicht mitgezählt. Es gibt keine eindeutigen Zahlen für Südtirol. Aber von den kulturellen Voraussetzungen her, daß man trinken kann, wieviel man will und dafür noch belohnt wird, kann man annehmen, daß wir Südtirol nicht an der unteren Grenze der internationalen Statistik einzustufen haben. Es ist ein familiäres, ein psychologisches, ein gesellschaftliches, auch ein volkswirtschaftliches Problem.

Skolast: Gibt es eine Zusammenarbeit mit anderen Vereinen?

Christian: Es gibt vereinzelte Kontakte, keine systematische Zusammenarbeit. Wir möchten gerne einen Verein, eine Gemeinschaft bilden, um uns besser treffen und fortbilden zu können und auch um in der Öffentlichkeit stärker aufzutreten. Es bräuchte mehr Personal dazu. Wir können nicht alles tun. Der Drogenbeirat ist erst im Aufbau. Bisher hat er sich mit der Geldverteilung an die einzelnen Organisationen beschäftigt. In seiner weiteren Tätigkeit wird er sich sicher mehr mit Koordinierungsaufgaben, Weiterbildung der Mitarbeiter, Öffentlichkeitsarbeit, Aufklärungsarbeit, Entwickeln von Konzepten beschäftigen müssen. Oder die Interessierten gründen einen eigenen Verein, der das macht. Da wäre vielleicht besser. Zu tun gibt es genug. Alkohol ist sicher die Droge Nr. 1.



Eine neue Ordnung für die staatliche Sekundarschule

Überlegungen zu einer Reform

von Elisabeth Höglinger

Die Reform der Oberschule in Italien ist seit gut fünfzehn Jahren brandaktuell. Das hat zwei Vorteile und einen Nachteil. Einerseits kann man sich länger darauf vorbereiten und hadernd die Langsamkeit der italienischen Verwaltung entdecken, andererseits können sich Südtirols Bildungsgewaltige länger vor einer Verarbeitung drücken: »Wir werden's eh nicht mehr erleben«. Aber auch die Gentile-Reform von 1923 ist auch nicht blitzartig über die Bühne gegangen, sie ging von einer gesamtstaatlichen Lehrerkonferenz im Jahre 1907 aus, hielt dann aber entsprechend lange, wahrscheinlich bis morgen, übermorgen ... Deswegen ist es ganz gut, die neue Reform gründlich zu diskutieren, sie muß dann wieder entsprechend lange halten.

Wir setzen die Diskussion um die Oberschulreform, die wir im skolast 1/1983 begonnen haben, mit einem Artikel von Elisabeth Höglinger, fleißigen skolast-Lesern keine Unbekannte mehr, fort.

1. Einleitende Hinweise

Am vergangenen 8. März verabschiedete der Senat das Gesetz über die Reform der staatlichen Sekundarschule.

Bereits 1978 bzw. 1982 waren in der Kammer Gesetzestexte über die Neuordnung des Sekundarschulwesens genehmigt worden. Der wiederholte Regierungswechsel hatte Verzögerungen der Realisierung zur Folge; jedoch verbürgt die relative Stabilität der römischen Regierung, die wir seit zwei Jahren wahrnehmen können und die als Trend auch durch die Wahl vom 12. Mai 85 erneut bestätigt wurde, eine tatsächliche Inangriffnahme der Reform. Die Annahme des Gesetzes durch die Kammer ist zu erwarten und damit die Einführung der neuen Ordnung für die Sekundarschule im Verlauf der nächsten Jahre.

In der Südtiroler Öffentlichkeit, auch in professionell mit der Schule betrauten Organisationen und Gremien fand die Verabschiedung des Reformgesetzes kaum einen Widerhall. Vor etwa zwei Jahren haben Lehrerorganisationen eine Tagung über die Reform abgehalten, seither ist es um das große Vorhaben, das auf uns zukommt, still geworden. Weit eher kümmert man sich um Marginalien wie ein beanstandetes, weil angeblich das Schamgefühl von Mittelschülern verletzendes bundesdeutsches Biologiebuch (Leserbriefe, Diskussionsrunden im Fernsehen, Anfragen im Landtag).

Wir lassen das große Reformprojekt auf uns zukommen – völlig unvorbereitet: wir verabsäumen es sogar, uns wenigstens theoretisch damit zu befassen. Wir sind geneigt, das Ganze zu verdrängen oder aber mit der üblichen Argumentation abzutun: in Italien werden die Suppen nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht werden. Es wird auch mit dieser Reform nicht so scharf hergehen. Italien läßt mit sich reden, wir Südtiroler sind in einer besonderen Situation, wir können uns auf den durch den Faschismus verursachten Lehrermangel hinausreden und Reformaufschub erhalten etc.

Ein Blick in die italienische Reformgeschichte jedoch zeigt: die Suppen werden zwar langsam gekocht, aber sehr heiß gegessen. Reformen werden zwar sehr langsam vorbereitet und lange zerredet, aber sehr plötzlich, ohne eine vorbereitende Experimentationsphase und dazu noch in einer globalen Form durchgeführt. Ein Beispiel ist uns die Einführung der Einheitsmittelschule zu Beginn der sechziger Jahre, die in einer Zusammenlegung der drei letzten Schuljahre der Volksschule mit den drei ersten des Gymnasiums bestand. Damals genügte die anvisierte Regierungsbeteiligung der Sozialisten (centro sinistra), um den neuen egalitären Schultyp, der den bis dahin allein regierenden

Konservativen wegen der sozialen Niveaullierung natürlich nicht gefiel, zu realisieren.

Die seit fünfzehn Jahren die Regierungsverantwortung tragenden österreichischen Sozialisten haben ähnliche Pläne wie unsere Linksparteien in den sechziger Jahren, doch die Zusammenlegung der österreichischen Hauptschule mit dem Gymnasium bleibt anscheinend ein nicht realisierbares Vorhaben.

Die mit der Einheitsmittelschule teils vergleichbare, doch, wie wir sehen werden, ungleich umfassendere Sekundarschulreform wird die Ausbildung (in Schule und Berufswelt) der gesamten italienischen Jugendlichen zwischen dem 14. und 16. und zu einem großen Teil dann weiter bis zum 19. Lebensjahr tangieren. Und sie wird – davor dürfen wir die Augen nicht verschließen – auch unsere Südtiroler Wirklichkeit erfassen und verändern. Grund genug, das Reformgesetz kennenzulernen.

2. Das Gesetz über die neue Ordnung der staatlichen Sekundarschule

Im Gesetz wird folgender Ausbildungsvorgang vorgezeichnet: die neue Schule ersetzt restlos jeden bisher bestehenden Sekundarschultyp, einschließlich der Kunstlehranstalten und Konservatorien. Sie umfaßt (wie die meisten jetzigen Sekundarschulen) fünf Schuljahrgänge und erhält den einheitlichen Namen Lyzeum. Zugleich mit der Einführung der neuen Schule wird die Schulpflicht um zwei Jahre angehoben, d.h. alle Schüler werden bis zum 16. Lebensjahr in irgendeiner Form ihrer Schulpflicht genügen müssen. Was die Schulgewerkschaften beklagen, was aber von denjenigen, die die Reform auch realisieren müssen, ohne Zweifel begrüßt werden wird, ist die im Gesetz vorgesehene Konzession, daß die beiden zusätzlichen Schuljahre entweder innerhalb der neuen Sekundarschule (im Biennium) oder aber in Berufsschulen, eigens einzurichtenden Kursen u.ä. abgeleistet werden können.

Das jünffährige Lyzeum hat folgenden Aufbau:

Es besteht aus vier großen Fachrichtungen (settori), nämlich

1. Kunstausbildung (delle arti)
2. Humanistische Ausbildung (umanistico)
3. sozial- und informationswissenschaftliche Ausbildung (della scienza sociali e delle informazioni)
4. wissenschaftlich-technologische Ausbildung (scientifico-tecnologico)

In diesen vier Fachrichtungen die alten Schultypen ausmachen zu wollen, ist sicherlich nicht im Sinne des Gesetzgebers. Die neue Schule ist ein völlig neues Orientierungsmodell und mit unseren alten Schulen kaum noch vergleichbar.



Wir geben ein Beispiel: Fachrichtung 1 (delle arti) wird in ihrer Ausrichtung und damit in ihrem Detailfächerangebot so beschrieben (Art. 25): „Die Spezialfächer der Fachrichtung **Kunstausbildung** sehen eine Ausbildung in der Formgebung der bildenden Künste, eine Ausbildung in der Projektierung für Industrie, in der Projektierung für Bühnenkunst u.ä. sowie Musikausbildung vor. Darin sind zwar teilweise die Ausbildungswege der bestehenden Kunstlehranstalten und Musikkonservatorien integriert, aber zugleich ein bedeutendes Wachstum des Unterrichts- und Ausbildungsangebots vorgezeichnet. Worin die neue Schule am ehesten der alten gleichen wird, sind die beiden ersten Schuljahre, das Biennium, das wegen der angehobenen Schulpflicht von fast allen Jugendlichen zwischen dem 14. und 16. Lebensjahr besucht werden wird (und das riskiert zu einer verlängerten Mittelschule zu werden, was nicht im Sinne des Gesetzgebers ist).

Diese beiden ersten Schuljahre haben ein Angebot von Pflichtfächern (area comune), das drei Viertel des Stundenplans deckt; das restliche Viertel wird Spezialfächern gewidmet sein, für die sich der Schüler frei entscheidet und die in die vier großen Fachrichtungen einführen, welche dann die Ausbildung im Triennium beherrschen. Das Überwecheln von einer Spezialisierungsrichtung in die andere ist möglich und wird durch Zusatzkurse und Eignungsprüfungen bewerkstelligt. Die Pflichtfächer (area comune) werden im Triennium weitergeführt, ihr Anteil am Stundenplan nimmt aber drastisch ab.

Das Kernstück der Reform, das eigentlich Neue daran, ist sicherlich der hochspezialisierte Ausbildungsweg der letzten drei Jahre. Die vier großen Fachrichtungen gliedern sich in eine Vielfalt von Spezialisierungsfächern, die wohl den Charakter von universitären Leistungskursen haben werden, hinzu kommen Wahlfächer (von den Klassenräten vorzuschlagen), Laborarbeit und Praktika. Die Ausbildung hat zwei Stoßrichtungen, die eine stärker wissenschaftliche soll eine Propädeutik für das Universitätsstudium sein, die andere, praktisch angelegte, eine Vorbereitung für Arbeit und Beruf vermitteln.

Der Gesetzestext, der im allgemeinen mit Details nicht geizt, gibt über dieses Kernstück der Reform nur vage Hinweise – mit Absicht, wie man sofort feststellt. Im Art. 27 des Gesetzestextes wird nämlich an verschiedene Gremien (Accademia dei Lincei, Consiglio nazionale delle ricerche, Consiglio nazionale dell'economia e del lavoro, il Ministro e il Consiglio nazionale della pubblica Istruzione, il Consiglio nazionale universitario) die Aufgabe delegiert, innerhalb kurzer Fristen für die vier Fachrichtungen Fächerkombinationen zu entwerfen sowie ihre Lehrprogramme zu erstellen und ihren Anteil am Stundenplan festzulegen. Dieses Werk wird in permanenter Zusammenarbeit mit Parlaments- und Regierungsangehörigen vollbracht. Die Unterrichtsprogramme müssen die Lehrfreiheit berücksichtigen

und sollen alle sieben Jahre überholt werden. Großzügige Lehrerfortbildungsvorhaben sollen gleichzeitig anlaufen, um diejenigen, die diesen hochspezialisierten, ganz den Anforderungen des postindustriellen Zeitalters entsprechenden Unterricht und seine bis dato noch unbekanntem Inhalte vermitteln sollen, für diese Aufgabe vorzubereiten.

Im Hinblick auf Raumnutzung und Konzentration der Schulpopulation ist vorgesehen, daß möglichst alle Fächer (Pflichtfächer, Spezialisierungsfächer, Labor, Praktika, Wahlfächer), die zu einer der vier großen Fachrichtungen gehören, in einem Gebäude unterrichtet werden. Ein solcher Schulkomplex soll Raum bieten für nicht weniger als 400 und nicht mehr als 1000 Schüler. Diese Zahlen sind einsichtig, da sonst die vielen angebotenen Kurse entweder unter- oder überbelegt wären. Eingeräumt wird allerdings, daß bei bestimmten sozialen bzw. geographischen Gegebenheiten (kleinere Ansiedlungen) von diesen Richtzahlen abgegangen werden kann. Als Abschluß des fünfjährigen Ausbildungsgangs ist eine Diplomprüfung, die den Wert einer Staatsprüfung hat, vorgesehen. Zwischenprüfungen gibt es nicht, jedoch werden Bestätigungen über Jahresabschlüsse gegeben. Verfügungen über Termine des Reformbeginns und -fortgangs, über von Provinzbehörden zu erstellende Nutzungspläne der Räumlichkeiten, über die Übernahme der Direktoren, Lehrer, des Verwaltungspersonals in die neue Schule, über Vergütungen für Extraarbeit, über Finanzierung der ganzen Reform runden den aus 37 Artikeln bestehenden Gesetzestext ab.

Das Reformprojekt ist ebenso ehrgeizig wie wagemutig; es greift die Reformgedanken der letzten fünfzehn Jahre auf und bietet als Ergebnis eine Art Gesamtschule an, die aber beispielsweise nicht völlig der deutschen Gesamtschule gleichzusetzen ist, und die zweitens eine Alternative neben den weiterexistierenden traditionellen Schultypen ist. Ein zusätzliches Angebot, das genutzt werden kann. Wagemutig ist unsere neue Schule vor allem wegen ihrer Ausschließlichkeit, weil sie die alleinige Sekundarschule sein wird, die also besucht werden muß. Man wird, selbst wenn man zu den grundsätzlichen Befürwortern der Reform zählt, den großen Neuerungen mit mehr Sorge als Freude eintgegenblicken.

Diese Sorge gilt der fast völlig fehlenden Experimentierphase, der Plötzlichkeit, mit der die neue Schule ihren Anfang haben wird, der mangelnden Vorbereitung des unterrichtenden Personals, den Schwierigkeiten, die mit Räumlichkeiten, Unterrichtsprogrammen, Stundenplänen usw. zu erwarten sind. Nachdenklich stimmt die Tatsache, daß die Reform jetzt kommt, wo wir uns pädagogisch-didaktisch gesehen, nach einer sehr neuerungsfreudigen Zeit, in einer reformfeindlichen oder zumindest in bezug auf Reformen vorsichtig gewordenen Zeit befinden. und wo wir es zunehmend mit einem Schülertyp zu tun haben, der



auf das Informationsüberangebot mit Passivität zu reagieren beginnt.

Fragen muß man auch, warum das Kornstück der reformierten Schule, das eigentliche Aussehen der Trienniums erst jetzt, nach Genehmigung des Gesetzes, durch die genannten Gremien eine Projektierung erfahren soll, so daß derzeit niemand von der neuen Schule eine konkrete Vorstellung haben kann und eine Vorbereitung etwa auf die neuen Unterrichtsinhalte und -methoden nicht möglich ist.

Bedenklich stimmt schließlich die Tatsache, daß diese mit der Projektierung betrauten Gremien sich vornehmlich aus Fachleuten aus Kreisen der Wirtschaft, der Wissenschaft und Forschung zusammensetzen, daß also Kriterien wie Didaktik, Pädagogik, man möchte sagen: die menschliche Seite des Unterrichts, als zweitrangig angesehen werden.

3. Die Reform und Südtirol

Der Text des Reformgesetzes gibt wiederholt Hinweise auf die besondere Situation der Gebiete mit ethnischer Minderheit, mehrmals wird die Region Trentino-Südtirol genannt, es werden ihr autonomer Status erwähnt und die vertragsmäßig verankerten Rechte des Schutzes von Sprache und Kultur, u.zw. in dem Sinne, daß die reformierte Schule in keinem Falle durch ihre Bestimmungen und Einrichtungen diese Rechte beeinträchtigen dürfe (Art. 12, 21 und passim). Z.B. muß in der neuen Sekundarschule in allen fünf Jahrgangsklassen eine Fremdsprache unterrichtet werden, von welcher Bestimmung jedoch die Minderheitsgebiete ausgenommen sind, da dort ja ohnehin zweisprachiger Unterricht besteht.

Um eine Vorstellung davon zu haben, was mit der reformierten Oberschule auf uns Südtiroler zukommt, kann ein Vergleich mit der Einheitsmittelschule, die demnächst ein Vierteljahrhundert alt sein wird, dienen. Diese Schule hat nach all den Jahren in Südtirol ihre Kinderkrankheiten noch nicht ganz überwunden, wenngleich man sie alles in allem als eine positive Ausbildungseinrichtung werten darf. Wäre ihre Einführung stufenweise erfolgt, mit einer intensiveren Vorbereitung auf die umfassenden Bedürfnisse, die sie brachte (Lehrerbedarf, Schülertransporte, Räumlichkeiten), dann wären unseren Kindern viele Leiden erspart geblieben. Es ist fast schon peinlich, spricht man von den Negativseiten der Einheitsmittelschule, mit dem Lehrermangel und dem Supplentenproblem zu beginnen. Allzuoft mußten die Supplenten als Sündenböcke herhalten. Ich möchte weniger deren mangelnde Qualifikation rügen, als vielmehr ihren prekären berufsrechtlichen Status beklagen. Großzügige Versuche von Sanierungen (Brixner Supplenten etc.) fruchteten wenig, noch immer unterrichten in der Mittelschule 41% Supplenten, in der Sekundarschule immerhin 16%. Die reformierte Oberschule wird den Bedarf an Lehrern wegen der

angehobenen Schulpflicht sehr steigern, und das Supplentenproblem wird ein Provisorium auf Dauer. Zu erwarten ist auch ein ziemlich starker Pensionierungsschub bei Lehrkräften, die es in der bestehenden Sekundarschule noch ein Weilchen ausgehalten hätten (mit altbewährten Programmen und bekanntem Trott), die aber nach längerer Lehrtätigkeit sich eine so gewaltige Neuorientierung, wie sie die Reform darstellt, nicht mehr zutrauen.

Leichter wäre eine Rekrutierung des unterrichtenden Personals, wenn es in Südtirol universitäre Strukturen gäbe, die den Charakter dauerhafter Einrichtungen (auch zum Zweck der Forschung) hätten. Den Feinden solcher Einrichtungen, die bekanntlich in der Landesregierung sitzen, entgeht, daß die Ausbildung von Lehrern ja ohnehin zu einem wesentlichen Teil mit Hilfe irgendwelcher Kurse innerhalb Südtirols erfolgte und erfolgt. Selbst eine im Augenblick der Reform der Oberschule so notwendige Struktur wie das Pädagogische Institut, das die Ausarbeitung von Unterrichtsprogrammen bzw. deren Adaptierung für unsere besondere Situation (der Gesetzestext bietet in dieser Hinsicht Freiräume, die wir ausfüllen müßten) übernehmen könnte, kommt über eine Planungsphase nicht hinaus.

Wir werden dastehen im Augenblick der Reform ohne eigene Universität, die für Forschung und Lehrernachwuchs sorgt, ohne Pädagogisches Institut, das vielfältigste abstützende und ausbildende Funktionen übernehmen könnte, und wir werden daher den wohlbekannten Notschrei ans Ausland richten und in Richtung Rom um Moratorien flehen.

Hingewiesen sei, daß der Bedarf an ausgebildetem Unterrichtspersonal auch dadurch vergrößert wird, daß für Grundschullehrer und Kindergärtner ein Universitätsabschluß erforderlich wird.

Über das evidente Problem des Lehrermangels vergißt man leicht andere Schwierigkeiten, die die Einheitsmittelschule der frühen sechziger Jahre mit sich brachte und die durch die reformierte Sekundarschule eine Neuaufgabe erfahren werden. Es handelt sich um den Mehrbedarf an Räumlichkeiten, um die erneute Schülerkonzentration in einigen wenigen Schwerpunktschulen. Schon jetzt stellt die Fahrerei, die Entfremdung durch das Verlassen des Heimatortes für die Mittelschüler eine erhebliche physische und psychische Belastung dar. Sie war dramatisch in den ersten Jahren der Einheitsmittelschule, als ein funktionierendes Transportsystem noch nicht aufgebaut war und Elljähriegen Fußstrecken zugemutet wurden, die kein Erwachsener bewältigen würde.

Daß durch die ethnische Trennung des Schulwesens zusätzliche Komplikationen zu erwarten sind, liegt auf der Hand.

Unsere Südtiroler Schulwirklichkeit kennend, darin arbeitend kann man die neue Ordnung der staatlichen Sekundarschule nur mit Sorge kommen sehen.

»Dieses unguete Gefühl«

Interview mit dem öster. Bundespräsidenten Rudolf Kirchschläger

Skolast: Herr Bundespräsident, wir wissen von Ihrem Engagement in der Südtirolfrage. Sie leiteten die österreichische Delegation bei den Genfer Verhandlungen. Damals wurden die Grundlagen für das Paket formuliert. Könnten Sie die wesentlichsten Etappen dieses politischen Lösungsversuches, nachdem man auf einen rechtlichen Verzicht hatte, für uns noch einmal darstellen?

Kirchschläger: Es war so: Seit 1957 bin ich mit der Südtirolfrage beschäftigt. Ich war damals Leiter der Völkerrechtsabteilung im Außenministerium. Meine erste Aufgabe war, wie bekommt man Italien vor den internationalen Gerichtshof. Damals war die Tendenz einer rechtlichen Lösung. Später hat sich das gewandelt, man versuchte einer rechtlichen Lösung auszuweichen, weil man zur Überzeugung kam, das Lebensrecht eines Volkes äußert sich nicht nur in formal-juristischen Worten. Es mußte eine politische Lösung, eine Teilnahme Südtirols an der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung und eine Erfahrung seiner Eigenständigkeit herauskommen. Ich habe an den Gesprächen auf Ministerebene und an den Expertengesprächen

teilgenommen. Nach dem Zusammenbruch dieser Verhandlungen haben wir dann nach neuen Wegen gesucht und einer dieser Wege waren die vertraulichen Gespräche, die Katrein und ich auf österreichischer Seite und Gaia und Toscano auf italienischer Seite in London geführt hatten. Das Schwierige an den Verhandlungen war, daß man gar nicht ganz leicht einen einheitlichen Südtiroler Standpunkt herstellen konnte; dann mußte dieser Standpunkt mit den österreichischen Vorstellungen koordiniert werden und wenn man dann endlich eine gemeinsame Meinung hatte, mußte man sie gegen die Italiener durchsetzen. Das hat die Verhandlungen natürlich sehr kompliziert, aber wir haben uns nie trennen lassen voneinander. Es wäre ja sicher die Versuchung groß gewesen für Innsbruck, sich von Wien zu trennen oder gelegentlich auch für Südtirol, einen eigenen Weg zu gehen. Dementsprechend mußte auch sehr viel Zeit für interne Gespräche aufgewendet werden, aber letztlich ist man immer wieder nur einen Weg gegangen, der von der Mehrheit der Südtiroler – nicht immer von allen – und von den Nordtirolern und von uns geteilt wurde. Das war letztendlich auch das Geheimnis dafür, daß es gelungen ist, diesen Maßnahmenkatalog und den Operationskalender für die Durchführung durchzusetzen.

Sk.: Sie sagen, daß es schwierig war, eine einheitliche Basis festzustellen. Welcher Begriff von Volksgruppe oder Ethnizität lag den Gesprächen zugrunde?

K.: Wir haben einfach von den Südtirolern als einer österreichischen Minderheit gesprochen, wir haben hier nicht große Begriffsbestimmungen vorgenommen. Der Arbeitsbegriff war, die Südtiroler, die österreichische Minderheit in Italien.

Sk.: Nun ist es aber so, daß in dieser Bestimmung heute doch Präferenzen erkennbar werden. Zentraler Begriff dabei ist die Sprache, sie ist das Motiv der Begründung von Volksgruppe. Man könnte es so formulieren, daß die Volksgruppe als politische Verwirklichung von Sprachgemeinschaft verstanden wird. Wie stehen Sie zu diesem Erklärungsversuch?

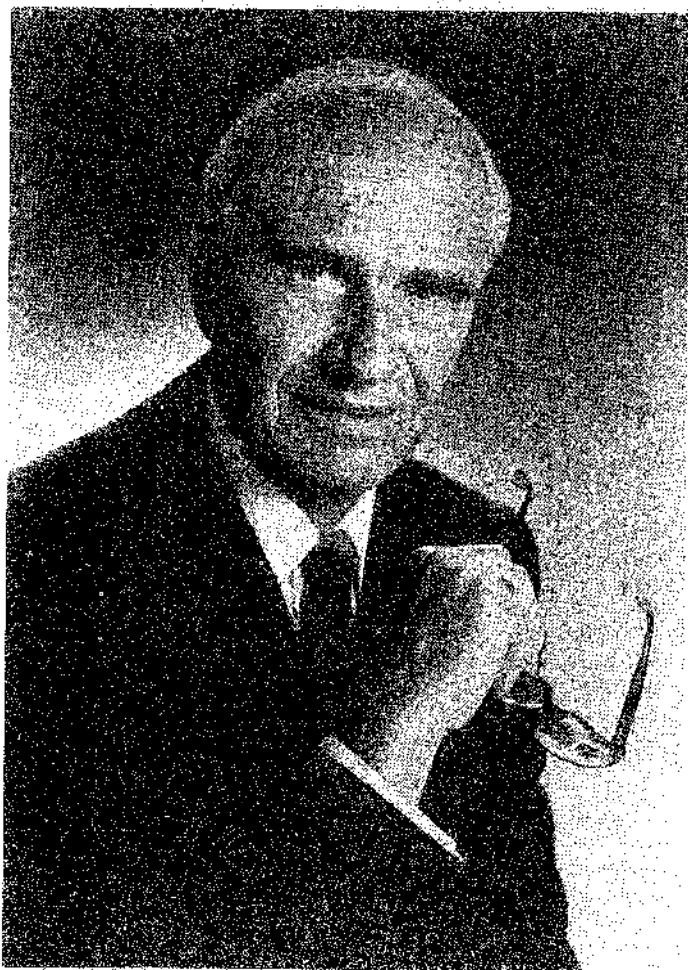
K.: Wir haben sie damals verstanden als einen historisch gewachsenen Teil Tirols, der durch die Vorgänge der europäischen Geschichte von Österreich abgetrennt wurde. Wir haben hier nicht Identifizierungsversuche vorgenommen. Ich habe nie daran gezweifelt, wer die Südtiroler sind, es sind die Tiroler südlich des Brenners, die deutsch reden.

Sk.: Sie gingen also von einem territorialen Begriff aus?

K.: Nein, ich glaub' eher geschichtlich bedingten, territorialen und natürlich sprachlichen. Der Südtiroler hat nun einmal deutsch gesprochen. Wir haben bewußt nie den englischen Begriff aus dem Gruber-Degasperi-Abkommen verwendet, german speaking element. Da wär mir der Benediktter schon über den Rüssel gefahren, wenn ich gesagt hätte, die Südtiroler sind das deutschsprachige Element, sondern es waren halt die Südtiroler und ich muß sagen, da hätte es schon der Wissenschaft bedurft, um darin Zweifel zu setzen.

Sk.: Das würden wir gar nicht bezweifeln, daß für Sie klar war, wer die Südtiroler waren. Unsere Frage geht in eine andere Richtung. Es geht darum, daß Sprache in der politischen Strategie eine ganz bestimmte Funktion einnimmt.

K.: Ja, natürlich, aber nicht die Sprache allein, sondern die



Geschichte, das ganze Werden, hat doch den gleichen Stellenwert wie die Sprache.

Sk.: Ich komme noch einmal auf meine Frage zurück. Es ist heute so, daß vermehrt Sprache diffuse Vorstellungen von Gemeinsamkeit wachgehalten werden. Sprache wird zum zentralen Symbol von Volksgruppe gemacht. Gerade dieses Moment scheint uns verdächtig insofern die Symbole scheinbar austauschbar sind. Beispielsweise war bei den Wahlen von 1978, angesichts des historischen Kompromisses von Identität, Gemeinsamkeit und den dazugehörigen Symbolen wenig zu hören. Im Vordergrund stand die Abwehr des Kommunismus.

Wir haben mit diesen Begriffen und Symbolen Schwierigkeiten. Es ist für uns ein Problem, uns als Gruppe in dem Sinn wie es verlangt wäre zu identifizieren. Bestimmte historische Erfahrungen, die für die bestehende Politik sicher konstruktiv waren und sind, haben wir nicht gemacht. Trotzdem definiert sich Südtirol immer noch entlang dieser Erfahrungen, obwohl wir zweifellos zu einem anderen Selbstbewußtsein fähig wären.

K.: Ich muß sagen, daß mir das bis jetzt gar nicht aufgefallen ist, da bin ich erst durch Sie darauf hingewiesen worden. Ich hätte gedacht, der Begriff Südtirol wäre außer Streit. In unseren Gesprächen wurde er weder von den Italienern noch von den Südtirolern in Frage gestellt. Es handelt sich offenbar um eine Entwicklung, die in diese Richtung geht.

Sk.: Wir aber haben diese Erfahrung nicht gemacht und trotzdem sollten wir uns kritiklos einer Identität unterstellen, von der wir nicht einmal genügend in der Schule gehört haben.

K.: Schön, es gibt aber eine Geschichte, die man selbst nicht erlebt hat. Ich hab auch nicht die geschichtliche Erfahrung der Monarchie gemacht. Davon habe ich keine eigene Wahrnehmung und trotzdem ist für mich die Monarchie eine bestehende Größe in der Geschichte Österreichs, die ich nicht einfach vergessen kann, weil ich sie nicht erlebt habe, sondern die ist Teil der Erfahrung, die wir als Erfahrung des Volkes anzunehmen haben. Ich habe gedacht, das müßte bei ihnen genauso sein, denn wenn man nur auf die Sprache abstellt, dann scheint mir das zu wenig zu sein.

Sk.: Zu wenig, weil sich dahinter eine Strategie verbirgt.

K.: Das hat den Grund, daß die Stärke einer Volksgruppe an irgendwas gemessen werden muß und man mißt sie am einfachsten Merkmal, das nach außen auch leicht erkennbar ist, und das ist die Sprache. Zählen kann man nicht nach Menschen, die ein historisches Erbe in sich tragen, sondern man muß eine äußere Erscheinungsform nehmen, die Sprache. Sie ist, glaub ich, ein Element der Zuordnung, aber die wirkliche Zugehörigkeit setzt die Gemeinschaft, die aus der Geschichte gewachsen ist, voraus.

Sk.: So gesehen, gibt es aber auch die italienisch-sprachigen Südtiroler, die ebenso zur Geschichte gehören. Die ältere Generation lebt ihnen gegenüber in Assimilierungsängsten.

K.: Diese Angst hat in der Zeit, wo ich an den Verhandlungen teilgenommen habe, immer bestanden. Man hat immer die Meinung vertreten, in dem Augenblick, wo man eine zu enge Verbindung eingeht, wo gar kein Problem mehr zwischen Mehrheit und Minderheit besteht, wird eben eine sehr starke Assimilierung eintreten, wie sie z. B. bei den Slovenen zu verzeichnen ist. Man verliert den Sinn dafür, daß man Opfer bringen soll für die Tatsache, daß man einer Minderheit angehört. Man bekommt ein stolzes Gefühl, wenn man von der Mehrheit akzeptiert wird. Das sind Gefahren, die wurden die ganze Zeit über etwas überspitzt gesehen. Eine Minderheit neigt dazu, den Kampf zu suchen, denn im Kampf liegt die Ablehnung der Assimilierung und darin liegt, so glaubt man vielfach, die Sicherheit des Fortbestehens.

Sk.: Diese Angst lähmt das Land gerade in kultureller Hinsicht, man schottet sich nach allen Seiten ab und bringt sich in eine Ghettosituation. Letztlich schafft sich die Minderheit in dieser Nabelschau selbst ab.

K.: Das mag schon sein, daß diese Gefahr besteht. Ich glaube, daß es für Sie als junge Menschen leichter ist, Ihre Situation als Minderheit unter großzügigeren und offeneren Aspekten zu sehen, als dies für Ihre Väter oder Großväter war, die eben wirklich, fast möchte ich sagen, in verzweifelnem Kampf gestanden sind, nicht aufgesogen zu werden. In dieser Zeit hat wirklich nur der ganz strenge Zusammenhalt vor der Integration gerettet. Als die Gefahr am größten war, da waren die Südtiroler im wesentlichen ein bäuerliches Volk. Heute ist es ihnen, ich würde sagen in den letzten 20 Jahren, gelungen, in alle Berufe einzudringen. Damit hat sich die Sicherheit des Bestandes der Minderheit gewaltig erhöht. Eine Minderheit, die nur aus einer Berufsgruppe besteht, die hält sich nicht, die geht unter. Sie muß in sich alle Strukturelemente eines Mehrheitsvolkes haben. Es müssen Arbeiter sein und Bauern, Gewerbetreibende und Akademiker, es müssen Reiche sein und Arme, damit ein lebendiger Körper vorhanden ist.

Sicherlich sind die Älteren von dieser Zeit geprägt und ganz sicher läßt sich dadurch zum Teil die Assimilierungsangst erklären.

Sk.: Es ist bezeichnend, daß das System, das die Identität gewährleisten soll, vor der Massengesellschaft, den Medien und dem Tourismus versagt. Auf diese Weise werden die Verhaltensweisen, die Ethnien letztlich ununterscheidbar. Die Kultur der Provinz wird zur Folklore, ethnische Symbole werden verdinglicht. D. h. über den Irrationalismus von Identität und der Angst um sie legt sich der Rationalismus des symbolischen





Touristen weg. Es gibt eben Gemeinden, die sagen: »Bei uns nicht!« Das sind Grenzen, die man sich setzt und ich halte es für vernünftig, wenn man daran erinnert sollte jemand ungeduldig werden; aber ich möchte nur davor warnen, wenn sie meinen, mit der Ungeduld oder der Unzufriedenheit nun das Bad in der einen oder anderen Richtung ganz ausschütten zu können. Das wird nicht gehen, ohne daß das Volk Schaden leidet.

Sk.: In Südtirol macht sich eine Tendenz zur Radikalisierung bemerkbar. Auf der einen Seite aus diesen alten Ängsten, auf der anderen Seite ...

K.: ... aus den neuen Ängsten!

Sk.: ... auf der anderen Seite bei den Italienern aus einem Nicht-Wahr-Haben-Wollen geschichtlicher Fakten. Man hat es sicher lange versäumt, deutsch als zweite Sprache wirklich ernst zu nehmen. Diese Radikalisierung stellt sehr viel von dem, was schon erreicht ist, wieder in Frage. Wie glauben Sie kann man diesen Tendenzen begegnen, sowohl auf italienischer als auch auf südtiroler Seite?

K.: Daß es eine Radikalisierung gibt, das habe ich auch von der Ferne gesehen, letztendlich haben es die Wahlen gezeigt. Ich kann über die Presse keine Ratschläge geben, das hat man international nicht gerne. Die Schwierigkeit liegt, glaube ich, darin, daß sie in der Regel zweisprachig aufgewachsen sind, daß sie also in einer ganz anderen Situation aufgewachsen sind als ihre Eltern und auch ganz anders als die gleichaltrigen Italiener, die im wesentlichen, Sie haben es richtig gesagt, immer geglaubt haben, sie werden mit ihrer italienischen Sprache in Südtirol absolut herrschen. Daraus entstehen jetzt diese Krampfzustände, die jetzt fühlbar werden.

Sk.: Sie würden das Wahlergebnis als Reaktion bewerten?

K.: Ja, als Reaktion auf dieses unguete Gefühl, das auf der einen Seite die Italiener haben, die sagen, wir können nicht mehr Deutsch lernen, wir habens versäumt, und auf der anderen Seite auf das Gefühl der älteren Südtiroler, die der Offenheit der jüngeren Generation mit einer Angst begegnen, die eben aus geschichtlichen Erfahrungen stammt.

Sk.: Eine letzte Frage. Bei den Staatsvertragsfeiern ist der Club Slovenischer Studenten mit einer Resolution an die Öffentlichkeit getreten, die besagt, daß wesentliche Bestimmungen des Staatsvertrages nicht eingehalten wurden. Österreich als Schutzmacht der ...

K.: Ich vertrete seit langem den Grundsatz, daß ich mich nicht in eine Diskussion über Erfüllung oder Nicht-Erfüllung eines Vertrages einlasse. Ich war lange genug Jurist, um fähig zu sein, die Erfüllung zu beweisen oder auch die Nicht-Erfüllung. Es handelt sich hier um eine Interpretationsangelegenheit. Mir ist es weit wichtiger, das Gesamtvolk zur Überzeugung zu erziehen, daß man eine Minderheit nicht nur gleich behandeln muß, sondern daß man ihr ein Plus geben muß, damit sie, die unter schwierigeren Bedingungen lebt, überleben kann. Daß diese meine Überzeugung nicht überall in Österreich vertreten wird, wissen Sie genauso wie ich. Was die Schutzmachtfunktion anbelangt, sie besagt, daß wir ein Vertretungsrecht gegenüber Italien haben. Italien kann uns gegenüber also nicht einwenden, daß uns Südtirol nichts angeht. Das ist der Text des Gruber-Degasperi-Abkommens und auch der Resolutionen der Vereinten Nationen. Unsere Pflicht, Südtirol zu vertreten, ist nirgends festgelegt, in keinem Vertrag, auch nicht in der Verfassung, aber ich glaube, sie ergibt sich aus der Geschichte. Daraus, daß Österreich sich zur Geschichte nicht nur bis 1918 bekennt. Daher kommt eben das Zusammengehörigkeitsgefühl, und ich glaube, es ist bis heute so stark, daß es sich keine österreichische Regierung erlauben könnte zu sagen, nein, ich vertrete Südtirol nicht mehr.

(Mit Dr. Kirchschräger sprachen Meinrad Volgger und Heinrich Schwazer)

Tausches. Wir empfinden das als besonders schmerzhaft und meinen, daß mit der Identität ein doppeltes Spiel getrieben wird. K.: Ich meine, es wird kein Spiel getrieben. Ein Land mit der geographischen Lage Südtirols und mit der wirtschaftlichen Struktur muß nun einmal einen Fremdenverkehr haben. Und einen Fremdenverkehr der absoluten Enthaltsamkeit, der keinen Einfluß ausübt, den gibt es nicht, weder in Nordtirol noch in Südtirol. Das Risiko ist dabei nicht minderheitsbedingt, sondern es handelt sich um ein Risiko, das überhaupt der Fremdenverkehr mit sich bringt.

Sk.: Natürlich, aber angesichts dieser Tatsache muß doch ein Reden über Volkstum und Identität notwendig antiquiert erscheinen?

K.: Ich weiß nicht, ob es antiquiert erscheinen muß. Es kann auch ein Mahnungsprozeß sein in diesem Akkommodierungsprozeß an die internationale Lebensweise der Touristen, nicht zu weit zu gehen. Vor allem aber diesen Prozeß nicht im Inneren fortzusetzen. Natürlich mag es ein Widerspruch im Prinzipiellen sein, aber es gibt eben auch Fakten, die gewisse Zwänge mit sich bringen.

Sk.: Die sollte man akzeptieren?

K.: Sie müssen nicht, aber ich weiß nicht, ob Südtirol den wirtschaftlichen Stand, den es hat, ohne Tourismus hätte. Und einen Tourismus, der sich aufs Frühstück und Abendessen beschränkt, den gibt es nicht.

Sk.: Um noch einmal den Widerspruch zu betonen, daß einerseits immer wieder die alten Werte aufgewärmt werden und andererseits ...

K.: Die Lösung liegt wohl nur in dem Suchen eines vernünftigen Maßes. In der Betonung aller Traditionen und Qualitäten, von denen die Verantwortlichen meinen, daß sie den Südtirolern innewohnen oder innewohnt sind. Auf der anderen Seite im Tourismus jenes Maß zu halten, das ja auch bei uns wiederholt anzutreffen ist, indem beispielsweise Bürgermeister oder Pfarrer predigen, die ganze Seele wollen wir uns nicht verkaufen. Außerer Zeichen war ja, daß man angefangen hatte, auch schon die Speisekarte nach Manier der Touristen zu schreiben, daß man auch im Lebensstil, sagen wir, »Baden oben ohne«, geglaubt hat, das unbedingt gestalten zu müssen, sonst gehen die

KROPFEN*

* und Farben: bloß: WORAUF noch?

Die hier versammelten Texte stehen in engem Zusammenhang mit den einzigartigen Bemühungen der Südtiroler Hochschüler-schaft für eine bessere Effektivität im speziellen und für eine bessere Gesellschaft im allgemeinen.

Historische Verflechtungen des ESSENS sowie des TRINKENS seien hier nur angedeutet:

»GRAF (mit starrem Blick): Wissen Sie, wer Bismarck vergiftet hat?

Hupka: Ja. Niemand.

GRAF: Falsch. Ein Rohköstler. Wissen Sie, warum?

Hupka: Weil's wahr ist.

GRAF: Weil Bismarck Protestant war! Wie ich dokumentarisch nachgewiesen habe, ringen die Rohköstler und die Protestanten seit dem Frieden von Tilsit um die Weitherrschaft. Wer ist schuld, daß die Mächtigsten den Krieg ver.....«

--- meint Jura Soyfer 1937 in »Astoria«.

Daß die Gesellschaft im Endeffekt grundschlecht ist, konnten die geschätzten Leser des Skolasten leizahin deutlich erkennen: Hatte man noch aufgrund bemerkenswerter Zeilen in den »Dolomiten« tatsächlich geglaubt, der alte Rampold könnte mit uns etwas Jüngeren den ersten Stein des Anstosses direkt in die polierte Auslage des neuen - hammsienochmichgewusst?? - MC DONALDS schleudern, wurde man am 26. 10. 1985 in den Dolomiten-Inseraten, dem ernstesten Teil dieser Zeitung, doch eines Besseren belehrt: 1 ganze Seite MC DONALDS, mitten in Südtirol. Schwamm darüber, alter Josef, bist 1 guter Amerikaner und kein 'facking boy', wie du noch im April dieses Jahres geglaubt hast.

Mit einer Träne im Aug' ob deines leeren Glases wünschen wir dir wenigstens guten Appetit.

Deine SKOLAST-Redaktion.



Ò Ragù

Salerno, aprile 1985

Carissimo don Mascarpone!

Una volta nelle case della gente del popolo, la carne veniva consumata soltanto una volta la settimana. Spesso cucinata al ragù. La riuscita di un buon ragù dipende soprattutto dalla scelta degli ingredienti. La carne è quasi sempre costituita dal lombo di vitellone, ma è altrettanto squisito preparato con carne di maiale (insuperabili le costolette "custatelle"). Altro ingrediente la cui scelta dovrebbe essere presa in considerazione è il pomodoro. D'estate si possono usare dei pomodori della qualità San Marzano passati al setaccio. In inverno si usa in sostituzione la passata in bottiglia, che qui in Campania ogni famiglia prepara in quantità tale che possa bastare per tutto l'inverno. (Voi Tirolesi arrangiatevi ...). Altro ingrediente è "A CUNZ'EVERA", il concentrato di pomodoro del quale ti accento come si preparava una volta:

Si lessano i pomodori che sono stati precedentemente "SCHIATTATI" schiacciati, si passano al setaccio per privarli della buccia e dei semi. Ottenuta così la salsa, si versa in piatti di terracotta e la si espone per diversi giorni al sole (il periodo ottimale è luglio - agosto quando il sole è forte), fin quando non sia diventata molto scura e ben soda. Si tenga cura di mescolarla una, due volte al giorno con un cucchiaino di legno. Messa in

barattoli con l'aggiunta di qualche foglia di basilico la si conserva velata appena di olio e coperta con foglie di fico, il conservante è il sale che va aggiunto prima di aver esposto la passata al sole. In sostituzione si può usare il doppio concentrato industriale. Ed ora veniamo alla vera e propria esecuzione. Si mette a soffriggere in una pignatta di terracotta (deve essere abbastanza capiente) un trito di cipolla, aglio, lardo e un po' di carota con l'aggiunta di strutto o in sostituzione olio d'oliva e ovviamente la carne. Quando le cipolle cominciano a prendere colore si versa un po' di vino bianco che si lascia evaporare a fuoco vivo. A questo punto si aggiunge la passata e il concentrato e si lascia cuocere a fuoco lentissimo fino a quando il pomodoro si sarà scurito. Come dicevo prima la scelta degli ingredienti è importante ma è ugualmente importante provvedersi di una buona dose di tempo e pazienza e soprattutto avere "affetto" per la cucina. E qui ti vorrei citare lo scrittore napoletano Giuseppe Marotta: "Il ragù non si cuoce, ma si consegna, non è una salsa, ma la storia e il romanzo e il poema di una salsa." Ed ancora: "Il ragù non bolle, pensa: bisogna soltanto rimuovere col cucchiaino i suoi pensieri più profondi e aver cura che il fuoco sia lento, lento ..."

Ultimo problema è la pasta. Si consigliano, per fedeltà alla tradizione e ovviamente anche per il gusto con il quale "sposano" il ragù, gli ziti che sono lunghi e vanno spezzati a mano nella lunghezza di cinque o sei centimetri. Da notare che la spezzatura di questa pasta produce delle frattaglie che alla fine si ritrovano nel fondo del piatto insieme a quel po' di sugo che si deposita ... a me piace molto ... sembra quasi come la ciliegina che si trova sulla torta ...

Dicevo che dopo aver cotto la pasta ovviamente al dente e dopo averla scolata per bene la si condisce con il ragù, aggiungendo una abbondante grattatura di parmigiano. Buon appetito! Scrivendo ste cose mi è venuta una fame ... Ah! dimenticavo ancora di dirti che qualcuno nel ragù aggiunge anche qualche seme di finocchietto ... a me piace, dà un bel aroma. Veniamo ora alla poesia di Edoardo de Filippo:

O RAGÙ CHE ME PIACE A MME
M'Ò FACI VA SÙ LO MAMMÀ
MÒ CHE M'AGGIO SPUSAT A 'TITÈ
... NE PARLAMME PE NE PARLÀ ...
LE NUN 'ZONGO DIFFICULTOSO
MA LEVÀMMOLO À MIÈZO ST'USO ...
SÌ VA BBUONO, COMME VUÒ TU!
MÒ 'NCE VULESSEMÒ APPICCECÀ?
TU COMME DICÈ? CHEST È RAÙ?
L'LE M'Ò MAGNO PE M'Ò MAGNÀ.
... SIENTE, M'À FAJE DICERE NA PAROLA?
CHESTA È CARNE C'À PUMMAROLA!

(Il ragù che piace a me lo faceva solo la mamma. Adesso che ho sposato te ne parliamo tanto per parlarne. Io non sono difficile, ma abbandoniamola questa usanza. Sì! Va bene, come vuoi tu! Non è un motivo per litigare. Tu come dici? Questo è ragù? Ed io lo mangio tanto per mangiare. Senti, mi fai dire una parola? Questa è carne col pomodoro!)



Questo nobile sugo alla domenica inonda tutte le scale dei palazzi, e tutti i vicoli del suo stimolante profumo. È testimonianza di una secolar tradizione che continua per la gioia di noi amanti delle cose genuine.

Osteria!

Dimenticavo di consigliare il vino che deve essere: NIRO E ASCIUTTO e cioè vino rosso di gradazione piuttosto alta.

Joe Pelella, amico di Salerno

Bacalà del Capussin

(ricetta da una poesia di Luigi de Plet, Venezia 1850)

... In sto momento, tremaria un tantin,
dal' timor de fàlar o scomparir:
ma mi, par imparar tuto a puntin,
e poderve le dose riferir,
so andà a metarme in man d'un Capussin:
no se trova nissun che sapia dir
megio de lori come lavorà
e coto in tecia el bacalà!

Dopo de averlo pestà quanto convien,
e lassà in mogo par un zorno o più,
se lo mete in pignau e là se l' tien
fin ch'el bogio no sta par vignar sù:
sta picola scotada, capi ben,
gà da farvelo bianco la virtù;
co lo gavè carà fora e descolà,
neté da tuti i spini el bacalà.

Contemporaneamente vu dovè
la so pasta sfogiada pareciar:
su questa no me fermio, zà savé
e ben manipolarla e ben stargar.
Co la gavè tirada, l'adaté
a quella cassariola che ve par:
Eco il liogo a rizevar destinà
co tuti i so ingredienti el bacalà!

De le droghe che spanda bon odor,
de i cedrini, de l'ua, qualche pignol,
sardele, ma intendemose, in "saor",
gambari, dei fongheli e, se se vol
un poche de tartufole anca tòr,
Questa xe quella robba che ghe vol
proprio come quel frate m' à insegnà
che va zontada al nostro bacalà!

Missié ste bone robe in l'un antian,
la cassariola avissinè al tagèr;
de bacalà meieghe zò na man
e po subito un'altra de conzier.
Co de butiro, in toco, de Milan
o, se credè che basta, de Primier
Alternando finché gavè doprà
e conzier tuto e tuto el bacalà.

Quà ve resta la pasta da serar;
dunque puzeghe sora quel bocon,
a posta fato in forma circolar,
che gavè tignù indrio par sta rason.
De ogio dopo ghe dovè zontar,
ch'el sia ve raccomandando de l' più bon!
Dixè, m'aveu capio? Me son spiegà?
Eco ridoto in torta el bacalà!

da "carellata di ricette internazionali"
del marchese G. Gavotti

*"Me piaxe el laralà, sia mantecato
e sia in tecia cossù con la sardela
el me piaxe con l'ogio ben desfato
o col late ridoto a una pastela
el me piaxe co l'ua e coi cedrini
ma no'l me piaxe un'osirega coi spini"*

Domenico Varagnolo

*Per benedir la santa primavera
che fa dei orti tanti paradisi,
a mi me basta solo una supiera,
'na supiera dei nostri risi e bisì ...*

*Là mi me gusto più che volentiera
in cento mondi piccoli e precisi,
la zogia verde e dolce de la terra
s'un bianco mar de tenari sorisi ...*

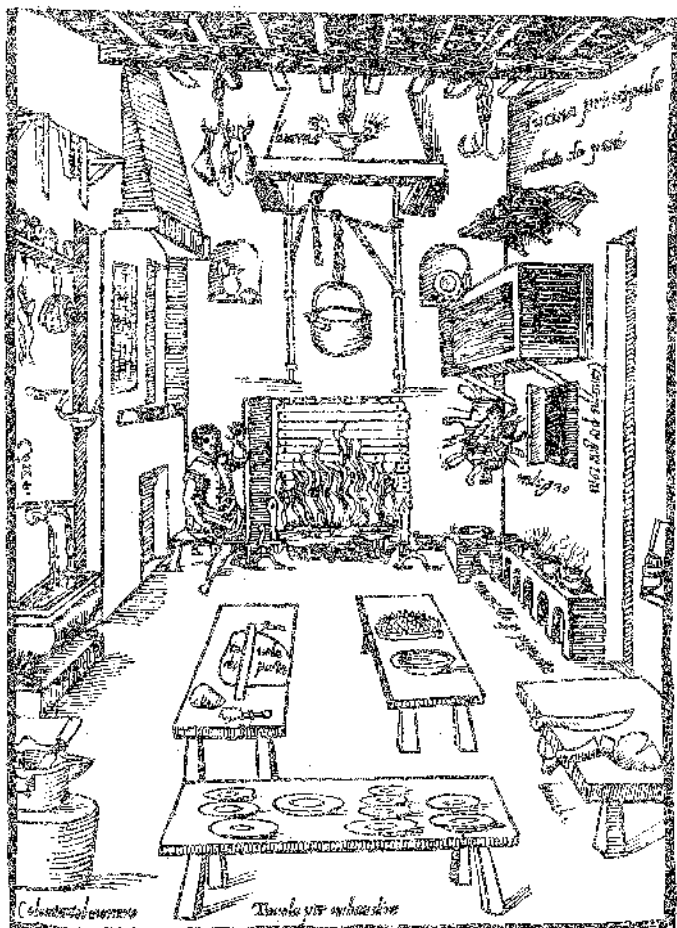
D. Varagnolo

Risi e bisì (per 4 persone)

Mettere a soffriggere 1 kg. di pisellini (1 kg. coi gusci) con 50 g. di pancetta di maiale e mezza cipolla tritata in olio di oliva, aggiungere poi del prezzemolo tritato, sale pepe, un bicchiere di brodo di manzo tenere il tutto a fuoco vivo, in modo che il condimento si assorba.

Aggiungere dell'altro brodo e 300 g. di riso, mescolando continuamente e aggiungendo brodo fino ad ultimare la cottura. All'ultimo istante, prima di togliere dal fuoco, aggiungere una buona dose di parmigiano reggiano.

"Il veneto in cucina"
ed. Martello



Edoardo de Filippo "Questi Fantasmi!" (atto secondo)

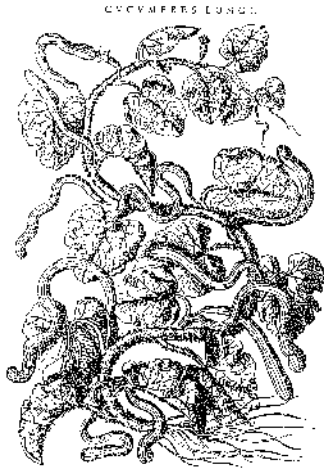


PASQUALE (*beatamente seduto fuori al balcone di sinistra, ha disposto davanti a sé un'altra sedia con sopra una guantiere e una piccola macchinetta da caffè napoletana, una tazzina e un piattino. Menire attende che il caffè sia pronto, parla col suo dirimpettaio prof. Santanna*) A noi altri napoletani, toglieteci

questo poco di sfogo fuori al balcone ... io, per esempio, a tutto rinuncierei, tranne a questa tazzina di caffè, presa tranquillamente qua, fuori al balcone, dopo quell'oretta di sonno che uno si è fatta dopo mangiato. E me la devo fare io stesso, con le mie mani. Questa è una macchinetta per quattro tazze, ma se ne possono ricavare pure sei, e se le tazze sono piccole pure otto ... per gli amici ... il caffè costa così caro ... (*Ascolia, poi*) Mia moglie non mi onora ... queste cose non le capisce. È molto più giovane di me, sapete, e la nuova generazione ha perduto queste abitudini che, secondo me, sotto un certo punto di vista, sono la poesia della vita: perché, oltre a farvi occupare il tempo, vi danno pure una certa serenità di spirito. Neh, scusate? ... Chi mai potrebbe prepararmi un caffè come me lo preparo io, con lo stesso zelo ... con la stessa cura? ... Capirete che, dovendo servire me stesso, seguo le vere esperienze e non trascuro niente ... Sul becco ... lo vedete il becco? (*Prende la macchinetta in mano e indica il becco della caffettiera*) Qua, professore, dove guardate? Questo ... (*Ascolia*) Vi piace sempre di scherzare ... No, no ... scherzate pure ... Sul becco io ci metto questo coppitello di carta ... (*Lo mostra*) Pare niente, questo coppitello, ma ci ha la sua funzione ... E già, perché il fumo denso del primo caffè che scorre, che poi è il più carico, non si disperde. Come pure, professore, prima di colare l'acqua, che bisogna farla bollire per tre o quattro minuti, per lo meno, prima di colarla, vi dicevo, nella parte interna della capsula bucherellata, bisogna cospargervi mezzo cucchiaino di polvere appena macinata. Un piccolo segreto! In modo che, nel momento della colata, l'acqua, in pieno bollore, già si aromatizza per conto suo. Professore, voi pure vi divertite qualche volta, perché, spesso, vi vedo fuori al vostro balcone a fare la stessa funzione. (*Rimane in ascolto*) E

io pure. Anzi, siccome, come vi ho detto, mia moglie non collabora, me lo tosto da me ... *(Iscolta)* Pure voi, professo? ... E fate bene ... Perché, quella poi, è la cosa più difficile: indovinare il punto giusto di cottura, il colore ... A manto di monaco. È una grande soddisfazione, ed evito pure di prendermi collera, perché so, per una dannata combinazione, per una mossa sbagliata, sapete ... ve scappa 'a mano 'o piezz' 'e coppa, s'aunisce a chello 'e sotto, se mmesca posa e ccafé ... insomma, viene una zozza ... siccome l'ho fatto con le mie mani e nun m' 'a pozzo piglia' cu' nisciuno, mi convinco che è buono e me lo

bevo lo stesso. *(Il caffè ormai è pronto)*. Professo', è passato *(Versa il contenuto della macchinetta nella tazza e si dispone a bere)* State servito? ... Grazie. *(Beve)* Caspita, chesto è ccafé ... *(Sentenzia)* È ciucculata. Vedete quanto poco ci vuole per rendere felice un uomo: una tazzina di caffè presa tranquillamente qui fuori ... con un simpatico dirimpettaio ... Voi siete simpatico, professo' ... *(Seguita a bere)* 'O vi', mezza tazzina me la conservo, me la bevo tra una sigaretta e l'altra. *(Accende la sigaretta)*. Al professore che gli avrà rivolta qualche domanda) Come? ...



die melone ist nichts anderes,
als ein bedauernswerter apfel
mit wasserbauch.
teilt man sie, so weint sie
in strömen,
während der apfel
nur sauer ist.

melonen wachsen in heißen ländern – in der
emiglia-romagna auch neben der autobahn.
dort kann man sie erstehen, gegen geld und
gute worte.
seltsam, wie gern man davon gebrauch macht,
obwohl sie
von der sonne angewärmt,
doch nur schal schmeckt
und die klebrigen hände danach stören.

es ist schön, daß es melonen gibt,
tausende und abertausende
und nochmals zehn.
man kann sie kaufen,
eine ewigkeit
und zwei melonen
von hier entfernt.

Thomas Reichhalter

DER WEIN DES MONATS

Grave del Friuli, D.O.C.

Merlot 1983

Kellerei: Fantinel s.p.a., Buttrio

Wein: Merlot

Lagerung: kurz – bis mittelfristig entstopfeln

Preis: 4.200 L

Bei entsprechender vorhergehender Papillensensibilisierung (Mozzarella bufala, geiegenes Olivenöl, und kurz mit der Zunge geschmaizt!) verhält sich dieser Merlot ausgesprochen freundlich im Gaumen. Es empfindet sich, vorner kurz mit Südtiroler Vernatsch (D.O.C. oder nicht) zu gurgeln, um die volle Größe dieses Weines verstehen zu können (er nimmt die Säure).

Ein kurzer Riecher läutert die Seele, verjüngt um 5 bis 7 Jahre und schafft das einmalige Gefühl, von diesem feurigen Italiener empfangen zu haben. Das Lustigsein stellt sich schon beim zweiten Schluck ein und steigert sich bis zum Höhepunkt, ohne danach abzuschlafen.

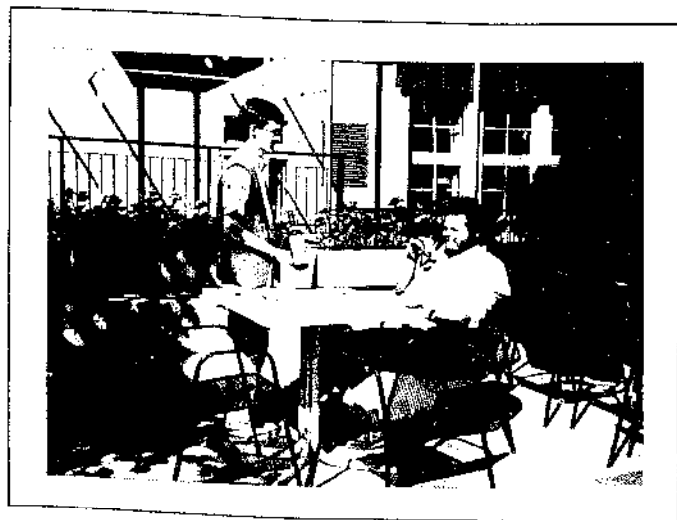
Der Merlot fährt voll auf alten Schafskäse ab, ältere Jahrgänge rogeln sogar die hohe Rindsrippe im Verdauungstrakt auf und erhellen die Beziehung zur noch jungen Schwiegermutter. Getrüffelter Krebsrücken geht auch. Zulassen, wenn nichts Anständiges im Eisschrank ist.



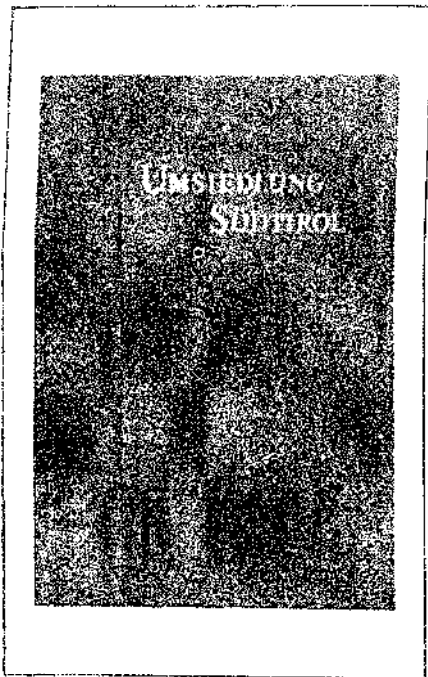
Das Glas ohne Stil von der Manufaktur Standa (Standa Standard 05) verleint diesem Wein einen einzigartigen Spielcharakter. Abzulehnen sind Makrameegläser, sowie alle Arten von Wanderpokalen.

Anlässe: Studentagungen, Kaisers Geburtstag, Vollmond (»Möndin, umfute unsk«), Wandlungen, Wechselproteste.

Enc PR-Information der Firma Fridelin



Wir möchten die hier geschädigten einheimischen Kellereien höflichst darauf hinweisen, daß REZENSIONSEXEMPLARE ihres Könnens für eine eventuelle Besprechung im SKOLAST im Waltherhaus Bozen, IV. Stock, gerne entgegengenommen werden.



Karl Stuhlpfarrer, UMSIEDLUNG SÜDTIROL 1939 - 1940.
 Löcker Verlag Wien / München 1985.
 931 Seiten, Preis: öS. 598,- (für Studierende gibt's bei der SH-Wien einige verbilligte Exemplare).

Der Autor ist Dozent am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien und präsentiert mit diesem Buch die Ergebnisse seiner langjährigen Forschungstätigkeit zum Thema. Niemals bisher wurde der Themenkreis »Umsiedlung – Option Südtirol« so ausführlich und mit soviel Quellenmaterial unterlegt dargestellt. Allein die aufgearbeiteten ungedruckten Quellen, die im Buch zitiert sind, lassen erkennen, wie gut diese Periode dokumentiert ist. Besonders erwähnt sei die Aktensammlung im Referat »S« der Tiroler Landesregierung in Innsbruck mit dem umfangreichen Quellenmaterial der »Deutschen Umsiedlungs-Treuhand« (DUT). Darin finden sich genaueste Angaben über Besitz- und Vermögenswerte der umsiedlungswilligen Südtiroler. Höchst interessant und aufschlußreich auch die Akten der »Arbeitsgemeinschaft der Optanten für Deutschland« (AdO) aus der Sammlung N. N. Bozen, die fotokopiert und nach Sachgruppen geordnet im Institut für Zeitgeschichte der Uni Wien gesammelt sind. Diese beiden wichtigen Quellensammlungen wurden bisher, weil nicht allgemein zugänglich, kaum benutzt. Im Interesse der Historiker darf man wünschen, daß die Sammlung N. N. Bozen (Privatsammlung eines AdO-Mitarbeiters) ins Landesarchiv übernommen wird und dort den Forschern zur Verfügung steht.

In der Einleitung zur umfangreichen Darstellung erinnert der Autor daran, daß die Südtiroler keineswegs als erste, und auch nicht als einzige Volksgruppe außerhalb der Reichsgrenzen, ins Reich

»heimgeholt« worden sind. Millionen Menschen wurden von rücksichtslosen Machthabern und deren Handlangern wie Figuren am Spielbrett verschoben. Die Bewohner Südtirols konnten, sofern sie italienische Staatsbürger und volljährig waren (für Frau und minderjährige Kinder optierte das Familienoberhaupt), immerhin wählen, ob sie umsiedeln oder »dableiben« wollten.

Der Hauptteil der Arbeit befaßt sich mit den Ereignissen der Jahre 1939/40, weil »in diesen beiden Jahren die wesentlichen Entscheidungen und Beschlüsse zur Umsiedlung gefaßt worden sind«. Weil angesichts des umfangreichen Quellenmaterials eine Auswahl getroffen werden mußte, informiert die vorliegende Arbeit mehr über die D-Optanten als über die »Dableiber« (It.-Optanten) und macht die Leserschaft hauptsächlich mit den politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen von Option und Umsiedlung vertraut. Ökonomische Fragen waren für die beiden Vertragspartner und erst recht für die betroffenen Menschen von entscheidender Bedeutung. Ausführlich wird die Funktion von Option & Umsiedlung im Kontext der bilateralen Beziehungen Deutschland – Italien untersucht. Das deutsche Reich erwartete sich davon in erster Linie Arbeitskräfte für die Kriegsindustrie und suchte erst an zweiter Stelle eine bilaterale Konfliktregelung mit dem Bündnispartner Italien und hoffte drittens auf Italiens Ressourcen im Austausch gegen das Vermögen der Umsiedler. Beim italienischen Vertragspartner war man nicht nur glücklich über diese Lösung des Südtirolproblems; manche Italiener fragten, wieso man die Provinz Bozen zwanzig Jahre nach deren Gewinn nun sozusagen kaufen müsse. Der Direktor der Banca d'Italia meinte gar, Italien könne den Besitz der Volksdeutschen in Südtirol unmöglich ablösen. Italien hatte in der Tat günstige Konditionen eingeräumt, in der Meinung, Leute mit Besitz und Vermögen würden nur in geringer Zahl für Deutschland optieren.

In Deutschland hatte man indessen Mittel und Wege gefunden, um in Südtirol ein plebiszitähnliches Optionsergebnis zu erzielen.

Hatte der »Völkische Kampfring Südtirol« (VKS) noch im September 1939 an Himmler gemeldet, sein Ziel sei: »Im nationalsozialistischen Geiste, mit nationalsozialistischem Willen und mit schrankenloser Opferbereitschaft Volk & Heimat zu erhalten«, so war von Erhaltung der Heimat bald keine Rede mehr. Himmler hatte nämlich veranlaßt, daß die führenden Leute dieser NS-Untergrundorganisation in Südtirol dem italienischen Polizeichef Bocchini verrateten wurden. Der VKS setzte sich daraufhin voll für die Umsiedlung ein.

Gegenpropaganda kam aus den Reihen des Klerus; allerdings, so weist der Autor nach, waren Kirche und Geistlichkeit Südtirols nicht so großartig im Kampf gegen Option und Umsiedlung, wie bisher kolportiert.

Die Organisation der Umsiedlung lag in den Händen der SS: Himmler und Gauleiter Hofer waren dafür zuständig. Man darf dies als Zeichen dafür interpretieren, daß man zur Umsiedlung notfalls auch die Mittel des faschistischen Terror- und Repressionsapparates einzusetzen gedachte.

Mit der Organisation der Umsiedlung und den damit betrauten bzw. eigens geschaffenen Strukturen befaßt sich der Autor sehr genau. Erstaunt liest man, mit welchem Elan immer mehr Behörden und Organisationen bei Option und Umsiedlung mitmischten und untereinander in Konflikt gerieten. Interessant sind die Beispiele von Bauernschläue mancher Südtiroler, die zwar für die deutsche Staatsbürgerschaft optiert hatten, aber nicht umsiedeln wollten; sie wußten die Konflikte zwischen den Dienststellen für sich auszunützen. Im Kapitel über die Abwanderung finden sich manche Beispiele dafür. Ausführlich die Rede ist von einer Gruppe zwangsabgesiedelter Kastelruther, die ihre endgültig-



tige Umsiedlung geschieht hintertrieben hat.

Den umsiedlungswilligen Bewohnern hatte man – sofern sie es wünschten – ein geschlossenes Siedlungsgebiet versprochen, das dann allerdings, so ganz konkret und nach den Wünschen der Umsiedler beschaffen, nicht aufzutreiben war, was wiederum vielen Deutschland-Optanten die Möglichkeit bot, ihre Absiedlung hinauszuschieben. Als die Beskiden (in Polen) als Siedlungsgebiet in Rede standen, gab's heftige Ablehnung aus wirtschaftlichen Gründen (keine Obst- & Weinbau) und – z. B. durch den Bürgermeister von St. Christina/Gröden – aus weltpolitischen: Polen, so bemerkte er, sei schon oft von der politischen Karte verschwunden und wiedererstanden; es könnte ja diesmal auch so sein, dann müßten die Südtiroler wieder umsiedeln.

Dem Themenbereich »geschlossenes Siedlungsgebiet« ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Man kann es mit Schaudern lesen und froh sein, daß nichts daraus geworden ist; polyglotte Typen können auch als Tip für den nächsten Urlaub sehen, etwa nach dem Motto: schau wir uns an, was uns da entgangen ist.

Vertragsgebiet, in dem optiert werden durfte, und optionsberechtigter Personenkreis waren umstritten. Italien konnten an einer Totalabsiedlung schon aus wirtschaftlichen Gründen nichts liegen, dennoch vermochte die deutsche Seite zumeist ihren Standpunkt durchzusetzen. Daß auch Slowenen aus dem Kanaltal optionsberechtigt waren, dürfte nicht allgemein bekannt sein.

Die Menschen hatten viel bürokratischen Kram zu erledigen, wollten sie ihr Recht auf Option wahrnehmen. Hilfe unter Landsleuten bot in Südtirol die »Arbeitsgemeinschaft der Optanten für Deutschland« (AdO, entstanden aus dem VKS). Diese AdO bzw. die Bemühungen der Führer des VKS um Gründung der AdO zwecks mehr Mitsprachemöglichkeit bei der Vermögensbewertung und Umsiedlung werden genauestens beschrieben. Die interessierte Leserschaft mag staunen, welche Zeitgenossen bei VKS und AdO ganz oben gestanden sind. Es ist ja auch ein Verdienst des Autors, daß er – was in Südtirol immer noch als Sakrileg gilt – die Namen der Verantwortlichen und ihre Funktion nennt. Er moralisiert nicht und verurteilt nicht, sondern berichtet anhand von eindeutigen Quellen, was diverse Zeitgenossen damals so alles propagiert und organisiert haben. Eine aufmerksame und aufgeschlossene Leserschaft wird es ihm danken.

Ausführlich werden die eigens für die Umsiedlung eingerichteten oder um einschlägige Kompetenzen erweiterten Dienststellen und Gesellschaften für Vermögensverwaltung und -transfer beschrieben und deren Aufgaben erklärt. Es ist für ein nicht einschlägig informier-

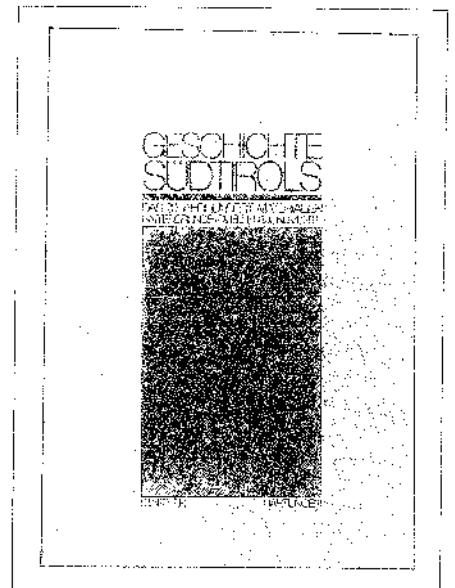
tes Lesepublikum nicht ganz einfach, all die ökonomischen Manipulationen und Zusammenhänge zu durchschauen. Einige entsprechende Skizzen wären bestimmt eine wertvolle Hilfe. Dennoch: anhand der unzähligen Fakten, die der Autor mitteilt, erkennen Leserin & Leser welche bedeutende Rolle Vermögensablösung und bargeldloser Transfer nach Deutschland bei der Umsiedlung gespielt haben. Weil dieser Problembereich schwer zu bewältigen war, sollten ja auch die Besitzlosen als erste umgesiedelt werden.

Optionsergebnisse, die je nach Informationsquelle verschieden lauten, finden sich im Buch und es wird versucht, daraus annähernd realistische Zahlen herauszurechnen. Auch Ergebnisse der Abwanderung in den Jahren 1939/40 werden genannt und zu den von Leopold Steurer erstmals veröffentlichten Daten und Fakten über die Vernichtung (Ermordung) von kranken, behinderten und siechen Kindern und Erwachsenen finden wir im vorliegenden Werk weitere Angaben. (Leopold Steurer, Ein vergessenes Kapitel Südtiroler Geschichte. Die Umsiedlung und Vernichtung der Südtiroler Geisteskranken im Rahmen des nationalsozialistischen Euthanasieprogrammes. Dezember 1982, Sondernummer der »Sturzfälle«.) Ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis – auch italienische Literatur ist verzeichnet – ergänzt die Arbeit; vermisst wird ein Personenregister.

In Wien hatte der Rektor der Hochschule für angewandte Kunst, Oswald Oberhuber, der aufgrund der Option seines Vater mit 7 Jahren von Meran nach Innsbruck übersiedelt war, zur Präsentation des Buches geladen. Bei der Diskussion, an der sich Oberhuber lebhaft beteiligte, stellte sich heraus, daß Darstellungen von Zeitzeugen oftmals stark relativiert werden müssen, und die wissenschaftliche Aufarbeitung der Quellen und die entsprechende Literatur ein äußerst wichtiges Korrektiv sind. Die dabei anwesenden Südtiroler Studierenden vermerkten übereinstimmend, sie seien in der Schule über diese Epoche der Geschichte Südtirols nicht informiert worden, was zu denken geben sollte.

Eines kann nach dem Studium dieses wichtigen Werkes zur Geschichte Südtirols klar festgestellt werden: die sogenannte »Opfertheorie«, wonach die Südtiroler/-innen samt und sonders gegen ihren Willen und ohne ihr Zutun »Opfer« zweier faschistischer Diktaturen geworden seien, muß aufgrund der Ergebnisse gründlichen Quellenstudiums von Dozent Stuhlpfarrer endgültig ins Reich des Wunschenkes verwiesen werden. Benennbare Organisationen, Gruppen und Bewohner Südtirols haben sich zu sehr im Sinne des »größten Führers aller Zeiten« engagiert.

Oswald Kuppelwieser



Reinhold STAFFLER, Christoph von HARTUNGEN, Geschichte Südtirols.

Herausgegeben vom Jugendkollektiv Lana, 1985. 250 Seiten – 18.000 Lire.

»Seltsame Grille des Volkes! Es verlangt seine Geschichte aus der Hand des Dichters und nicht aus der Hand des Historikers«, meinte Heinrich Heine einmal feststellen zu können. Ob es wirklich danach *verlangt* oder nur eben nichts Besseres ... *erlangt*, das sei hier nicht weiter erörtert. Jedenfalls heißt die Geschichte erzählen, tatsächlich nicht selten Geschichtserzählen. Den Leuten wird vielfach ein Bild vorgesetzt, ehe sie sich selbst ein Bild machen können. In Südtirol ist diese Gefahr bekanntlich stets besonders groß. Warum also nicht die Geschichte Südtirols sich selbst darstellen lassen, in Dokumenten, Bildern, Flugblättern, Karikaturen, Briefen und Statistiken?

Ein solcher »Einfall« war unlängst den beiden jungen Historikern Reinhold Staffler und Christoph von Hartungen gekommen, die bei verschiedenen Gelegenheiten selbst erfahren konnten, wie groß eigentlich das Interesse, vor allem bei den Jugendlichen, an der jüngeren Geschichte des Landes ist, sobald man vom Märchenerzählen, das Heimatbewußtsein schaffen soll, abgeht.

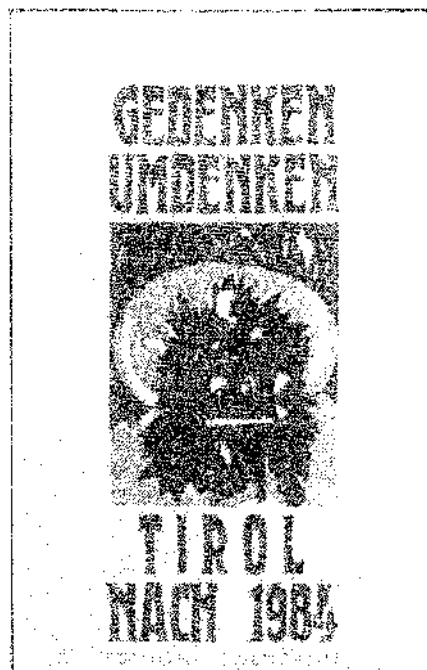
Der »Einfall« hat nun in einem ebenso schönen wie nützlichen Buch seine Verwirklichung gefunden. Auf insgesamt 250 großen Seiten haben Staffler und Hartungen eine Menge von Materialien – Originaltexte, Fotos, Dokumente, Zeichnungen usw. – zusammengetragen, geordnet und in einem übersichtlichen Aufbau zu einem Buch verarbeitet, das sich sehen lassen kann und das vor allem an den Oberschulen seine Nützlichkeit beweisen wird. Denn jene engagierten Lehrer, die sich nicht darauf einlassen wollen, die Geschichtsstunde auf die gemeinsame Lektüre dieses oder jenes vorgefertigten Schulbuches zu reduzie-

ren, haben darin eine wichtige Unterstützung gefunden. Die Möglichkeiten, die Schüler stärker zur selbständigen Quellenbetrachtung hinzuführen und den Unterricht wirkungsvoll zu veranschaulichen, haben sich mit dieser Initiative bedeutend erweitert.

Daß so etwas gänzlich außerhalb der offiziellen Gremien und der bürokratischen Schulbuchautoritäten erfolgen und in einem solchen Maße gelingen konnte, ist ein weiteres (gutes) Zeichen dafür, daß in Südtirol im Grunde viel mehr möglich ist, als man zuweilen annimmt. Das Buch ist nämlich vom *Jugendkollektiv Lana* herausgegeben und konnte auf verschiedene Weise finanziert werden, durch Beiträge des Landes, der Gemeinde Lana, der Region, der SH sowie des Kulturvereins Bertolt Brecht. Hier wurden, sagen wir es einmal offen heraus, einfach die Ärmel hochgekrempt, es wurde gearbeitet und endlich einmal ohne jegliches Imprimatur etwas geschaffen, was ohnehin niemand verbieten konnte. Und niemand kann es nun den Schulbuchbibliotheken verbieten, dieses schöne, die Geschichte respektierende Buch anzukaufen und den Lehrern und Schülern zur Verfügung zu stellen. Denn, wie schon gesagt, es gehört vor allem in die Schule!

In neun Kapiteln werden die wichtigsten Etappen der Südtiroler Vergangenheit vom Jahrhundertbeginn bis herauf zum neuen Autonomiestatut in Zeitzeugnissen aufgerollt: Tirol bis 1914, Tirol während des 1. Weltkrieges, Südtirol von 1918 bis 1921, der Faschismus und die nationalen Minderheiten; der Nationalsozialismus, die Option 1939, Südtirol während des 2. Weltkrieges, die Zeit von 1945 bis 1957 und der Abschnitt 1957 – 1972. Den Abschluß bilden eine sehr nützliche chronologische Gegenüberstellung der Geschichte Tirols und Italiens bis herauf in unsere Tage sowie eine Auswahl von weiterführender Literatur. »Die Geschichte selbst erzählen lassen«, so lautete das Programm der beiden Autoren und des Herausgebers. Natürlich werden bald auch eifrige Hüter der Historie ihren Finger erheben und meinen, dies sei ein so ehrgeiziges Programm, daß man damit erst gar nicht beginnen dürfte (damit sie weiterhin ihre Geschichte erzählen können). Aber es ist begonnen und auch gelungen. Es ist ein weiteres Werkzeug für einen etwas selbständigeren Zugang zu den geschichtlichen Ereignissen, das zunächst einmal diesen Ereignissen selbst die Hauptrolle überläßt.

Und es ist nicht zuletzt ein Beitrag zur Auflösung jener bei uns so unselbst verbreiteten (und honorierten) »monumentalen Betrachtung des Vergangenen«, durch welche letztlich die Vergangenheit selbst Schaden leidet: denn »ganz große Teile derselben werden dabei vergessen, verachtet, und fließen fort wie eine graue, ununterbrochene Flut, und nur einzelne geschmückte Fakten heben sich als Inseln heraus«. (Nietzsche) (gu.de)



Gedenken - Umdenken. Tirol nach 1984, hg. von Peter Teyml. Edition Löwenzahn, Innsbruck 1985, L. 16.700, 124 Seiten.

Das Buch präsentiert sich in gefälligem Umschlag. Doch ist es schlecht gebunden, sodaß der Buchrücken gleich nachgekittet werden muß. Was beim Durchblättern noch auffällt, ist das unausgewogene Schriftbild – vom Verlag vielleicht so gewünscht, um die Uneinheitlichkeit der Texte augenfällig zu demonstrieren – das Auge aber schmerzt beim Hinschauen; gesetzt fast durchwegs kursiv, wobei im Satz kursiv nur ausnahmsweise Verwendung finden sollte; die Seiten werden zu unruhig, verlieren an Statik, das Lesen fällt schwer.

Zum Lesen: Gelesen habe ich viele Artikel und literarische Beiträge schon früher, in Zeitungen und Zeitschriften. (Wobei früheres Erscheinen von Beiträgen nur bei den Aufsätzen von Reinhold Messner angemerkt ist. Warum nicht auch bei den anderen?) Und hier fällt sofort der hohe Anspruch des Titels – zukunftsweisend – und der Inhalt – Vergangenheit – auseinander. Diese Diskrepanz wird aber im Vorwort aufgehoben: »Nun wollen wir ... einen geologischen Schnitt durch die jetzige geistige Landschaft des anderen Tirol wagen und dabei gleich zugeben, daß wir nicht alle erreicht haben, die hier in diesen Existenzbegriff einzuordnen wären«. Und natürlich: ein Querschnitt umfaßt »besseres« und »schlechteres« Artikel. Das ist klar.

Das Buch ist als Dokument, als Sammlung interessant. Doch hinkt es der Thematik »1984«, die es sich ja eigentlich stellt, hinterher: nach all dem Geschrei, das war, nach all den Publikationen, guten und weniger guten: hier eben hätte man doch auf Qualität setzen sollen, hätte Neues von den Autoren verlangen müssen: sowohl im Rückblick auf »1984«, sowohl in der Vergangenheitsbewältigung (dem Wahnen der »le-

bendigen Tradition« des alternativen Tirol) als auch in dem, was »Tirol nach 1984« sein sollte. So wie es ist, stellt sich das Buch als ein nicht sehr homogenes Kompilat, eher zufällig entstanden, dar. Und das ist schade. Insbesondere schade, da so qualitätsbewußte Publikationen wie die »Geschichte Südtirols« z. B. erschienen sind.

»Gedenken - Umdenken« soll der erste Band einer Reihe von Themenbänden werden, die »ein Netzwerk von Informationen und Anschauungen« schaffen sollen. Ein wahrhaft guter Plan. Nur sollte rigoros gearbeitet werden, kein Aufgab, auch kein Gemisch von literarischen, halb-literarischen und politischen Aufsätzen (wenn, entsprechend geteilt), sondern tatsächlich themenbezogen. Dabei sollte man sich genügend Zeit nehmen. Dann wird auch das Produkt entsprechend dankbar aufgenommen.
Georg Engl

Larcher, Dietmar — Gsetzner, Peter: Zwei Kulturen, zwei Sprache, eine Schule. (Slowenisches wissenschaftliches Institut — Dissertationen und Abhandlungen/Disertacije in razprave 9), Klagenfurt, Drava Verlag, '85.

Dietmar Larcher und Peter Gsetzner, beide Professoren an der Bildungsuniversität Klagenfurt, haben in dieser Publikation des Slowenischen wissenschaftlichen Instituts in Klagenfurt/Celovec in zwei getrennten Beiträgen zum Thema Schule in Kärnten versucht, die „Tiefendimension der Kärntner Volksgruppenproblematik schärfer zu beleuchten“. (S.9)

Dabei haben beide Autoren weniger eine strukturelle Aufarbeitung des Schulsystems unternommen, sondern die Minderheitenschule in den komplexen Bereich Gesellschaft gestellt und dabei nachgewiesen, daß die Schule das Minderheitenproblem in Kärnten zwar nicht lösen, aber zumindest „Rahmenbedingungen für die Entfaltungsmöglichkeiten slowenischer Kultur in Kärnten bieten“ kann (S. 97).

Ihre Überlegungen und ihr Plädoyer für eine zweisprachige Schule in Kärnten sind denn auch nicht eine unreflektierte Verteidigung liebgeordneter Modelle, von denen man sich ungern trennt, oder schöngeistige Konstrukte, die kaum einen realen Bezug zulassen, sondern sind durch eine Fülle von historischen, sozialwissenschaftlichen, vor allem psychologischen und bildungswissenschaftlichen Argumenten belegt.

Peter Gsetzner vertritt in seinem Beitrag „Konfliktanalyse und Bildungsreform. Die „aktive Mitwirkung der Menschen an der Basis“ als sozialwissenschaftliche Veränderungsperspektive“ im wesentli-

chen die Meinung, daß die Segregationspolitik in Kärnten eine schwere ethnische Diskriminierung nach sich zieht. (S. 17) Die Forderung vor allem des rechtsradikalen „Kärntner Heimatdienstes“ (KHD) nach Trennung der Schüler nach „unterrichtssprachlichen Kriterien“ würde dabei eine fortschreitende Emarginalisierung der slowenischen Sprachgruppe nach sich ziehen.

Der andauernde Versuch, die bereits als dominant anerkannte Sprache des Mehrheitsvolkes vollkommen zum Durchbruch zu verhelfen, entspricht letztendlich der Tendenz „alles einer einseitigen kulturellen Expansion zu unterwerfen“ (22). Die Schulvorstellungen der FPÖ und des KHD würde zudem zu Mittelpunktsschulen führen, die auf internationaler Ebene kaum noch Verfechter finden. (S. 25) Diese Trennungspolitik wäre zudem nach Meinung Gstettners „eine symbolische Aufforderung, daß Volksgruppen- und Sprachunterscheidungen, Diskriminierung und Absonderung, nichts Böses oder Unrechtes sind.“ (S. 27)

Die interkulturelle Erziehung, von internationalen Organisationen (etwa OECD-CERI, UNESCO, Europarat usw.) als bildungspolitisches Programm für das ausgehende 20. Jahrhundert propagiert, kommt allerdings nach Gstettner bei einer Trennung der Kärntner Schule überhaupt nicht zum Tragen und hätte „ähnliche Konsequenzen wie die Zurückdrängung der indianischen Bevölkerung in Reservate.“ (S. 29) Die Forderung nach interkulturellem Lernen orientiert sich aber am Grundsatz einer vielfältigen und pluralistischen Welt. Schulversuche dieser Art haben eindeutig ergeben, daß interkulturelles Lernen zu viel mehr Toleranz und Verständigung beiträgt, Nationalitäts- und Rassenschranken hingegen viel leichter überwunden werden. (S. 59) Dieser Chance hat sich die Schule in Kärnten bis heute „konsequent verschlossen.“ (S. 58). Gstettner schließt an diese Überlegungen allerdings auch die Forderung nach qualitativen Schulreformen und erfahrungsoffenen Veränderungsstrategien mit ein. Ohne Demokratisierung auch der Lehrinhalte wird die Minderheitenschule in Kärnten, soll sie die zentrale Funktion nach Integration erfüllen, für die slowenische Minderheit wohl kaum eine Institution werden, die jene kulturellen Rahmenbedingungen schaffen kann, von denen eingangs die Rede war.

Auch Dietmar Larcher plädiert in seinem Beitrag „Sprachunterricht als interkulturelle Verständigung“ für die Verbesserung des Sprachunterrichts beider Volksgruppen. Larcher weist nach, daß die Auseinandersetzung um die Minderheitenschule in Kärnten zwar vordergründig ein Streit um Sprache und Sprachunterricht ist, in Wirklichkeit dieser Konflikt aber deutlich mache, „daß hier nicht bloß um die bessere Vermittlungstechnik von Sprache gerungen wird, sondern daß existentielle Interessen der Beteiligten auf dem Spiel stehen.“ (S.

65) In diesem Sinne bezeichnet Larcher die Entscheidung für die eine oder andere oder aber beide Sprachen „auch eine Entscheidung für oder gegen eine Lebensform.“ (ebda). Der Autor versucht dabei, in seinem Beitrag nachzuweisen, „daß linguistisch-philologisch orientierter Sprachunterricht die historisch und politisch verursachte Sprachzerstörung nicht beheben kann“ (S. 66) und somit die gesamte Organisation des Unterrichts neu überdacht werden muß.

Nach einem einleitenden historischen Überblick über die Zweisprachigkeit in Kärnten (sie beginnt mit der slawischen Besiedlung Kärntens im 6. Jahrhundert) weist Larcher auf die de jure Gleichberechtigung der slowenischsprachigen Kärntner hin, die vom Staatsvertrag 1955 garantiert wird, während die de facto Situation eine eklatante Diskrepanz zwischen deutsch- und slowenischsprachigen Kärntnern aufweist.

In seiner Analyse der heutigen Zweisprachigkeit geht der Autor der Frage nach, in welchen öffentlichen und privaten Bereichen sich die slowenische Sprache



artikuliert. Die institutionelle Sprache ist in Kärnten, im Gegensatz zu Südtirol, zuallermeist deutsch. In der öffentlichen Kommunikation gibt es nur sehr wenige Bereiche, in denen heute noch slowenisch gesprochen wird. Während nämlich mit einer Verordnung der Kärntner Landesregierung vom Oktober 1945 die eingerichtete zweisprachige Schule für alle Kinder galt, wurde diese Bestimmung ab 1958 immer restriktiver ausgelegt und durch entsprechende gesetzliche Maßnahmen abgeändert. Heute muß man sich zum zweisprachigen Unterricht anmelden. Dadurch lernen heute nur mehr jene Kinder slowenisch, „deren Eltern den Weitblick und den Mut haben, sie trotz deutschnationaler Propaganda und latentem Druck für den Slowenischunterricht anzumelden.“ (S. 75) Und auch das Slowenische Gymnasium in Klagenfurt, das eine Schule mit obligatorischem Zweisprachenunterricht hätte sein sollen, ist durch den Widerstand deutschnationaler Kreise einsprachig slowenisch, während die Universität für Bildungswissenschaften in Klagenfurt

zwar ein Slawisches Institut, aber keinen Lehrstuhl und keine Abteilung für slowenische Sprache und Literatur aufweisen kann. Dafür gibt es vier private zweisprachige Kindergärten. Die Folge davon ist, daß heute fast nur Slowenen zweisprachig sind.

Wenn heute die slowenische Sprache trotz aller gegen sie unternommenen administrativen und psychologischen Maßnahmen immer noch besteht, so wohl wegen der slowenischen Subkultur, die sich in Bereichen der Lokalkultur, der Kirche oder verschiedener lokaler Brauchtumsvereinigungen artikuliert.

Larcher weist auch nach, wie sich als Folge des deutschnationalen Drucks die Identitätsfindung der Kärntner Slowenen verschiedenartig ausbilden kann und diese von den „bekennenden Slowenen“ über die Assimilierten bis hin zu jenen deutschsprachigen Kärntnern geht, die sich mit den Slowenen solidarisieren. (S. 90 ff.) Zwar räumt Larcher ein, daß es „die beste Lösung für die zweisprachige Schule in Südkärnten“ nicht gibt, „weil an einzelnen Schulstandorten die Bedingungen sehr verschieden sind“, (S. 97), doch zählt er eine Reihe von Möglichkeiten auf, die aus der zweisprachigen Schule in Kärnten eine Entfaltungsmöglichkeit für beide Volksgruppen entstehen lassen könnten: etwa durch Förderung der sprachlichen Kompetenz, des sozialen Lernens, erfahrungsoffenen Unterrichts, der interkulturellen Erziehung, oder durch eine entsprechende Lehrerfortbildung und Elternarbeit.

Larcher vergleicht die Lage der Kärntner Slowenen mit jener der Ladiner in Südtirol, und bezeichnet sie als „ähnlich“. Das muß allerdings etwas zurechtgerückt werden. Die Ladiner haben heute auf Grund ökonomischer und soziokultureller Bedingungen wieder eine stark ausgeprägte Identität, die sie, im Gegensatz zu vielen Kärntner Slowenen, mit Selbstbewußtsein auch in der Öffentlichkeit an den Tag legen. Dies wird von der deutsch- und italienischsprachigen Mehrheit in Südtirol auch voll anerkannt. Dies kommt unter anderem auch bei den Ergebnissen der Volkszählung zum Ausdruck. (1953: 12.600, 1981: 17.456 ladinischsprachige Südtiroler).

Dieses soziologische und psychologische Faktum ist bei den Kärntner Slowenen wohl nicht so ausgeprägt, gibt es bei ihnen doch vielfach als Folge der nationalistischen und minderheitenfeindlichen Politik immer noch Selbstverleugnung und Selbstzensur.

Das Buch von Gstettner/Larcher schließt mit einem Strukturkonzept für Reforminitiativen im Kärntner Minderheitenschulwesen.

Die Lektüre dieses Buches gibt nicht nur einen guten Einblick in die Minderheitenproblematik in Kärnten, das am Beispiel des Sprachunterrichts dargelegt wird, sondern regt auch immer wieder an, Überlegungen über die „interkulturelle Funktion“ der Schule für Südtirol anzustellen.

Günther Pallaver

Maria Elisabeth Brunner, Buch und Lesen auf dem Dorf. Katholische Volksbüchereien in Südtirol. Geschichte, kultureller Hintergrund und Lesestoffangebot. Verlag Haag + Herchen, Frankfurt am Main 1985. 100 S., L. 21.000

Das vorliegende Buch ist die gekürzte Fassung der Dissertation »Katholische Volksbüchereien in Südtirol und ihre Lesestoffe« von Maria Brunner an der Uni Innsbruck.

Was sofort ins Auge und dann in den Geldbeutel springt, ist der horrende Preis von 21.000 Lire. Und dabei ist das Buch nur im Typoskript gedruckt, nicht einmal gesetzt. Trotz des Preises, den Universitätsverlage so in sich haben, da ihre Publikationen sowieso meistens in geringer Auflage eben für Universitäten und Bibliotheken gedruckt werden, ist das Buch jenen zu empfehlen, die sich mit dem Sachgebiet beschäftigen, also nicht nur Dorfbibliothekaren, sondern allen, denen der Begriff »Kultur im Dorf« (mit allen zulässigen Abwandlungen) etwas bedeutet.

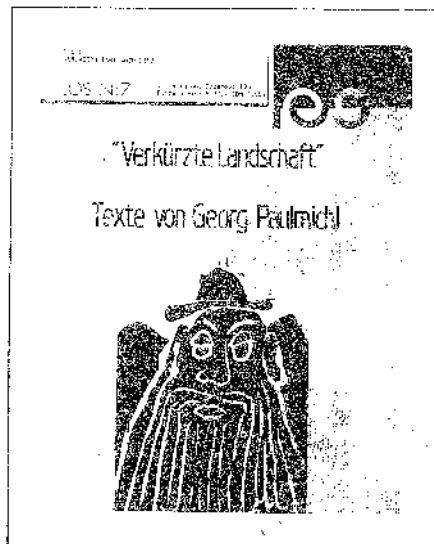
Maria Brunner hat 15 Volksbibliotheken in Südtirol untersucht (September 1980 bis Februar 1981), und die Stadtbibliothek Bruneck. Sie untersuchte den Bestand (Sachbücher, Belletristik, Trivialliteratur, Literatur), mögliche Wertvermittlungsaspekte (was natürlich bei katholischen Volksbüchereien gleich augenfällig wird durch überdimensioniertes Angebot an Literatur seinerzeit genehmer Schriftsteller – die katholischen Volksbüchereien leiten sich ja von den Pfarrbibliotheken ab). Sie untersuchte den Fluß des Büchermarktes: die Zulieferbetriebe, seien es das Bortomäuswerk, eigene Verlage, die fast ausschließlich für solche Büchereien produzieren. Buchgenossenschaften etc. Dies alles wird in Statistiken und in ausführlichen Beschreibungen detailliert dargelegt.

Doch beschränkte sich Brunner nicht nur auf das vordergründig Interessante, sondern ging auch die Ursachen an, nach denen etwa Auswahlkriterien zustandekommen: begründet in der Geschichte des Büchereiwesens bei uns, durch das »kulturelle Erbe der Vergangenheit« (s. z. B. »Zum Wesen der Tradition«, S. 17ff.), das gewahrt werden muß.

Es würde hier viel zu weit führen, ausführlich das Buch rezensieren zu wollen. Dies ist ja auch mehr als Vorstellung gedacht, vor allem, weil ich doch zu wenig von der Materie weiß. Doch ist das Problem der Schaffung einer gewissen Erwartungshaltung, also auch Kultur, die dann ausschließlich konsumiert wird, und Neues dazubringen schon problematisch wird, weil die langdauernde Gewöhnung an den engen Horizont jedes weitere Interesse abgerötet hat –, und deren Perpetuierung für jeden klar ersichtlich. (»Etwas anderes wollen die Leute gar nicht lesen«, hörte ich schon oft Büchereileiter sagen.) Hier läge deren

»Lebensaufgabe«: Einen neuen »Gewöhnungsprozeß« in Gang zu setzen, der von den von Maria Brunner formulierten drei tragenden Säulen des herrschend gemachten Geschmacks wegführt (= »herrschend gemacht« durch Subventionspolitik, kaum durchschaubaren Fluß des Buchmarktes etc.): 1.) Volkstümlichkeit, 2.) Konsumkultur = platte Unterhaltungsliteratur, 3.) »die Kirche als geistliche und weltliche Macht« (S. 79), zu einem breiteren, qualitätsbewußteren und weltanschaulich offeneren Angebot.

Georg Engl



Verkürzte Landschaft

Unter den jungen Lyrikern des Landes ist meines Wissens noch keinem eine Sondernummer einer ausländischen Zeitschrift, quasi monographisch, gewidmet worden, was nicht gegen die Qualität jener spricht, als vielmehr ein Charakteristikum des literarischen Außerhalb darstellt.

Nun, d.h. im Dezember '84, hat die Zeitschrift „LOS“ von Georg Paulmichl, einem Texterzähler außerhalb der literarischen Betriebsamkeit, eine ganze Nummer seiner Gedichte und Geschichten veröffentlicht.

Die Zeitschrift, die in Österreich und München gemacht wird, beschreibt ihre Motivation wie folgt:

„Diese Texte haben uns sehr berührt, ihre Direktheit, ihre symbolische Ausdruckskraft, ihre sprachliche Originalität ...“ (S. 30)

Die Zusammenstellung der einzelnen Gedichte führt über persönliche, „selbst-reflexive“ Anmerkungen,

„Der Georg, und das bin ich, ist am 8.4.1981 in Schlanders/im Krankenhaus aufgewachsen.

Nachher ist das Leben weitergegangen ...“ (S. 3)

oder Georg Paulmichl registriert die Regungen, das Treiben, seiner Umgebung, ob er über sein Heimatdorf Prad berichtet (S. 4/5), oder über Südtirol und dessen Politik erzählt:

„Die Südtiroler Politik ist Weitpolitik. In Südtirol heißen die Politiker: Craxi, Pertini, Kaserer, Gamper, Robert Pöder, und der Capalini.

Die Politiker regieren, reden, sie machen oft auch eine Preisverleihung. Politiker haben immer schöne Krawatten an, rote, grüne, blaue und gelbe. Sie sind immer sauber. Ihre Schuhe glänzen oft. Alle Politiker kommen in den Himmel.“ (S. 9)

In der weiteren Anordnung finden sich Gedichte über den Fußball (s. 10) („Vom Fußball bekommt man seinen elementaren Geist.“) oder über den „Flipperabend“, dessen Fazit lautet: „Die Rockmusik macht die Jugendlichen selig.“ (S. 10)

Immer ist der Anlaß entweder eine Art Chronik, oder erfahrungsbedingt. Die Titel, die wir mit größter Wahrscheinlichkeit den Herausgebern zuordnen können, aber durchaus das Motiv treffen, lauten etwa: „Samstag Abend“, „Faschingsball“, „Blasmusik“, „Die Feuerwehrleute“, „Die Ärzte“ und ähnlich. Hier möchte ich ein Gedicht vollständig zitieren, nicht ohne vorher festzustellen, daß die Beobachtungsgabe und der Rezeptionsinn Georg Paulmichls sich den traditionellen Wertungssystemen entziehen, und wie die Herausgeber Volker Schönwiese und Marlies Sutterlüty im Nachwort bemerken: „Zu leicht meinen wir immer wieder, die Texte z.B. als ‚naiv‘ verstehen zu müssen, oder als ‚kritisch‘. Die Inhalte von Georgs Geschichten und Gedichten entziehen sich jedoch soich schnell gefundenen Kategorien.“

Das Gedicht lautet:

„Der Papst

Der Papst ist ein Beruf, wo einem Angst und Bange wird.

Päpste gibt es, seit Moses die Arche Noah entdeckte.

Die Päpste regieren die Kirche.

Der Papst regiert die Kirche und die Seelsorge in den Vereinen.

Die Messe liest er für die Menschen und andere armen Seelen.

In der Basilika hat er sein Revier.

Die Leibwache beschützt den Papst vor wild fremden Menschen.

Der Papst bkleidet das Amt der verheißungsvollen Verklärung.

Und ohne Verkündigung kein Licht der Welt.

Der Papst ist fromm wie ein Christ.“ (S. 15)

Zu den schönsten Gedichten in dieser Sammlung gehören wohl die, die von

Landschaft oder Jahreszeit handeln, obwohl es nur fünf an der Zahl sind. Dort zeigt sich die Sensibilität des Erzählenden und die Ausgesetztheit, wenn man so sagen kann, der Natur gegenüber, dem Wetter und dessen Auswirkungen auf die Psyche, etwa in dem Gedicht „Der Nebel“:

Der Herbstnebel kommt angeschwollen.
Der Nebel verkürzt die Landschaft.
Die Blicke verschwimmen im Nebeldunst.
Die graue Landschaft drückt einem aufs Gemüt. Hinter dem Nebel versteckt sich die Sonne und faulenz den ganzen Tag.

Gegen den Nebel kann man nichts machen,
man muß ihm seinen Lauf lassen“ (S. 21)

Viel Kunst ist in den Grenzbereichen des Normalen gemacht worden, so war es ein Verdienst der französischen Literatur Anfang dieses Jahrhunderts Formen der Wahrnehmung auf das Surreale zu erweitern, Unbewußtes und scheinbar sich der Logik Entziehendes bewußt mit Sprache zu erforschen.

Aus dem Bereich der Kunst und Psychoanalyse kamen dann auch etwa die künstlerischen Aussagen der Insassen von Gugging, die als schizophran etikettiert sind.

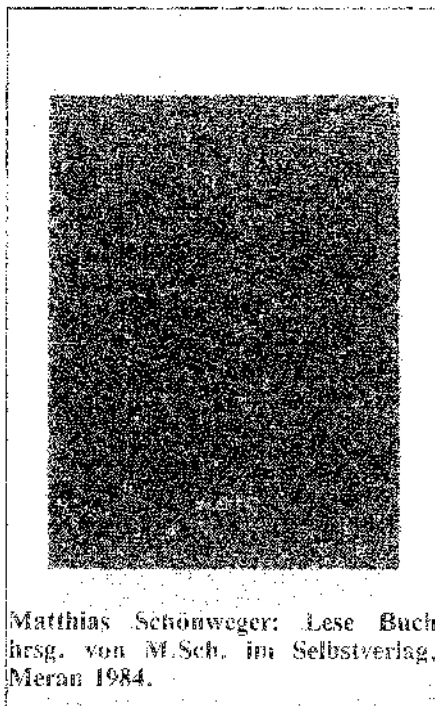
Bei meinem Cousin Georg waren es die Betreuer der Werkstätte in Tschongls, jetzt nach Prad umgesiedelt, die mit den Behinderten, was immer das auch heißt, begannen kreativ zu arbeiten; die versuchten jenen eine Ausdrucksmöglichkeit zu verschaffen, die sonst nie gefragt werden.

In dieser Weise steht Georg zwar für sich, aber dennoch beispielhaft für eine Arbeit, die auch bei uns möglich ist, wenn man will, und wie sie Karl Prossliner in seinem Film „Einer“ dokumentiert hat.

Einen Punkt gibt es zwar noch, über den man gern mehr Bescheid wüßte, und der auch in der Nummer 7 der Zeitschrift LOS nicht ausgeführt wurde: den Entstehungsvorgang der Texte. Die Gedichte werden vom Betreuer aufgeschrieben, das weiß ich, aber wie die Form der Aussage vor sich geht oder die Satzordnung geschieht, darüber wüßte man gern mehr.

Die Zeitschrift ist zu beziehen über:
Zeitschrift LOS, c/o H.Grillnberger/
Ferdinandstraße 39/A-4040 LINZ zum
Preis von 30 öS.

Ludwig Paulmichl



Komm, gebrauch mich

m.sch., alias Matthias Schönweger, hat, nachdem er vor 2 Jahren sein Toten-Tatenbuch herausgebracht hat, nunmehr vor wenigen Monaten, im Winter 84, eine Sammlung, „Lesebuch“, folgen lassen.

Die „MEMENTO-MORITATEN AM WEG RAND notiert“, so der Untertitel, sind Texte, die den Leser den mehrwertigen Charakter der Sprache vorführen.

Es sind Sprach- und Buchstabenspiele, die den Standpunkt einer Sprachphilosophie beim Wort nehmen: Die Sprache definiere sich durch ihren Gebrauch.

Dieser Gebrauch weitet sich bei Schönweger, wie in der konkreten Poesie weitgehend üblich, auf die visuelle Komponente aus - die Textanordnung als Bild.

Plakatgedichte nannte Schönweger eine frühere Sammlung und Plakat bedeutet schon das plakative der Sprache, der im Grunde undifferenzierte Charakter der Worte, deren Sinnverschiebungen sich zeigen, in der Art, wie sie angeordnet werden.

So verfremdet der Autor den Sinn etwa von Sprüchen, Redensarten, schreibt sie weiter, interpretiert sie:

„PRIESTER/WÜNSCHEN. ALLEN
MÄGDEN/ UND KNECHTEN/ DER
H E R R / SEI MIT EUCH“ oder „WA-
RUM SO ^{II} EILIG/ WENN DANN /
DOCH/ DIE LETZTEN/ DIE ER-
STEN/ SIND“

*Hast Du Geld
für den
Sinnemann?*

Originalhandschrift M. Sch.

und zeigt die ihnen immanente Ideologie auf:

„GEDANKEN/SIND FREU//

WILD“ oder: „SIEGUN HEIL//// hu-
mor ist/WENN MAN TROTZDEM
LACHT/

ein verbrechen“, Schönweger spielt auch mit Begriffen aus dem Kunstbereich, gibt den Anschein als liefere er Ansätze einer Kunstauffassung, die er aber nicht kohärent entwickelt, im Gegenteil, er nimmt zurück, was er an einer Stelle sagt und zeigt so den Spielcharakter seiner Arbeiten „WAS DEM KIND/ DAS/ SPIEL///IST/// IHM ERWACHSEN/ DIE/KUNST“ und senkrecht steht NOT-WENDIG.

Gegen Ende des Buches finden wir „ICH SCHREIBE/ NICHTS MEHR/ außergewöhnliches“.

Und das scheint das Interessante an Buch, das Material das Schönweger verwendet, besteht durchwegs aus Versatzstücken von schon Bekanntem. Es ist Gewöhnliches, aus dem Alltäglichen in einen anderen Zusammenhang gesetzt und fordert uns auf: „U S A/// il cervello“

Das Buch ist im Selbstverlag erschienen, numeriert und signiert, ist erhältlich, sofern nicht im Buchhandel, unter der Adresse: M. Sch., Freiheitsstr. 188, I-39012 Meran, den Preis von ca. 20.000.- Lit. rechtfertigt die bibliophile Ausstattung mehr als genug.

Hans Haid: LESE BUCH — Lyrik
Prosa Theater Aufsätze Polemik —
hrsg. von L. Paulmichl und H. Waldner,
Frischfleisch & Löwenmaul,
Wien, Südtiroler Autorenvereinigung,
Bozen, 1984. L. 11.000.

Das im vergangenen Jahr erschienene »Lese Buch« Hans Haid habe ich als ein zweifaches gelesen. Nicht eine Gliederung in Lyrik, Prosa, Theater, Aufsätze und Polemik, wie sie von den Herausgebern Ludwig Paulmichl und Hansjörg Waldner vorgenommen wurde, geht mir durch den Kopf, während ich Notizen ordne und meine Leseindrücke noch einmal Revue passieren lassen, sondern vielmehr die Unterscheidung in einen literarischen und publizistischen Hans Haid.

Warum?

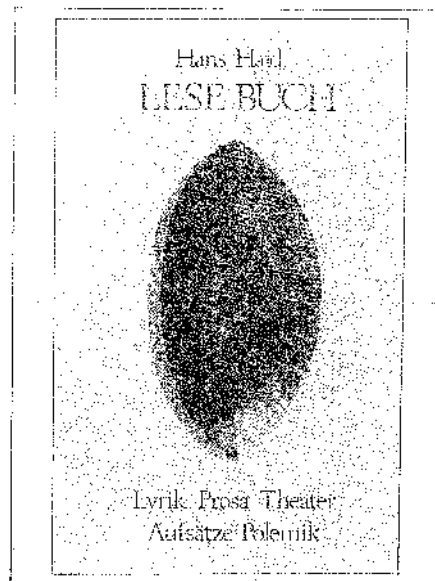
Meine Zweiteilung gründet sich auf die verschiedenen Sympathien, die ich den literarischen Beiträgen auf der einen und den publizistischen Schriften auf der

anderen Seite abgewinnen konnte. Und es kurz und vorweg zu sagen: der Publizist Hans Haid ist mir weit lieber als der Literat, so untrennbar für den Autor selbst diese beiden Ausdrucksformen auch sein mögen.

Im Aufsatz »Regionalkultur versus Zentralkultur« definiert Haid die »neue Dialektedichtung« als ein »Instrument der Gesellschaftskritik«, als jenen Teil jener neuen Volkskultur, der er sich verpflichtet fühlt.

Er selbst versucht diese programmatische Forderung in Versen seiner heimatischen Ötztaler Mundart einzulösen. Haid's Dialektgedichte sind düstre Bilder aus der Provinz, krasse Gegenwelten zur hochglanzfremden Verkehrsdyllie, die den Touristen vermittelt wird. Liebe und Tod als die immer wiederkehrenden zentralen Themen.

Eine Gegenwelt allein aber, die wohl als Spiegel für die Ötztaler und alle in ihrem Schicksal verwandten Alpenbewohner gedacht ist, die vom Fremdenverkehr überrollt und vergewaltigt wurden, mag noch nicht genügen, um jene Widerstandskraft »versus die Zentralkultur« in Bewegung zu setzen, von der Haid im Zusammenhang mit Volkskultur spricht. »Kargheit der Stilmittel« und »Verknappung bis hin zur Sprachlosigkeit« glauben die Herausgeber in Haid's Lyrik zu lesen; damit treffen sie den wunden Punkt, nähert sich doch Haid's Lyrik durch ihre immer gleichen Themen und fortwährenden Benutzung weniger stilistischer Mittel (einfache Aneinanderreihung von bedeutungsschweren Worten, Lautmalerei) bedenklich der Sprachlosigkeit. Wo Betroffenheit erzeugt werden soll, macht sich Langeweile breit. Nur in wenigen Gedichten genügt Haid seinen eigenen Ansprüchen, wie z. B. im bereits legendären »ohn vöcroon«, dessen Bekanntwerden heftigste öffentliche Auseinandersetzungen nach sich zog, oder im zarten Liebesgedicht »Armeleutkind im Gras«. An dieser Stelle eine Frage an die Herausgeber: warum wurden nicht alle Gedichte Hans Haid's, d. h. auch die bereits in selbständigen Publikationen erschienenen, in die Auswahl miteinbezogen? »Lese Bücher«



werden gekauft, um einen noch nicht näher bekannten Autor kennenzulernen. Was spricht also gegen einen Querschnitt aus dem gesamten lyrischen Schaffen Haid's?

Die Prosa Hans Haid's ist im Lese Buch mit zwei Stücken vertreten. Das erste trägt den Titel »Wenn sie ausbleiben« und ist ein Auszug aus dem Romanmanuskript »Die Dorfmaschine«. Ich halte diese Geschichte für schlicht ungenießbar. In einem Fremdenverkehrsort verbünden sich die Dorfbewohner mit dem Teufel, um den verlorenen Wohlstand zurückzugewinnen, da ihnen die Gäste ausgeblieben sind. Eine Erzählung nicht nur über hemmungslose Profitgier, mehr noch über Scheinreligiosität und echte Frömmigkeit. Um dies dem Leser näherzubringen, greift Haid tief in die Symbolikste. Der Teufel steht für verlorne Frömmigkeit und Geldgier, Ratten treten auf als Künder künftigen Unheils und Sinnbilder des Verfalls, und die alten Frauen schließlich, die den Märtyrertod auf sich nehmen, sind Vertreter des echten Glaubens. Das Ganze endet in skurril-phantastischem Kitsch.

Entwurzelung und Kulturlosigkeit, Verlust und Religiosität, Ausbeutung eines Kleinbauern und seiner Tochter durch

einen Hotelier, Blutschande und Kindesmord – alles Frucht des verderbenden Tourismus, in Stichworten der Inhalt der fünfseitigen Geschichte »Dot hööuckee see«. Auch hier kommt Haid's Prosa über gutgemeinte Ansätze nicht hinaus, die Geschichte wirkt auf mich überladen und unausgereift. Übrig bleibt grobschlägige und unscharfe Prosa.

Verheißungsvoller erscheint mir der Dramatiker Hans Haid. Aber was soll man über eine kurze Dramenkostprobe zu urteilen wagen? Der Ansatz, wie der Autor im III. Akt des Stücks »Kirielois«, das dem Bauernführer Michl Gaismair gewidmet ist, die geschichtlichen Leichenfledderer des Sozialrevolutionärs auf der Bühne zum Leben erweckt, wo sie ihre Gaismairvereinnahmungen und -vergewaltigungen zum Besten geben, macht Appetit auf mehr.

Vom literarischen zum publizistischen Hans Haid, dem meine uningeschränkte Zustimmung gehört. Unermüdlich schwingt er in seinen Aufsätzen und Schriften die Feder für eine »neue« Volkskultur. Im umfangreichsten seiner abgedruckten Aufsätze »Regionalkultur versus Zentralkultur« sieht er die neue Volkskultur als Alltagskultur, die sich im regionalen Bereich entwickeln soll, als eine Kultur der Vielen. Haid entwirft das Bild einer selbstverwalteten, weitgehend selbstgestalteten Umwelt, Identität und Geborgenheit als Ziele in einem total verwalteten Sozialstaat. Auch die beiden anderen Aufsätze, »Volkskunde und Museum« und »Brauchtum für andere« haben Haid's Einsatz für ein neues Kulturverständnis zum Thema. Von des Autors direkter öffentlicher Wirkung schließlich berichten die Polemiken. Was ehrt einen Autor mehr als Polemiken um sein Werk und seine Person? Zeugnisse öffentlicher Resonanz, die Haid braucht und sich wünscht. So sind auch dem leidenschaftlichen Autor Hans Haid, der es versteht, Leidenschaft auch bei anderen zu wecken, Leser, mehr noch: Nachahmer zu wünschen, wie uns ein »Haidmischese« Tirol. Aller Einwände zum Trotz, oder gerade deswegen.

-gg-

Neuartiges Gitarren-Lehrprogramm mit Buch und Musi-Cassette, mit dem besonders den musikalisch weniger begabten Menschen ein Weg zum aktiven Musizieren gezeigt werden soll, die einfach nur ihre Lieblings-Lieder spielen wollen.

Der Kurs beschäftigt sich vor allem mit der Liedbegleitung. Durch übersichtliche

Darstellungsweise mit vielen Fotos und Grafiken wird das Lernen erleichtert.

Zusammen mit beliebten Liedern, die alle auf der Musi-Cassette zu hören sind, wird schnelles Erfolgserlebnis ermöglicht. Nähere Auskünfte könnt Ihr jederzeit im SH-Büro in Bozen einholen. Tel. 24614.

Promotionen

AGREITER Josef, Enneberg	Magister der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
AMBROSINI Maurizio, Bozen	Laurea in architettura – Florenz – Diss.: »Die Sanierung der alten Spitalzone in Bozen«
ANDERGASSEN Helga, Kaltern	Doktor der Rechtswissenschaften – Innsbruck
AUER Reinhold, Sand in Taufers	Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften – Innsbruck
AÜKENTHALER August, Pflersch	Doktor der Philosophie, Naturwissenschaften – Innsbruck
BERNHART Anton, Algund	Doktor der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck – Diss.: »Das Bergschulwesen im Vinschgau«
BLAAS Florian, Meran	Diplomingenieur, Forstwissenschaften – Wien
BRAUN Reinhold, Brixen	Diplomingenieur, Bauingenieur – Innsbruck
BURCHIA Richard, Bozen	Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften – Innsbruck
CHRISTANELL Anton, Naturns	Diplomingenieur, Bauingenieurwesen – Innsbruck
DALSASS Norbert, Neumarkt	Laurea in architettura – Venedig
DEKAS Georg, Lana	Doktor der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
DELLA TORRE Luca, Brixen	Laurea in economia aziendale – Mailand
DEMAR Klaus, Bozen	Magister der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
DESALER Ruth, Bozen	Doktor der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
DIPOLI VALAZZA Monika, Leifers	Laurea in lingue e letterature straniere – Florenz
DORFER Astrid, Meran	Doktor der Naturwissenschaften – Innsbruck
DOSSER Maria Theresa, Schenna	Magister der Philosophie, geisteswissenschaftliche Fakultät – Innsbruck
ENGL Christoph, Bozen	Magister der Rechtswissenschaften – Innsbruck
ERLACHER Karl, Partschins	Laurea in lettere – Padua – Diss.: »Geschichte und Analyse der Südtiroler Kalender 1920 – 1970«
FERDIGOTTI Karin, Kaltern	Magister der Naturwissenschaften – Innsbruck
FISCHNALLER Ewald, Lüsen	Laurea in giurisprudenza – Padua
FLEISCH Elisabeth, Brixen	Magister der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
FLORIAN Monika, Kaltern	Doktor der Medizin – Innsbruck
FREI Elisabeth, Burgstall	Magister der Naturwissenschaften – Innsbruck
GARTNER Manfred, Meran	Doktor der Medizin – Innsbruck
GASSER Peter, Kiens	Magister der Naturwissenschaften – Innsbruck
GATTERER Armin, Bozen	Doktor der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
GIUS Bruno, Bruneck	Laurea in giurisprudenza – Mailand
GRUBER Johann, Vals	Laurea in giurisprudenza – Padua
GRUBER Peter, Bozen	Magister der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften – Innsbruck
GSTREIN Maria, Meran	Doktor der Philosophie – Innsbruck
HARICH Bernhard, Bozen	Doktor der Medizin – Innsbruck
HECHER Maria Anna, Gossensaß	Doktor der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
HOBER Karl, Brixen	Magister der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
HOLZMANN Hanspaul, Ridnaun	Doktor der Philosophie, Naturwissenschaften – Innsbruck
HÖLLER Thomas, Lana	Diplomingenieur, Architektur – Innsbruck
INDERSI Georg, Marling	Doktor der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften – Wien
JANSSEN Gabriela, Bozen	Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften – Innsbruck
JENNY Egmont, Bozen	Doktor der Medizin – Innsbruck
KAMELGER Robert, Brixen	Doktor der Rechtswissenschaften – Innsbruck
KASER Georg, Meran	Doktor der Philosophie, Meteorologie – Innsbruck
KEIM Roland, Sterzing	Doktor der Philosophie, Naturwissenschaften – Innsbruck
KEMENATER Alex, Meran	Magister der Rechtswissenschaften – Innsbruck
KIEM Ingrid, Meran	Magister der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
KLOTZ Peter, Eppan	Laurea in scienze forestali – Padua
KOFLER Waltraud, Pfälzen	Magister der Naturwissenschaften – Innsbruck
KOMPATSCHER Ivo, Bozen	Doktor der Medizin – Innsbruck
KRONBICHLER Georg Silvester, Reischach	Laurea in scienze agrarie – Bologna
KUGLER Dorothea, Olang	Magister der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
KUPPELWIESER Ulrike, Plaus	Doktor der Medizin – Innsbruck
KUSSTATSCHER Kurt Konrad, Bozen	Magister der Naturwissenschaften – Innsbruck
LADURNER Andreas, Dorf Tirol	Magister der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
LANZINGER Sieglinde, Sexten	Doktor der Medizin – Innsbruck
LANZINGER Thomas, Sexten	Magister der Philosophie – Innsbruck

LUTZ Beate, Brixen	Magister der Rechtswissenschaften – Innsbruck
LÖSCH Ilse, Lana	Laurea in giurisprudenza – Mailand
LÖSCH Michael, Lana	Laurea in architettura – Venedig
MAHLKNECHT Ingeborg, Bozen	Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften – Innsbruck
MAIR Gisela, Vals	Magister der Naturwissenschaften – Innsbruck
MAIRAMHOF Karin, Bozen	Laurea in scienze forestali – Florenz
MAIRHOFER Friedrich, Welsberg	Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften – Innsbruck
MALL Josef, Graun	Doktor der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
MARCHESE Gianni, Meran	Laurea in medicina e chirurgia – Pavia
MARSONER Zita, Lana	Doktor der Naturwissenschaften – Innsbruck
MARTH Christian, Lana	Doktor der Medizin – Innsbruck
MARZOLI Dirce, Meran	Doktor der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
MITTERMAIR Siegfried, Sand in Taufers	Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften – Innsbruck
MORES Monika, Meran	Doktor der Philosophie, Pädagogik – Innsbruck – Diss.: »Die Universität ein Lernort für Studentinnen?«
NEULICHEDL Othmar, Welschnofen	Diplomingenieur, Architektur – Innsbruck
NIEDERKOFER Johanna, Luchta	Diplomingenieur, Architektur – Innsbruck
NIEDERMAIR Rosa Maria, St. Lorenzen	Doktor der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
NIEDERWIESER Mónica Johanna, Brixen	Doktor der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
OBERHOLLENZER Angelika, Bruneck	Magister der Rechtswissenschaften – Innsbruck
OBERPARLEITER Peter, Bruneck	Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften – Innsbruck
PARSCHALK Günther, Glurns	Doktor der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
PATTIS Markus, Bozen	Doktor der Medizin – Innsbruck
PAULMICHL Klaus, Meran	Doktor der Medizin – Innsbruck
PERLUZZO-GALLO Maria Pia, Meran	Laurea in lingue e letterature straniere – Verona
PESCOLDERUNG-KOFER Barbara, Bruneck	Magister der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
PICHLER Josef Roman, St. Martin i. P.	Doktor der Philosophie, Pädagogik – Psychologie – Innsbruck – Diss.: »Identität und Sprache. Frühkindlicher Zweitspracherwerb und Persönlichkeitsentwicklung«
PIRCHER Erika, Bozen	Doktor der Politikwissenschaft – Salzburg
PLANGGER Josef, Graun	Doktor der Medizin – Innsbruck
PLANK Josef, Ratschings	Doktor der Philosophie, Naturwissenschaften – Innsbruck
POBITZER Elisabeth, Bozen	Diplomingenieur, Architektur – Innsbruck
POBITZER-STAMPFL Barbara, Schlanders	Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften – Innsbruck
PREM Luisa Maria, St. Ulrich	Doktor der Philosophie, Geisteswissenschaften Innsbruck – Diss.: »Frühkindliche Zweitsprachdidaktik«
PRINOTH Gabriela, St. Ulrich	Doktor der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
PSAIER Rudolf, St. Andrä	Laurea in pedagogia – Verona

Wir sind die Tochterfirma eines führenden englischen Unternehmens im Bereich der Automobilindustrie mit Zugehörigkeit zu einem Weltkonzern.

**Für unser Werk in Bruneck suchen wir einen
MITARBEITER FÜR DEN BEREICH TECHNISCHER VERKAUF**

Wir erwarten uns die Bewerbung eines dynamischen, aufgeschlossenen Herrn mit Hochschulbildung in Maschinenbau oder Metallurgie, der die deutsche und italienische Sprache beherrscht.

1 bis 2jährige Berufserfahrung im Automobilsektor oder auf einem anderen technischen Gebiet sowie Englischkenntnisse wären von Vorteil. Eine spezifische Ausbildung über unsere Produkte soll Ihnen in unserem Mutterwerk in England vermittelt werden.

Ihr Aufgabenbereich umfaßt: **Technische Unterstützung unserer Verkaufsabteilung – Technische Beratung unserer Kunden – Ausarbeitung von Angeboten – Entwicklung von Produkten.**

Wir bieten eine leistungsgerechte Entlohnung und die Sozialleistungen eines Großunternehmens. Senden Sie uns bitte Ihre Bewerbungsunterlagen. Zur ersten Kontaktaufnahme können Sie uns auch telefonisch erreichen.

Ihre Bewerbung wird vertraulich behandelt.

**VANDERVELL ITALIA AG – Personalabteilung
Postfach 47 – I-39031 Bruneck – Tel. (0474) 84775**

PUTZER Anni, Pfäsch	Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften – Innsbruck
PÖDER Renate, Lana	Magister der Philosophie – Innsbruck
RANZI Margot, Brixen	Diplomingenieur, Architektur – Wien
REICHEGGER Christine, Sand in Taufers	Laurea in economia e commercio – Verona
REYER Petra, Müllbach	Doktor der Medizin – Innsbruck
RISPOLI Guido, Meran	Magister der Rechtswissenschaften – Innsbruck
ROTTENSTEINER Dorothea, Longinoos	Doktor der Medizin – Innsbruck
SCHÖNHUBER Ilse, Bruneck	Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften – Innsbruck
SIGMUND Franz, Lüssen	Diplomingenieur, Forstwissenschaften – Wien
STEINHAUSER Bernhard, Prettau	Laurea in pedagogia – Padua
STÜTLER Ramona, Gais	Doktor der Philosophie – Innsbruck
STIMPFEL Heiga, Bozen	Doktor der Philosophie, Naturwissenschaften – Innsbruck
STÜRZ Karl, Aldein	Doktor der Philosophie – Innsbruck
TAPPEINER Gottfried, Laas	Doktor der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften – Innsbruck
THALER Johanna, Tramin	Magister der Philosophie – Innsbruck
THÖNI Wolfgang, Graun	Magister der Naturwissenschaften – Innsbruck
TINKHAUSER-PAOLI Barbara, Bruneck	Laurea in sociologia – Trient
TROCKNER Elisabeth, Bozen	Diplomingenieur, Architekt – Innsbruck
TRÖBINGER Valentin, Seis	Doktor der Medizin – Innsbruck
TSCHURTSCHENTHALER Renate, Salurn	Magister der Naturwissenschaften – Innsbruck
VOLGGER Ruth Margit, Pfäsch	Magister der Rechtswissenschaft – Innsbruck
WABL Gunther, Bruneck	Doktor der Philosophie, Zeitgeschichte – Theaterwissenschaft – Wien
WEGER Verena, Meran	Doktor der Medizin – Innsbruck
WEISS Helmut, Lana	Doktor der Medizin – Innsbruck
WEISSTEINER Evelin, Brixen	Diplom-Tierärztin – Wien
WILD Karla, Ratschings	Doktor der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
WISTHALER Karl-Heinz, Niederdorf	Doktor der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften – Innsbruck
WODENEGG Andrea	Doktor der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
ZAGLER Luis, Dorf Tirol	Doktor der Philosophie, Geisteswissenschaften – Innsbruck
ZÖGGLER Gabriele, Brixen	Laurea in lettere e lingue moderne – Verona

PRÄMIEN FÜR DOKTORARBEITEN

Für alle jene, die ihre Doktorarbeit schon abgeschlossen haben und etwas Geld brauchen!

Der Regionalausschuß Trentino-Südtirol vergibt Prämien für Doktorarbeiten von regionalem Interesse in Höhe von 300.000 bis 500.000 Lire. Alle Dissertationen, die unsere Region betreffen und sich mit folgenden Themen befassen, kommen in Frage: **Arbeiten über wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Bereich und über das Autonomieproblem.**

Die Gesuche sind auf stempelfreiem Papier zu schreiben und können während des ganzen Jahres laufend eingereicht werden und zwar an das Assessorat für Finanzen und Vermögen des Regionalausschusses in Trient. Im Ansuchen, dem die Doktorarbeit beigelegt werden muß, muß die Punktezahl oder die Bewertung der Doktorarbeit von seiten der Universität angegeben werden. Die eingereichte Doktorarbeit darf in der Regel nicht länger als zwei Jahre zurückliegen. Der Antragsteller muß natürlich in der Region Trentino-Südtirol seinen Wohnsitz haben.

Für das laufende Finanzjahr wären noch Gelder zu vergeben und sofort nachgereichte Gesuche könnten wahrscheinlich noch berücksichtigt werden.

Also Leute beeilt euch, es geht um euer Wohlergehen.

DIE SKOLAST-REDAKTION BITTET ALLE STUDENTEN, NACH ABSCHLUSS IHRES STUDIUMS DIES IM SH-BÜRO IN BOZEN ZU MELDEN. DIES SOLL DAZU DIENEN, FÜR DIE ZUKUNFT EINE MÖGLICHST VOLLSTÄNDIGE AUFSTELLUNG ALLER STUDIENABSCHLÜSSE SÜDTIROLER STUDENTEN ZU HABEN, SOWIE IM FALLE VON ARBEITSANGEBOTEN, DIE IN LETZTER ZEIT HÄUFIGER EINTREFFEN, MÖGLICHST ZUFRIEDENSTELLEND ALS VERMITTLUNGSSTELLE ARBEITEN ZU KÖNNEN.

Meine Gedichte verbreite ich auf Zetteln, die von hundertten Bäumen und Lichtmasten in Wien gepflückt werden: Wer nie hier ist, kriegt's per Post:

Heimut Seethaler
A-1200 Wien Wasnergasse 43/8

Auf der SH-Bude in Bozen werden folgende Bücher und Zeitschriften zum Verkauf angeboten:

- SKOLAST (alte Nummern)
- SONDERSKOLAST 30 JAHRE SH
- SH-STUDENTTAGUNGSBROSCHÜREN (Südtiroler Bildungspolitik - ein Flickwerk auf Dauer? / Ausbildung und Arbeitsmarkt im akademischen Bereich)
- STURZFLÜGE
- ARUNDA 13 - LITERATUR IN SÜDTIROL
- ARUNDA 17 - TERA LADINA
- APARTHEID IN MITTELEUROPA? Sprache und Sprachenpolitik in Südtirol. Betteheim, Benedikter, Gatterer u.a.
- HANS HAID - LESEBUCH Lyrik, Prosa, Theater, Aufsätze, Polemik
- GERHARD KOFLER - NEUE SÜDTIROLER EXTRAVAGANZEN Gedichte 1982 - 84
- OCCUPATO - BESETZT - »EX MONOPOLIO« IN VIA DANTE-STR. 6 Buch über die Besetzung des Monopologebäudes, seine Umfunktionierung zu einem selbstverwalteten Kulturzentrum und schließlich seine Zerstörung
- STAFFLER - HARTUNGEN - GESCHICHTE SÜDTIROLS. DAS 20. JAHRHUNDERT Materialien, Hintergründe, Quellen, Dokumente
- DIE DRITTE WELT UND WIR - IL TERZO MONDO E NOI - Dokumentation zur internationalen Tagung im Schloß Maretsch in Bozen vom 28./29./30. September 1984
- GAISMAIRKALENDER 1986
- WILHELM BUSCH - SUMMA SUMMARUM. Sette storie rimate ed illustrate. Übersetzung von Wilhelm Busch ins Italienische
- Andere Schriften und Broschüren gibt es gratis.

Übernahme Reinschrift von Dissertationen, Diplomarbeiten und Hausarbeiten.
Irmi Nocker, Tel. 0471/993393 (Bürozeiten)

Übernahme Reinschrift von Dissertationen, Diplomarbeiten, Hausarbeiten in deutscher, italienischer und englischer Sprache.
Tel. 0471/38580 (8 - 14 Uhr)

Übernahme Reinschrift von Dissertationen und Diplomarbeiten in deutscher und italienischer Sprache.
Tel. 0471/27253, Essenszeiten, oder 0471/24614, Bürozeiten.
Nach Heini fragen.

FRAUEN + SKOLAST

Bis zum 8. März (1986!) soll der FRAUEN + SKOLAST erscheinen.

Das Thema lautet:

Öffentlichkeit und Privatheit

ein Thema, das weit gefaßt ist und viele Bereiche umschließen kann.

Wir Frauen brauchen noch Frauen, die Lust hätten dazu Artikel zu schreiben.

Sie wären bis ENDE DEZEMBER an folgende Adressen zu schicken (am günstigsten: vor Abschrift des druckreifen Typoskripts kurz folgende Kontaktfrauen anrufen):

INFORMATIONEN- UND KONTAKTADRESSE

Michaela Raiser (montags); SH-Sekretariat, Waltherhaus, Crispistraße, Tel. 24 614 Bozen

oder: Carmen Unterholzer, Schöpfstraße 6/6, A - 6020 Innsbruck, Tel. 31 997

GAISM AIR

... zu beziehen über den Buchhandel,
die Michael-Galsmair-Gesellschaft, A-6026
Innsbruck, Postfach 66 und die Südtiroler
Hochschülerschaft, I-39100 Bozen, Schlern-
straße 1 (Waltherhaus).

260 Seiten, Preis: öS 90,-/Lit. 9.000,-



KALENDER 1986

**Preglau Meleghy Frantz
Tafertshofer**

Kosten und Nutzen des Tourismus

In einer ausgewogenen Bilanz zeigen die Autoren, ob im Fremdenverkehr ökonomisch, ökologisch und kulturell die Kosten- oder die Nutzenseite überwiegt.

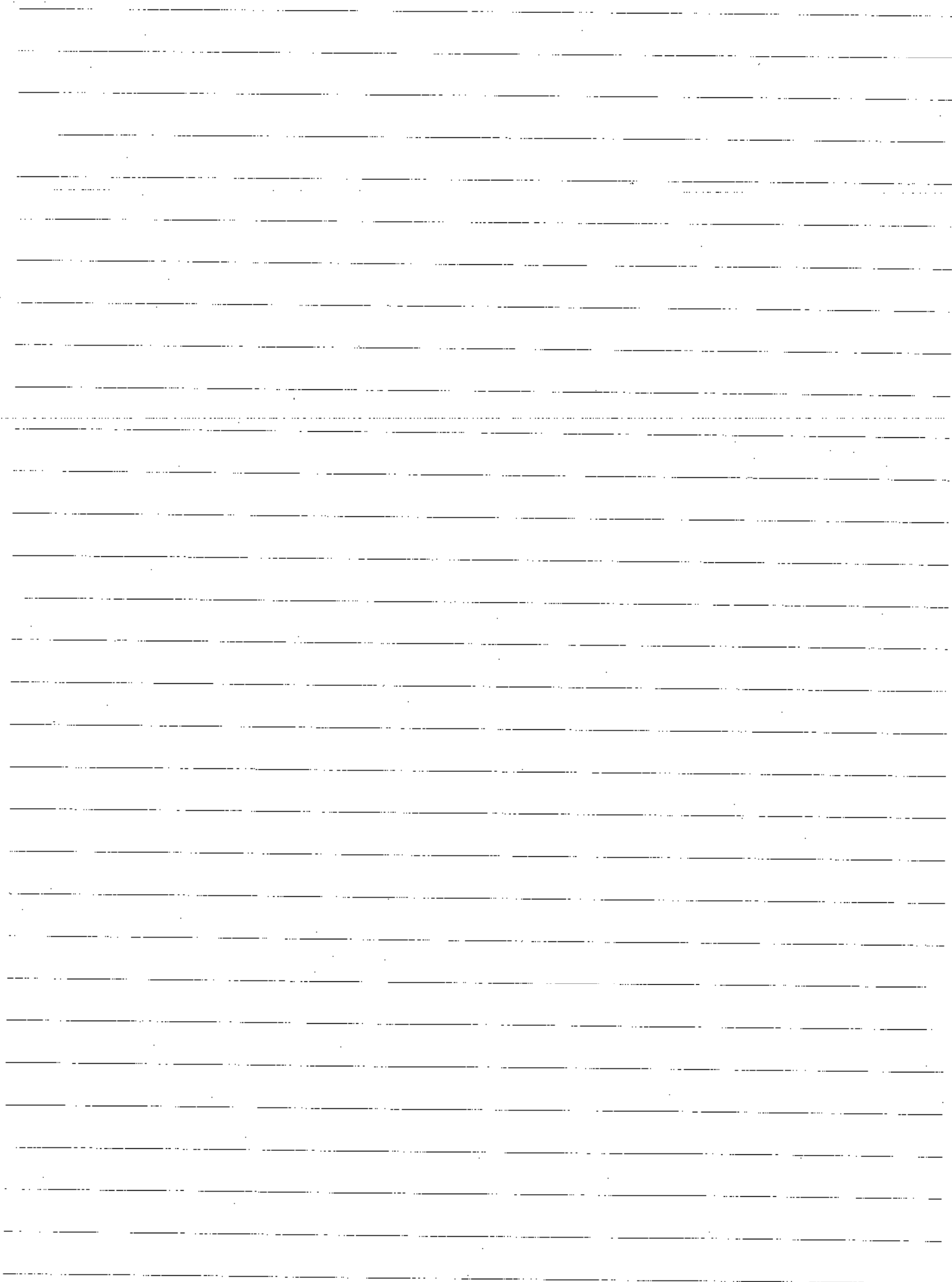
Bestellungen an die Michael-Gais-
mair-Gesellschaft / Schriftenreihe,
Postfach 66, A-6026 Innsbruck

144 Seiten / öS 189.—

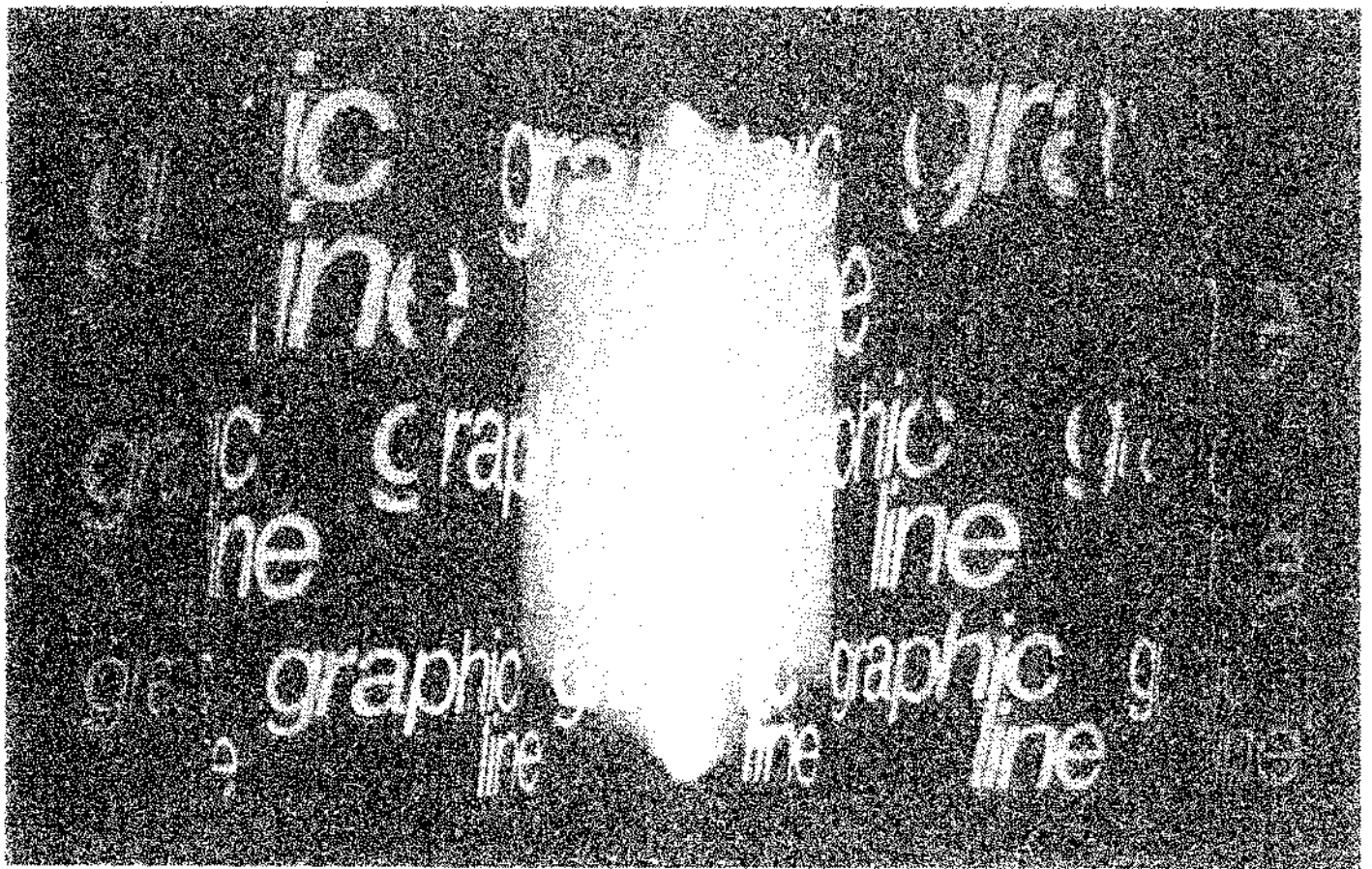
Heuer vor 40 Jahren

DEZEMBER / JULMONAT

Datum und Tag		Gesellschaftliche Feiertage Deutsche Gedenktage	Namen	
1	Samstag	1936 N.J. wird Staatsjugend	Eligius, Rabulf	☾
2	Sonntag	1497 Hans Holbein, Maler, geb.	Bibiana	☾ ☾ ☾ ☾ ☾
3	Montag	1857 Christian Rauch, Bildhauer, gest.	Franz Haber	
4	Dienstag	1409 Gründung der Universität Leipzig	Barbara, Anno	
5	Mittwoch	1757 Schlacht bei Leuthen 1791 Wlfg. Amad. Mozart, Komponist, gest.	Reinhard, Sola	
6	Donnerstag	1849 Generalfeldmarschall v. Mackensen geb. 1892 Werner v. Siemens, Begründer der Elektrotechnik, gest.	Nikolaus	
7	Freitag	1835 Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn Nürnberg—Fürth	Ambrosius, Siegr.	☾
8	Samstag	1914 Seeschlacht bei den Falklandinseln; Graf Spee gefallen	Maria E., Kunhilde	☾
9	Sonntag	1717 J. J. Winckelmann, Altertumsforscher, geb.	Anastasia	☾ ☾ ☾ ☾ ☾ ☾ ☾
10	Montag	1493 Der große Arzt Paracelsus geb.	Wimmar, Eucharis	
11	Dienstag	1783 Max v. Schenkendorf, Dichter, geb.	Damasus, Artur	
12	Mittwoch	1916 Friedensangebot der Mittelmächte	Bizelin	
13	Donnerstag	1250 Kaiser Friedrich II. gest.	Luzia, Ottilia	
14	Freitag	1720 Justus Möser, Geschichtsschreiber, geb.	Berthold, Folkwin	
15	Samstag	1745 Schlacht von Kesselsdorf	Christiana, Eusebius	
16	Sonntag	1770 Ludwig van Beethoven, Komponist, geb.	Adelheid, Sielinde	☾ ☾
17	Montag	1920 „Völkischer Beobachter“ amtliche Zeitung der NSDAP.	Sturmhus, Begga	
18	Dienstag	1803 Joh. G. Herder, Denker und Dichter, gest. 1939 Englische Niederlage beim Einflugversuch in die Deutsche Bucht	Munibald	☾ ☾
19	Mittwoch	1508 Adam Kraft, Bildhauer, gest.	Meinzo, Gerberta	☾ ☾
20	Donnerstag	1924 Der Führer aus der Festungshaft entlassen 1937 General Ludendorff gest.	Gottlieb, Hoyer	
21	Freitag		Thomas	☾ ☾
22	Samstag	Winter Sonnenwende Winteranfang	Jutta, Bertheide	
23	Sonntag	1597 Martin Opitz, Dichter, geb.	Hartmann, Viktoria	☾ ☾ ☾ ☾ ☾ ☾ ☾
24	Montag	Weihnachtsabend		
25	Dienstag	1. Weihnachtstag		
26	Mittwoch	2. Weihnachtstag		
27	Donnerstag	1923 Dietrich Eckart, Dichter, gest.	Stephan	
28	Freitag		Johannes, Erenfried	
29	Samstag	1836 Georg Schweinfurth, Afrikaforscher, geb.	Thomas, Egwin	
30	Sonntag	1812 Konvention von Lauraggen	Irma, Lothar	☾ ☾
31	Montag	1747 Gottfried Bürger, Dichter, geb.	Silvester, Balduin	



Eine Serviceleistung der Südt. Hochsch.



fotosatz, grafische gestaltung - fotocomposizione, progetto grafico
I-39100 bozen - dantestraße 20/a - tel.(0471) 328 88 - I-39100 bolzano via dante 20/a

ALLES GUTE ZUM 30. ein!
GRATULIEREN SIE UNS AUCH!
MIT 1/2 kleinen BESTELLUNGEN.

1.

SONDERSKOLAST 30 JAHRE SH (2. Auflage)

100 Seiten alte Skolast-Artikel, die z. T. sehr alt sind wie wir. Große und kleine Artikel über Südtirol, seine Politik, seine Kultur, seine Medien, seine Uni (hahahaha) und seine Kirche. Den 1. Skolast von 1956 gibts gratis dazu. Zum Vorlesen am Kamin und zum Drunterlegen der Kopfkissen.

10.000,- Lire (Mitglieder 7.000,-)

2.

SKOLASTREGISTER DER LETZTEN 30 JAHRE

Zusammengestellt von Reinhold Staffler. Für den, der ganz genau wissen will, was in sämtlichen Skolast-Ausgaben von wem wozu verfaßt wurde.

Die beste Möglichkeit, um das Waldheim-Interview über Südtirol wiederzufinden z. B.

Erscheint in Kürze.



Ich bestelle hiermit:

... Exemplare des Sonderskolast a Lire

... Exemplare des Skolastregisters

Meine Adresse:

